UNIV.OF
TORONTO
LIBRARY

D565d

Aus deutscher Dichtung

Erläuterungen zu Dicht- und Schriftwerken für Schule und Haus

Band II

Dichtungen in Poesie und Prosa für die Mittelstufe

Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner herausgegeben von

Rudolf Dietlein
weil. Rektor a. D.
in Halle a. S.

Woldemar Dietlein
weil. Rektor u. Kgl. Kreisschulinspektor
in Dortmund

Friedrich Polack
weil. Kgl. Schulrat a. D.
in Treffurt

Neunte, umgearbeitete Auflage, herausgegeben von

Dr. Paul Polack
Oberschulrat u. Geh. Regierungsrat
in Berlin

1. Teil

294076
H:12:33

Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1922

Schutzformel für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright 1922 by B. G. Teubner in Leipzig.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Vorwort.

Dem 1. Teile des III. Bandes „Aus deutſcher Dichtung", der Oſtern 1921 erſchienen iſt, folgt hier in neuer, umgearbeiteter Auflage der 1. Teil des II. Bandes. Er deckt ſich inhaltlich mit Band II, 1 des „Führers durchs Leſebuch" und enthält eine engere Auswahl von Erläuterungen für die Mittelſtufe; ihm wird ſpäter ein zweiter Teil mit weiteren Erläuterungen für dieſe Stufe folgen.

Bezüglich der Grundſätze, die für die Geſtaltung dieſer neuen Auflage maßgebend geweſen ſind, darf ich auf das Vorwort zu dem erſtgenannten Bande verweiſen.

Bei der Worterklärung ſind hier wie im III. Bande mit Dank benutzt worden:

Jacob und Wilhelm Grimm, Deutſches Wörterbuch;
Hermann Paul, Deutſches Wörterbuch;
Heinrich Menges und Bruno Stehle, Deutſches Wörterbuch für Elſäſſer.

Berlin-Friedenau, Herbſt 1921.

Dr. Polack.

I. Alphabetisches Verzeichnis

der erläuterten Dichtungen nach ihren Anfängen.

			Seite
1.	Als der Sandwirt von Passeyer	von Schenkendorf	118
2.	Als ich schon hübsch zu Fuß war	Rosegger	177
3.	Als Kaiser Rotbart lobesam	Uhland	112
4.	Als noch verkannt und sehr gering	Goethe	78
5.	Bei Goldhähnchens war ich jüngst zu Gast	Seidel	85
6.	Beim Totengräber pocht es an	Vogl	161
7.	Burg Niedeck i. im Elsaß	von Chamisso	87
8.	Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande	Hebel	167
9.	Da, wo der Mondschein blitzet	Graf Loeben	13
10.	Der alte Barbarossa	Rückert	153
11.	Der böse Wolf war zu Jahren gekommen	Lessing	175
12.	Der Damm zerreißt	Goethe	135
13.	Der Frühling hat sich eingestellt	Hoffmann von Fallersleben	39
14.	Der Knecht hat erstochen	Uhland	150
15.	Der König Friedrich von Preußen hatte	Hebel	168
16.	Der lieb Gott het zum Früehlig gseit	Hebel	39
17.	Der Mai ist gekommen	Geibel	44
18.	Der Mond ist aufgegangen	Claudius	54
19.	Der Pilger, der die Höhen überstiegen	von Chamisso	75
20.	Der Sonntag ist gekommen	Hoffmann von Fallersleben	65
21.	Der Wind, der Wind darf nimmer ruhn	Eigenbrodt	57
22.	Deutschland, Deutschland über alles	Hoffmann von Fallersleben	31
23.	Die linden Lüfte sind erwacht	Uhland	34
24.	Die Mitternacht zog näher schon	Heine	158
25.	Die Nacht war kaum verblühet	von Eichendorff	66
26.	Die Wälder stehn im weiten Rund	Dichter unbekannt	24
27.	Dort unten in der Mühle	Kerner	152
28.	Drei Zwerglein läuten den Frühling ein	Huggenberger	36
29.	Droben stehet die Kapelle	Uhland	99
30.	Dulde, gedulde dich fein	Heyse	9
31.	Du siehst geschäftig bei dem Linnen	von Chamisso	89
32.	Du wanderst in die Welt hinaus	Sturm	60
33.	Eben hat ein Hahn gekräht	Huggenberger	51
34.	Eine schöne Menschenseele finden	Herder	80
35.	Ein frommer Landmann in der Kirche saß	Knapp	97
36.	Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal	Stöber	182
37.	Ein guter, dummer Bauernknabe	Gellert	70
38.	Ein junger Bauer, mit dem es in der Wirtschaft	Leander	171
39.	Ein kleines Blauveilchen	Förster	84
40.	Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen	Lessing	173
41.	Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch	Lessing	173
42.	Ein Schifflein ziehet leise	Uhland	151
43.	Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand	Vogl	159
44.	Ein wohlhabender Bauer stand in seiner Scheune	Seidel	181

		Seite
45. Erschlagen war mit dem halben Heer	Dahn	107
46. Es braust ein Ruf wie Donnerhall	Schneckenburger	27
47. Es entstand ein hitziger Rangstreit	Lessing	174
48. Es ging ein Mann im Syrerland	Rückert	73
49. Es hat euch anzuhören wohl behagt	von Chamisso	90
50. Es ist, als müßt' ein Zauber	Trojan	6
51. Es ist bestimmt in Gottes Rat	von Feuchtersleben	2
52. Es ist ein Bäumlein gestanden	Rückert	83
53. Es ist so still; die Heide liegt	Storm	52
54. Es ist so still geworden	Kinkel	64
55. Es kommt der Herbst gezogen	Blüthgen	56
56. Es reden und träumen die Menschen viel	Schiller	61
57. Es stand ein Sternlein am Himmel	Claudius	5
58. Es war im Winter, und das Eis stand	Müllenhoff	177
59. Frau Amme, Frau Amme, das Kind ist erwacht	Hebbel	162
60. Friede sei um diesen Grabstein her!	Claudius	4
61. Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt!	Dahn	109
62. Gemächlich in der Werkstatt saß	von Chamisso	138
63. Gesiegt hat Friedrichs kleine Schar	Besser	113
64. Hast du das Schloß gesehen	Uhland	141
65. Heiß war der Tag	Gerok	131
66. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd	Vogl	110
67. Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland	Fontane	93
68. Hinter Eppendorf bei Hamburg liegt Niendorf	Frapan	167
69. Hoch klingt das Lied vom braven Mann	Bürger	133
70. Ich hab' mich ergeben	Maßmann	21
71. Ich kann den Blick nicht von euch wenden	Freiligrath	16
72. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten	Heine	11
73. Im Weizenfeld, in Korn und Mohn	von Liliencron	102
74. In Hitz' und Frost, in Staub und Regen	Loewenberg	91
75. Joachim Hans von Zieten	Fontane	116
76. Jockli, zieh das Käppli ab!	Zschokke	184
77. John Maynard! Wer ist John Maynard?	Fontane	103
78. Jung Siegfried war ein stolzer Knab'	Uhland	148
79. Kein Wind im Segel, die See liegt still	Avenarius	164
80. Kennst du das Bild auf zartem Grunde	Schiller	72
81. Konzert ist heute angesagt	Dieffenbach	42
82. Leise zieht durch mein Gemüt	Heine	35
83. Lieblich war die Maiennacht	Lenau	100
84. Lütt Matten de Haj'	Groth	85
85. Markt und Straßen stehn verlassen	von Eichendorff	66
86. Morgenrot, leuchtest mir	Hauff	23
87. Muttersprache, Mutterlaut	von Schenkendorf	18
88. Nächtlich am Busento lispeln	Graf Platen	106
89. Nun fallen leise die Blüten ab	Falke	50
90. Nun werden grün die Brombeerhecken	Freiligrath	95
91. O lieb', solang du lieben kannst	Freiligrath	1
92. O sanfter, süßer Hauch	Uhland	35
93. O Straßburg, o Straßburg	Volkslied	13
94. O Täler weit, o Höhen	von Eichendorff	49
95. O wunderbares, tiefes Schweigen	von Eichendorff	63

		Seite
96. Saatengrün, Veilchenduft	Uhland	35
97. Schneeglöckchen tut läuten	Reinick	38
98. Selig alle, die im Herrn entschliefen	Hölty	5
99. Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?	Giesebrecht	137
100. Sie sollen ihn nicht haben	Becker	25
101. Süßer, goldner Frühlingstag	Uhland	35
102. Tief im Schoße des Kyffhäusers	Geibel	155
103. Treue Liebe bis zum Grabe	Hoffmann von Fallersleben	23
104. Und dräut der Winter noch so sehr	Geibel	32
105. Unter allen Tieren, die ihre Jungen säugen	Hebel	170
106. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind	Schwab	156
107. Über das weite, das dunkle Meer	von Wildenbruch	98
108. Üb' immer Treu' und Redlichkeit	Hölty	58
109. Von Edenhall der junge Lord	Uhland	145
110. Von Perlen baut sich eine Brücke	Schiller	71
111. Von Wunden ganz bedecket	Moser	124
112. Vor allem eins, mein Kind	Reinick	20
113. Vor etlichen und dreißig Jahren starb	Schlez	179
114. Was blasen die Trompeten?	Arndt	128
115. Was glänzt dort vom Walde	Körner	121
116. Was ist des Deutschen Vaterland?	Arndt	29
117. Was steht der nordschen Fechter Schar	Uhland	143
118. Was zagst du, Herz	Uhland	35
119. Weisch, wo der Weg zuem Mehlfaß isch	Hebel	6
120. Welchen Grund könnt ihr Menschen haben	Trojan	184
121. Wem Gott will rechte Gunst erweisen	von Eichendorff	45
122. Wer hat dich, du schöner Wald	von Eichendorff	47
123. Wer öffnet leise Schloß und Tür	Halm	92
124. Wer recht in Freuden wandern will	Geibel	46
125. Wer schlägt so rasch an die Fenster mir	Müller	41
126. Wie war zu Köln es doch vordem	Kopisch	86
127. Wohlauf! noch getrunken	Kerner	46
128. Wo kommst du her in dem roten Kleid	Arndt	125
129. Zu Bacharach am Rheine	Brentano	12
130. Zu Mantua in Banden	Mosen	120
131. Zu Straßburg auf der Schanz	Volkslied	15

II. Inhaltsverzeichnis

nach alphabetiſcher Folge der Dichter und Schriftſteller geordnet.

Die Zahlen weiſen die Seiten nach.

Arndt, Ernſt Moritz: Des Deutſchen Vaterland 29, Die Leipziger Schlacht 125, Lied vom Feldmarſchall 128.

Avenarius, Ferdinand: Der goldene Tod 164.

Becker, Nikolaus: Der freie deutſche Rhein 25.

Beſſer, Hermann: Der Choral von Leuthen 113.

Blüthgen, Viktor: Herbſtlied 56.

Brentano, Klemens: Lore Lay 12.

Bürger, Gottfried: Das Lied vom braven Mann 133.

Chamiſſo, Adelbert von: Die Kreuzſchau 75, Das Rieſenſpielzeug 87, Die alte Waſchfrau 89, Zweites Lied von der alten Waſchfrau 90, Die Sonne bringt es an den Tag 138.

Claudius, Matthias: Bei dem Grabe meines Vaters 4, Chriſtiane 5, Abendlied 53.

Dahn, Felix: Gotentreue 107, Die letzten Goten 109.

Dieffenbach, Chriſtian: Waldkonzert 42.

Eichendorff, Joſeph von: Der frohe Wandersmann 45, Der Jäger Abſchied 47, Abſchied 49, Morgengebet 63, Sonntag 66, Weihnachten 66.

Eigenbrodt, Wolrad: Was der Wind zu tun hat 57.

Falke, Guſtav: König Sommer 50.

Feuchtersleben, Ernſt von: Scheiden 2.

Fontane, Theodor: Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland 93, John Maynard 103, Der alte Zieten 116.

Förſter, Friedrich: Blauveilchen 84.

Frapan, Ilſe: Frühling im Niendorfer Gehölz 167.

Freiligrath, Ferdinand: O lieb', ſolang du lieben kannſt 1, Die Auswanderer 16, Rübezahl 95.

Geibel, Emanuel: Hoffnung 32, Der Mai iſt gekommen 44, Morgenwanderung 46, Friedrich Rotbart 155.

Gellert, Chriſtian Fürchtegott: Der Bauer und ſein Sohn 70.

Gerok, Karl: Die Roſſe von Gravelotte 130.

Gieſebrecht, Ludwig: Der Lotſe 137.

Goethe, Joh. Wolfgang: Legende vom Hufeiſen 78, Johanna Sebus 135.

Groth, Klaus: Matten Haſ' 85.

Halm, Friedrich: Das taube Mütterlein 92.

Hauff, Wilhelm: Reiters Morgenlied 23.

Hebbel, Friedrich: Das Kind am Brunnen 162.

Hebel, Joh. Peter: Der Wegweiſer 6, Das Liedlein vom Kirſchbaum 39, Der kluge Richter 167, König Friedrich und ſein Nachbar 168, Der Maulwurf 170.

Heine, Heinrich: Lorelei 11, Frühlingsbotſchaft 35, Belſazer 158.

Herder, Joh. Gottfried: Der gerettete Jüngling 80.

Heyſe, Paul: Über ein Stündlein 8.

Hoffmann, Heinrich Auguſt (von Fallersleben): Mein Vaterland 23, Das Lied der Deutſchen 31, Ins grüne Feld 39, Sonntag 65.

Hölty, L. H. Chriſtoph: Elegie beim Grabe meines Vaters 5, Der alte Landmann an ſeinen Sohn 58.

Huggenberger, Alfred: Wenn der Frühling kommt 36, Sommermorgen 51.

Kerner, Juſtinus: Wanderlied 46, Der Wanderer in der Sägemühle 152.

Kinkel, Gottfried: Ein geiſtlich Abendlied 64.

Knapp, Albert: Die Einladung 97.

Kopiſch, Auguſt: Die Heinzelmännchen 86.

Körner, Theodor: Lützows wilde Jagd 121.

Leander (Richard Volkmann): Der Wunschring 171.

Lenau, Nikolaus: Der Postillion 100.

Leſſing, Gotthold Ephraim: Der Rabe und der Fuchs 173, Der Beſitzer des Bogens 173, Der Rangſtreit der Tiere 174, Die Geſchichte des alten Wolfs 175.

Liliencron, Detlev von: Tod in Ähren 102.

Loeben, Otto Heinrich Graf von: Lorelei 13.

Loewenberg, Jakob: Auf der Straßenbahn 91.

Maßmann, Ferdinand: Gelübde 21.

Moſen, Julius: Andreas Hofer 119, Der Trompeter an der Katzbach 124.

Müllenhoff, Karl: Das brave Mütterchen 177.

Müller, Wilhelm: Morgenlied im Frühling 41.

Platen, Auguſt Graf von: Das Grab im Buſento 106.

Reinick, Robert: Deutſcher Rat 20, Frühlingsglocken 38.

Roſegger, Peter: Als ich das erſte Mal auf dem Dampfwagen ſaß 177.

Rückert, Friedrich: Der Brunnen des Verderbens 73, Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt 83, Der alte Barbaroſſa 153.

Schenkendorf, Max von: Mutterſprache 18, Andreas Hofer 118.

Schiller, Friedrich: Hoffnung 61, Zwei Rätſel 71, 72.

Schlez, Joh. Ferdinand: Meiſter Hämmerlein 179.

Schneckenburger, Max: Die Wacht am Rhein 27.

Schwab, Guſtav: Das Gewitter 156.

Seidel, Heinrich: Bei Goldhähnchens 85, Der Zwerg und die Gerſtenähre 181.

Storm, Theodor: Abſeits 52.

Stöber, Karl: Der kleine Friedensbote 182.

Sturm, Julius: Rat des Vaters an ſeinen Sohn 60.

Trojan, Johannes: Hauszauber 6, Die Kröte verteidigt ſich 184.

Uhland, Ludwig: Frühlingsahnung 35, Lob des Frühlings 35, Frühlingsfeier 35, Frühlingsruhe 35, Frühlingstroſt 35, Die Kapelle 99, Schwäbiſche Kunde 112, Das Schloß am Meer 141, Der blinde König 142, Das Glück von Edenhall 145, Siegfrieds Schwert 148, Die Rache 150, Das Schifflein 151.

Unbekannt: Am Abend vor der Schlacht 24.

Vogl, Joh. Nepomuk: Heinrich der Vogler 110, Das Erkennen 159, Ein Friedhofsgang 161.

Volkslieder: Der unerbittliche Hauptmann 13, Der Schweizer 15.

Wildenbruch, Ernſt von: Weihnachten auf fremdem Meere 98.

Zſchokke, Heinrich: Jockli, zieh das Käppli ab! 184.

I. Lyrische Gedichte.

A. Menschenlust und Menschenleid.

1. A. O lieb', solang du lieben kannst.

Ferd. Freiligrath, Zwischen Garben. Stuttgart 1849. S. 49.

1. O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst!

2. Und sorge, daß dein Herze glüht
und Liebe hegt und Liebe trägt,
solang ihm noch ein ander Herz
in Liebe warm entgegenschlägt!

3. Und wer dir seine Brust erschließt,
o tu ihm, was du kannst, zulieb
und mach' ihm jede Stunde froh
und mach' ihm keine Stunde trüb!

4. Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein böses Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint,
der andre aber geht und klagt.

5. O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst!

6. Dann kniest du nieder an der Gruft
und birgst die Augen trüb' und naß —
sie seh'n den andern nimmermehr —
ins lange, feuchte Kirchhofsgras —

7. Und sprichst: „O schau' auf mich herab,
der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint."

8. Er aber sieht und hört dich nicht,
kommt nicht, daß du ihn froh umfängst,
der Mund, der oft dich küßte, spricht
nie wieder: „Ich vergab dir längst!"

9. Er tat's, vergab dir lange schon,
doch manche heiße Träne fiel
um dich und um dein herbes Wort;
doch still — er ruht, er ist am Ziel.

10. O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst!

I. **Einführung.** Ihr habt Vater, Mutter, Geschwister, Verwandte, Freunde (Freundinnen). Sie geben euch viel Liebe. Habt ihr euch immer dankbar für diese Liebe erwiesen? Habt ihr sie nicht manchmal mit Gleichgültigkeit vergolten? Seid ihr nicht manchmal sogar unartig und lieblos gewesen? Uns allen ruft Ferd. Freiligrath in einem Gedichte eine ernste Mahnung zu.

II. **Vertiefung.** Gedankengang und Erläuterungen. Str. 1 enthält das Thema des Gedichts. Wozu mahnt der Dichter? Wie lange sollen wir Liebe üben? Solange wir Gelegenheit und Trieb dazu haben. Warum? Der Tod rafft gar schnell den andern davon und nimmt uns damit die Möglichkeit, die Liebe zu vergelten.

Str. 2. Bewahre dir ein liebevolles Herz! — Wie wird ein Herz lieblos? Wenn der Mensch nur an sich, seinen Vorteil und seine Freude denkt.

Str. 3. Erweise dem, der dich lieb hat, möglichst viel Liebe! — Erläutere das Bild der 1. Z.! Wie ich einen verschlossenen Schrank aufschließe, um einem andern seinen Inhalt zu zeigen, so kann ich einem Freunde meine Brust, d. h.

mein Herz, öffnen, um ihm die daran wohnende Liebe zu zeigen. Wie kann ein Kind seinen Eltern, Geschwistern und Freunden Liebe erweisen?

Str. 4. Hüte dich vor bösen, verletzenden Worten! In welchem Verhältnis stehen Str. 2—4 zu Str. 1? Sie führen den Gedanken der ersten Hälfte der Themastrophe fort und erläutern ihn. An sie schließt sich die 5. Str. an, indem sie als Wiederholung der 1. Str. den Inhalt von Str. 2—4 noch einmal zusammenfaßt (Darum liebe, solange du lieben kannst usw.).

Str. 6—9. Wie lautet die Klage des Friedhofbesuchers? Was macht diese Klage hoffnungslos und darum so schwer? Sie findet keinen Widerhall mehr im Herzen des andern; der kann nicht mehr die Reue des Klagenden sehen, ihm nicht verzeihen und ihn nicht trösten. — Nun übernimmt der Dichter im Namen des Verstorbenen das Amt des Tröſters — in welcher Weise? Aber ein Stachel könnte doch noch im Herzen zurückbleiben — welcher Gedanke? „Meine Liebloſigkeit hat dem anderen bittere Stunden bereitet." Worauf weist der Dichter demgegenüber hin? Der Gestorbene ist am Ziel — bei Gott und damit bei der vollkommenen Liebe.

In welchem Verhältnis stehen Str. 6—9 zu Str. 1 (5)? Sie bilden die Erläuterung zur zweiten Hälfte der 1. Str. Str. 10 schließt dann die ganze Gedankenreihe (Str. 2—4, 6—9) ab, wie sich Str. 5 auf die vorangehenden Str. 2—4 bezog.

Charakteristisch für das Gedicht ist das dreimalige Auftreten einer und derselben Strophe. Im Eingange gibt sie das Thema an. In der Mitte des Gedichts schließt sie mit ihrer ersten Hälfte die in Str. 2—4 enthaltene Gedankenreihe zusammenfassend ab und gibt in ihrer zweiten Hälfte das Thema für die nachfolgenden Gedanken (Str. 6—9) an, bildet also gewissermaßen die Brücke zwischen beiden Teilen. Im Schlusse des Gedichts faßt sie noch einmal mit allem Nachdruck die bisher entwickelten Gedanken zusammen.

B. Scheiden.

Ernst von Feuchtersleben, Gedichte. Stuttgart u. Tübingen 1836. S. 5.

1. Es ist bestimmt in Gottes Rat,
daß man, was man am liebsten hat,
muß meiden;
wiewohl nichts in dem Lauf der Welt
dem Herzen, ach! so sauer fällt
als Scheiden, ja Scheiden!

2. So dir geschenkt ein Knöſplein was,[1]
so tu es in ein Wasserglas![2]
Doch wisse:
blüht morgen dir ein Röslein auf,
es welkt wohl noch die Nacht darauf;
das wisse, ja wisse!

3. Und hat dir Gott ein Lieb beschert,
und hältſt du sie recht innig wert,
die Deine:
es werden wohl acht Bretter[3] sein,
da legst du sie, wie bald! hinein;
dann weine, ja weine!

4. Nur mußt du mich auch recht verstehn,
ja, recht verstehn:
wenn Menschen auseinandergehn,
so sagen sie: „Auf Wiedersehn!
Ja, Wiedersehn!"

[1]) was (so auch in Goethes „Legende vom Hufeisen": „ . . . sah etwas blinken auf der Straß', das ein zerbrochen Hufeisen was") ist unser heutiges „war"; vgl. gewesen. [2]) Pflege das Rosenknöſpchen mit aller Sorgfalt, daß es dir aufblüht! [3]) Acht Bretter: Umschreibung für „Sarg" — wie sonst auch „sechs Bretter".

Vertiefung. 1. Gliederung. Str. 1 Abschiedsweh, Str. 2 u. 3 schwerster

Verlust, Str. 4 Wiedersehenstrost — oder: Str. 1—3 Gott gibt, Gott nimmt; Str. 4 Gott tröstet aber auch.

2. Zur Eigenart des Gedichts. Das uralte Thema vom Scheiden hat Feuchtersleben mit großer Innigkeit und in schlichter, volksliedmäßiger Weise behandelt. Tiefe Wehmut herrscht in Str. 1—3 und tritt am stärksten in der 6. Z. der Strophe mit ihrer Wiederholung („ja Scheiden", „ja wisse", „ja weine") hervor. Doch fehlt es nicht an hoffnungsfroheren Gedanken. Schon der Eingang des Liedes weist darauf hin, daß das Scheiden nach Gottes, d. h. nach unseres himmlischen Vaters, Ratschluß und Willen geschieht; wer diesen Gedanken verfolgt, wird wenigstens zur Ergebung in Gottes Willen kommen (vgl. das Volkslied: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod, der hat Gewalt vom höchsten Gott" — Str. 1 — und dazu die letzte Strophe). Noch tröstlicher redet die 4. Str.: der Abschiedsgruß „Auf Wiedersehen!" ist ein Hoffnungsgruß, und eine solche Hoffnung darf der Mensch auch am Sarge eines lieben Gestorbenen haben.

Für den rhythmischen Aufbau der Strophe sind die 3. und 6. Reihe charakteristisch. In der 3. Reihe bricht der Rhythmus nach den voraufgehenden vierhebigen Versen plötzlich ab, dadurch bekommt sie besonderes Gewicht, weil sie auch inhaltlich bedeutungsvoll ist; sie muß mit Überdehnung zweihebig gesprochen werden (× ⏑ | ×). Ebenso ist die 6. Z. mit Überdehnung vierhebig zu sprechen. Von dem Bau der drei ersten Strophen weicht der der vierten insofern ab, als hier in der ersten Hälfte nur eine vierhebige Reihe steht, der die zweihebige („ja recht verstehn") sofort folgt. Es scheint, als habe der Dichter durch diese rhythmische Besonderheit dem Gedanken, der in der vierhebigen Reihe steht, besondere Bedeutung beilegen wollen. Der Gedanken- und Stimmungsumschwung, wie er sich in der 4. Str. gegenüber den vorhergehenden vollzieht, muß im Vortrag zur Geltung kommen.

3. Aufgaben. a) Felix Mendelssohn-Bartholdy hat in seiner bekannten Vertonung des Liedes den Text an einigen Stellen geändert. In Str. 1 heißt es bei ihm:

„daß man vom Liebsten, was man hat,
muß scheiden";

in Str. 3, 2. Hälfte:

„es wird nur wenig Zeit wohl sein,
da läßt sie dich so gar allein."

Warum hat der Komponist diese Änderungen wohl vorgenommen? Wie beurteilst du sie im Vergleiche mit dem ursprünglichen Wortlaute?

b) Vergleiche A und B! I. **Ähnlichkeiten.** Beide Gedichte handeln von dem Glück der Liebe, von ihrer kurzen Dauer hienieden, von dem Schmerz des Scheidens und dem Wiedersehen im Lande der Verklärung. Sie mahnen zur Liebesbetätigung, trösten über den Verlust der Lieben und lassen droben eine Wiedervereinigung und ewige Dauer der Liebe hoffen. Die Grundgedanken klingen bei A und B eindringlich als Kehrreim wider.

II. **Verschiedenheiten.** A mahnt zu herzlicher Liebesbetätigung und warnt vor selbstverschuldetem Verlust der Liebe, B tröstet über das schmerzliche, aber unvermeidliche Scheiden. A spricht von dem Scheiden durch eigene Schuld, B von dem nach Gottes Rat. In A hat das Scheiden Reue im Gefolge, in B Trauer und Tränen. A zeigt Glück und Pflicht der Liebe bis ins einzelne,

B malt das Glück wie die kurze Dauer der Liebe unter dem Bilde des Rösleins im Wasserglase. A enthält Tränen, Klagen, Anklagen, Bitten um Verzeihung und Sühne am Grabe, B redet nur von dem Verluste und den Schmerzenstränen. A zeigt den gekränkten Lieben am Ziel in der Ruhe der Ewigkeit, B lenkt unsre Sehnsucht und Hoffnung auf das Wiedersehen drüben. Dr. P. (Fr. P.)

2. Bei dem Grabe meines Vaters.

Matthias Claudius, Werke. Gotha 1871. 1. und 2. Teil, S. 96.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Der Vater des Dichters Matthias Claudius, des liebenswürdigen Wandsbecker Boten, war Pfarrer in dem holsteinischen Orte Reinfeld, ein schlichter, kernfester und bibelgläubiger Mann, ein wackerer Seelsorger seiner Gemeinde und ein trefflicher Erzieher seiner Kinder. Seinen Sohn Matthias bereitete er selbst für die höheren Gymnasialklassen vor. Matthias hing mit zärtlicher Liebe an seinem Vater und pries schon als Knabe dessen Verdienste in einem Gedichte. Als er nach Jahren das Grab seines Vaters auf dem stillen Friedhofe besuchte, da gestalteten sich seine Liebe und Wehmut, sein Dank und seine Hoffnung zu dem nachstehenden, ebenso einfachen wie rührenden Gedichte:

1. Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes![1]) Ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr;[2])

2. Träufte mir von Segen, dieser Mann,
wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
was er mir getan.[3])

3. Er entschlief[4]); sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
düft' um sein Gebein![5])

4. Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
freundlich wird erwecken.[6]) — Ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr.[7])

II. **Erläuterungen.** [1]) Der Heimgegangene hat hier nach des Lebens Unruhe und Kampf Ruhe gefunden und ist zum Frieden gekommen. Darum soll es auch still um seinen Grabstein sein. [2]) Der Gemeinde war er ein treuer Seelsorger, ein guter und geliebter Mann, dessen Verlust alle beklagen. Dem Sohne aber war er viel, viel mehr, ein Quell leiblicher und geistiger Güter, ein himmlischer Stern, der seinen Weg erhellte und sein Herz erwärmte, eine Himmelswolke, aus welcher Segen herabfloß in Geist und Herz, wie der Regen aus der Wolke auf ein durstiges Land träuft (träufen urspr. Bewirkungswort zu triefen, wird hier wie dieses intransitiv gebraucht) und es fruchtbar macht. „Wie der Tau, der vom Hermon herabfällt auf die Berge Zion." [3]) Er hat mir zu viel gegeben, und ich bin zu jung, arm und schwach, um es ihm wieder vergelten zu können. [4]) Der Tod ist den Frommen nur ein Schlaf. „Das Mägdlein ist nicht gestorben, sondern schläft nur." „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, auferstehʼ —." [5]) Wie die Blumen auf dem Grabe duften (düften wird seltener gebraucht als duften), so möge der süße Trost der Unsterblichkeit, den uns das göttliche Wort gibt, und den der Entschlafene so oft an Gräbern den Betrübten verkündet hat, und die Ahnung (ahnden und ahnen wurden im 18. Jahrhundert gleichbedeutend gebraucht, heute verwenden wir ahnden im Sinne von strafen, rächen), ja feste Hoffnung eines seligen Wiedersehens um seine Gruft.

in der seine Gebeine ruhen, wie ein Duft der Ewigkeit wehen und unsere Herzen mit Zuversicht erfüllen. [6]) So wolle er in Frieden in seiner Kammer ruhen, bis Jesus Christus einst wiederkommen, alle Toten erwecken und die Seinen, darunter den heimgegangenen Vater, zur ewigen Freude in seines Vaters Reich führen wird. [7]) Mit dem schmerzlich-süßen Seufzer der ersten Strophe: „Ach, sie haben —" scheidet der Sohn von dem Grabe des Vaters.

III. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Als das Gedicht 1774 zum erstenmal erschien, da war es von folgendem Bilde begleitet: Auf einem Friedhofe steht ein Jüngling mit aufgelöstem Haar und mit Tränen in den Augen und gießt aus einem Kruge Öl auf einen flachen Grabstein, wie einst Jakob bei Bethel auf den aufgerichteten Stein, der sein Kopfkissen gewesen war, Öl träufelte.

2. Vater und Sohn. Der Vater entschlief, der Sohn lebt. Der V. ruht im Grabe, der S. steht an seinem Leichensteine. Der V. hat den Frieden gefunden, der S. klagt noch in sanfter Trauer. Der V. unterwies den Sohn und war ihm eine Quelle von Wohltaten, der S. muß den Dank lebenslang schuldig bleiben. Der V. hat seiner Gemeinde den Trost der Ewigkeit verkündet, der S. glaubt an diesen Trost und ahnt ein seliges Wiederfinden. Der V. war der Gemeinde viel, dem S. alles.

3. Gedankengang. Str. 1. Sanfter Friede weht um den Grabstein eines guten Mannes, der dem Sohne alles war. Str. 2. Er war eine Quelle reichen, unvergeltbaren Segens. Str. 3. Der einzige Trost am Grabe ist die Hoffnung eines seligen Wiedersehens. Str. 4. Sie erfüllt sich am jüngsten Tage.

Grundgedanke, der das Gedicht einleitet und schließt: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!" Oder: Der einzige Trost an Gräbern sind der Glaube an das Wort des Herrn, die Liebe, die gab und empfing, und die Hoffnung auf ein seliges Wiedersehen.

4. Form der Dichtung. Die sanfte Wehmut, der feste Glaube, die innige Dankbarkeit, die schlichte Sprache, die trochäischen Verse (der 1. u. 2. fünf-, der 3. vier-, der 4. dreihebig): das alles zusammen wirkt ergreifend und stillt doch wie sanfte Musik das Weh des Herzens.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. a) Höltys „Elegie beim Grabe meines Vaters".

1. Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen,
und du gingst zu Gottes Ruh' usw.

8. Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
deinen Purpur auf sein Grab zu streun!
Schlummre wie im stillen Heiligtume,
hingesäetes Gebein!

b) Claudius' Gedicht auf seine Tochter Christiane, die als hoffnungsvolles Mädchen von zwanzig Jahren starb (Werke, 6. Teil, S. 65):

1. Es stand ein Sternlein am Himmel,
ein Sternlein guter Art:
das tät so lieblich scheinen,
so lieblich und so zart!

2. Ich wußte seine Stelle
am Himmel, wo es stand,
trat abends vor die Schwelle
und suchte, bis ich's fand;

3. Und blieb dann lange stehen,
hatt' große Freud' in mir,
das Sternlein anzusehen,
und dankte Gott dafür.

4. Das Sternlein ist verschwunden;
ich suche hin und her,
wo ich es sonst gefunden,
und find' es nun nicht mehr.

2. Aufgaben. a) Was haben Höltys Elegie und Claudius' „Bei dem Grabe meines Vaters" gemeinſam und was verſchieden? — b) Claudius vergleicht ſeine früh verſchiedene Tochter Chriſtiane mit einem Sternlein; wende die einzelnen Züge des Gedichtes auf das Mägdlein an! Fr. P.

3. Hauszauber.

Von Joh. Trojan. (Aus: Für gewöhnliche Leute.)

1. Es iſt, als müßt' ein Zauber
dabei im Spiele ſein,
daß alles iſt ſo ſauber
im Hauſe und ſo rein:
die Dielen und die Wände,
das Holzgerät und Glas —
es ſind doch nur zwei Hände,
nur die bewirken das.

2. Betritt man nur die Schwelle,
ſo fühlt man ſchon ſich froh;
es waltet eine Helle
im Haus, die ſchmückt es ſo.
Viel Pracht nicht würde taugen
dazu und Reichtum nicht —
es iſt nur ein Paar Augen,
das ſpendet ſo viel Licht.

3. So ruhig iſt es drinnen,
man hört kein hartes Wort:
wer Hader denkt zu ſpinnen,
bleibt von der Türe fort.
Es iſt ſo eine Stille
im Hauſe allerwärts —
und dieſe ganze Fülle
von Frieden ſchafft ein Herz.

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Was verſteht man unter Zauber? Eine heimlich wirkende, übernatürliche, unwiderſtehliche Gewalt! In unſern Märchen iſt ſie immer wirkſam und ſchafft wunderbare Welten. Aber auch in Wirklichkeit gibt es eine ſolche geheimnisvolle Zaubergewalt, die ſchier Wunderbares wirkt. Der Dichter Johannes Trojan hat ſie in einem Hauſe geſpürt und beſingt ſie in dem Gedichte „Hauszauber". (Vortrag.)

II. **Lagebild.** Ein ſchlichtes Haus. Drinnen alles ſauber und ordentlich, Dielen und Wände, Geräte und Fenſter. Nirgends Prunk und überladener Putz, aber alles ſchön licht und wohltuend für Auge und Herz. Im Hauſe kein Wort des Haders, kein Schelten und Zürnen, alles ſtill und friedlich. So waltet ein Zauber geheimnisvoll und unwiderſtehlich.

III. **Woher kommt der Zauber?** Von zwei geſchäftigen Händen, von zwei lichten, lieben Augen und von einem fried- und liebevollen Herzen. Und wem gehören dieſe Zaubermittel? Der Mutter des Hauſes, der ſorglich waltenden Hausfrau!

IV. **Aufgaben:** Wie zaubern die Hände die Sauberkeit herbei? — Wie ſorgen die Augen für Licht? — Wie ſchafft das Herz Frieden und Behagen im Familienleben? Fr. P.

4. Der Wegweiſer.

(Guter Rat zum Abſchied.)

Joh. Peter Hebel, Sämtliche poetiſche Werke, herausgegeben von E. Keller, Leipzig, W. Heſſe. Bd. I, 97.

1. Weiſch, wo der Weg zuem Mehlfaß iſch,
zuem volle Faß? Im Morgerot
mit Pflueg und Charſt dur's Weizefeld,
bis Stern und Stern am Himmel ſtoht.

2. Me hackt, ſolang der Tag eim hilft,
me luegt[1]) nit um und blibt nit ſtoh;
zletzt goht der Weg dur's Schüüre-Tenn
in d' Chuchi, und do hemmers jo![2])

3. Weiſch, wo der Weg zuem Gulden iſch?
Er goht de rote Chrüzere no,
und wer nit uff e Chrüzer luegt,
der wird zuem Gulde ſchwerli cho.

4. Wo iſch der Weg zuer Sunntigfreud?
Gang ohni Gfohr im Werchtig[3]) no
dur d' Werkſtatt und dur's Ackerfeld!
Der Sunntig wird ſcho ſelber cho.

5. Am Samstig iſch er nit gar wit.
Was deckt er echt[4]) im Chörbli zue?
Denkwol e Pfündli Fleiſch ins Gmües,
's cha ſy, ne Schöpli Wii derzue.

6. Weiſch, wo der Weg in d' Armet goht?
Lueg numme[5]), wo Taffäre[6]) ſin!
Gang nit verbei, 's iſch guete Wii,
's ſin nagelneui Charte drin!

7. Im letzte Wirtshuus hangt e Sack,
und wenn de furt gohſch, henk en a!
„Du alte Lump, wie ſtoht der nit
der Bettelſack ſo zierlich a!"

8. Es iſch e hölzene Becher drin,
gib Achtig druf, verlier en nit,
und wenn de an e Waſſer chunnſch
und trinke magſch, ſe ſchöpf dermit!

9. Wo iſch der Weg zue Fried und Ehr,
der Weg zuem gueten Alter echt?
Grad fürſi goht's in Mäßigkeit
mit ſtillem Sinn in Pflicht und Recht.

10. Und wenn de amme Chrüzweg ſtohſch
und nümme weiſch, wo's ane goht,
halt ſtill und frog dii Gwiſſe z'erſt,
s' cha dütſch, gottlob, und folg ſiim Rot!

11. Wo mag der Weg zuem Chilchhof[7]) ſy?
Was frogſch no lang? Gang, wo de witt!
Zuem ſtille Grab im chüele Grund
füehrt jede Weg, und s' fehlt ſi nit.

12. Doch wandle du in Gottisfurcht!
I rot der, was i rote cha.
Sell[8]) Plätzli het e gheimi Tür,
Und 's ſin noch Sachen ehne[9]) dra.

[1]) ſchaut. [2]) da haben wir es ja, nämlich das volle Mehlfaß. [3]) Werktag. [4]) etwa, wohl. [5]) nur. [6]) Wirtshausſchilder. [7]) Kirchhof. [8]) Dieſes. [9]) jenſeits, drüben.

I. **Vorbereitung.** Was weißt du vom Wegweiſer? Er gibt dem Wanderer das Ziel, die Richtung und die Wanderzeit an.

Das menſchliche Leben gleicht einer Wanderung oder Reiſe. Es hat ein Ziel, falſche und richtige Wege in allerlei Richtungen, und die Wanderung zum Ziele koſtet Zeit und Mühe. Pſ. 90, 10: „Unſer Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, ſo ſind es 80 Jahre, und wenn es köſtlich geweſen iſt, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen." Was brauchen wir, um uns nicht zu verirren? (Wegweiſer.) Ein erfahrener Mann, der mit offenen Augen und treuem Herzen durch das Land gewandert iſt, der Dichter Johann Peter Hebel, gibt uns in einem Gedichte einen Wegweiſer für die Lebenswanderung. Hört es!

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Gliederung. A. Str. 1—5. Der rechte Weg. 1. Str. 1 und 2. a) Ziel: Zum Mehlfaß, d. h. zum täglichen Brot, zum ehrlichen Auskommen. b) Richtung: Durchs Weizenfeld, durch Scheune und Tenne dem Brotſchrank in der Küche zu. c) Zeit und Mühe oder Mittel: Von früh bis ſpät in unermüdlicher Arbeit mit Pflug und Karſt (einer zweizinkigen Gabel). — 2. Str. 3. a) Ziel: Zum Gulden (2 Mk.), d. h. zum Wohlſtande, zu einem Not- und Sparpfennige. b) Richtung: Dem roten Kreuzer (60 Kr. = 1 Gld.) nach. c) Mittel: Fortgeſetzte Sparſamkeit. 3. Str. 4 und 5. a) Ziel: Zur Sonntagsfreude und zu einem beſcheidenen Lebensgenuß. b) Richtung: Durch die ſechs Werkeltage in der Werkſtatt oder dem Felde. c) Mittel: Fleißige Arbeit. Saure Wochen, frohe Feſte!

B. Str. 6—8. Der falſche Weg. a) Ziel: Armut. b) Richtung: An Wirtshausſchildern vorbei, über Wirtsbänke zum Bettelſack. c) Mittel: Müßiggang, Trunk und Spiel.

C. Str. 9—10. a) Ziel: Zu einem ruhigen, frohen und ehrenvollen Alter.

b) Richtung: Geradeaus den Weg der Pflicht und des Rechts. c) Mittel: Mäßigkeit, treue Pflichterfüllung und an zweifelhaften Kreuzwegen gewissenhafte Prüfung.

D. Str. 11—12. a) Ziel: Zum Leichenstein, zur stillen Gruft. b) Richtung: Jeder Lebensweg führt zum Grabe, aber nicht jede dunkle Grabespforte zur seligen Ewigkeit. c) Mittel: Nur Gottesfurcht führt zu einem seligen Ende. —

2. Einzelbilder: a) Der fleißige Arbeiter in Feld und Scheuer. b) Der Samstag mit seinen Vorbereitungen zur Sonntagsfreude. c) Der verarmte Lump im letzten Wirtshaus mit dem Bettelsack. d) Das Grab im kühlen Grunde.

3. Charakter eines Lebens, wie es der Wegweiser zeigt, in Fleiß, Sparsamkeit, Frohsinn, Mäßigkeit, Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Gottesfurcht! Aus dem Gedichte nachzuweisen!

4. Schönheiten und Eigentümlichkeiten. Das Gedicht zeigt alle Vorzüge der Hebelschen Poesie: sinnige und lebenswahre Gedanken, schöne Bilder, kühne Personifikationen, dialogisch bewegte Darstellung, warmen Natursinn, feines Verständnis für das Volksleben und ungeschminkte Frömmigkeit. Bilder: Mehlfaß für täglich Brot, Gulden für Wohlstand, roter Kreuzer für Kleines und Unscheinbares, verdecktes Körblein für die am Samstag beginnende Sonntagsfreude, Bettelsack für Armut und Not, Kreuzweg für bedenkliche, zweifelhafte Lagen, Kirchhof für das Lebensende, geheime Tür für den geheimnisvollen Übergang von der Zeit zur Ewigkeit. — Personifikationen: Der Tag hilft bei der Arbeit. Der Sonntag deckt am Samstag im Körblein zu ein Pfündchen Fleisch zum Gemüse und ein Schöppchen Wein, das Herz zu erfreuen. Das Gewissen kann deutsch, d. h. redet eine allen verständliche Sprache. — Die Darstellung ist bewegt und anziehend durch Fragen und Antworten, Anreden, ernste Mahnungen, bittern Spott und heitern Humor. (Zeige das!) Natursinn: Die schöne Schilderung des Arbeitstages, der Samstagserwartung und der Friedhofsruhe. Volksleben: Die Tätigkeit auf dem Felde und in der Werkstätte; die Räume und Gefäße des Hauses; das Sprichwort: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert"; der Zauber der Samstagserwartung und der Sonntagsauszeichnung durch ein Pfündchen frisches Fleisch und einen fröhlichen Trunk; das allmähliche Verlumpen eines Müßiggängers, Trinkers und Spielers. Frömmigkeit: Redliche Pflichterfüllung; Sonntagsheiligung; Gewissenhaftigkeit; Gottesfurcht; der Gedanke an die Ewigkeit.

5. Aufgaben. a) Wie ist der Fleiß, die Sonntagsfreude, das Herunterkommen des Müßiggängers, das Pflichtleben, der Ernst des Endes geschildert? — Der Humor im Gedichte! b) Vgl. Hölty, Üb immer Treu' und Redlichkeit, und Ad. v. Chamisso, Die alte Waschfrau! Fr. P.

5. Über ein Stündlein.

Paul Heyse.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Die Berggipfel glänzen früh im Sonnenschein, aber auf den Tälern liegt noch Nebel oder Dämmerung. Hohe Türme ragen himmelan, glänzen im Sonnengolde und schicken den Glockenschall hinaus ins Land, aber in den düstern Kammern der engen Gassen graut erst der Morgen und seufzt die Armut. Der reiche Mann kleidete sich in Purpur und köstliche Leinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freuden, aber der arme Lazarus

lag vor seiner Tür voller Schwären und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen. So stoßen überall im Leben die Gegensätze hart zusammen; Licht und Schatten, Glück und Unglück, Genuß und Entbehrung scheinen ganz ungleich verteilt, und überall wird die Frage laut: Warum ist Lust und Leid mit so ungleichem Maße den Menschen zugemessen? Und mit dieser Frage schießt der Neid auf, der dem Nächsten das vermeintliche Glück nicht gönnt.

Einem Herzen, das sein licht- und freudenarmes Los beklagt und in törichtem Neide aus seiner dunkeln Kammer in der engen Gasse empor nach der lichtumflossenen Turmstube schaut, hat der Dichter Paul Heyse ein gutes Wort zugerufen. Hört es!

Dulde, geduld dich fein![1])
Über ein Stündlein[2])
ist deine Kammer voll Sonne![3])

Über den First, wo die Glocken hangen,[4])
ist schon lange der Schein gegangen,
ging in Türmers Fenster ein.[5])
Wer am nächsten dem Sturm der Glocken[6]),
einsam wohnt er, oft erschrocken[7]),
doch am früheſten tröstet ihn
Sonnenschein.[8])

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut[9])
Glocken haben ihn nie erschüttert,
Wetterstrahl ihn nie umzittert[10]),
aber spät sein Morgen graut.[11])
Höh' und Tiefe hat Lust und Leid.[12])
Sag ihm ab, dem törichten Neid![13])
Andrer Gram birgt andre Wonne.[14])

Dulde, geduld dich fein!
Über ein Stündlein
ist deine Kammer voll Sonne![15])

II. **Erläuterungen.** [1]) Ertrage still dein Geschick, und lerne mit fröhlichem Gemüte warten! [2])—[3]) Nach kurzer Zeit des Wartens strömt auch in deine düstere Kammer das Sonnenlicht und in dein verdüstertes Herz die Freude. [4]) Der First (auch die Firste, der Forst) ist die oberste Längenlinie des Daches. Über dieselbe gleiten die Strahlen der aufgehenden Sonne nach oben, nach dem obersten Teile des Turmes, wo die Glocken hangen. Je höher aber die Sonne steigt, desto besser schaut sie über die Häuserfirste nieder in die Straßen und Gassen. [5]) Nahe den Glocken wohnt der Türmer, der die Glocken zu läuten, die Uhr zu stellen und nach Feuerschein auszulugen hat. In sein Stüblein blickt die Sonne zuerst und erfüllt sie mit Licht. [6]) Aber die sonnige Wohnung des Turmwächters hat auch ihre Schattenseiten: der grelle Schall der nahen Glocken braust wie ein Sturm in die Ohren. [7]) Er wohnt allein und kann Leid und Freude mit keinem Nachbar teilen. Oft erschreckt ihn ein Gewitter oder Feuerschein in der Stadt oder Sturmgebraus, so daß der ganze Turm zittert und bebt. [8]) Für diese Gefahren und Unbequemlichkeiten entschädigt ihn früh der erste und abends der letzte Sonnengruß und ein klarer Blick in die Nähe und Ferne. [9]) Tief unter der Turmstube liegen die Gassen oder engen Straßen der Stadt. Da haben kleine, arme Leute Haus an Haus gebaut. Wie sich die Hütten gleichsam traulich und zuversichtlich aneinanderlehnen, so stehen sich die Menschen drin auch herzlich nahe, tragen Freud und Leid zusammen und helfen sich gegenseitig. [10]) Der Glockenklang erschreckt die friedlichen Bewohner nicht, sondern ist ihnen ein freundlicher Gruß aus der Höhe. Der aus der Gewitterwolke niederzuckende Wetterstrahl trifft nicht die niederen Hütten, sondern den hohen Turm. [11]) Aber es wird spät Tag in der Tiefe; das freundliche Sonnenlicht kommt zuletzt hierher. [12]) Wie der hohe Turm und die niedere Gasse jedes in seiner eigenen Art Lust

und Leid, Glück und Gefahr hat, so geht's auch auf den Höhen und in den Tiefen der Menschheit. Reichtum und hohe Stellung scheinen ein großes Glück, schließen aber auch viele Gefahren ein. Armut und Niedrigkeit scheinen ein Unglück, bergen aber doch oft ein reines, stilles Glück. [13]) Entsage dem Neide über anderer Glück und verjage ihn aus deinem Herzen, denn er ist eine Torheit. [14]) Wonne und Gram im Herzen stehen in inniger Wechselbeziehung; je größer das eine, desto größer auch das andere. Nicht auf äußere Glücksumstände, sondern auf das Herz kommt es an. [15]) Jedes Leben hat seinen Sonnenschein und jedes Herz sein Glück. Lerne zufrieden und still darauf warten; auch deine Zeit kommt.

III. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. a) Mahnung zu geduldigem Warten (1—3). b) Glück und Gefahr auf der Turmhöhe (4—9). c) Glück und Not in der Tiefe (10—14). d) Ausgleich zwischen Höhe und Tiefe (15—17). e) Verheißung des Sonnenscheins (18—20).

Grundgedanke: „Genieße, was dir Gott beschieden; entbehre gern, was du nicht hast; ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last." — Oder: „Wenn der Winter ausgeschneiet, tritt der schönste Frühling ein; also wird auch nach der Pein, wer's erwarten kann, erfreuet."

2. Charakter der Höhe und Tiefe. Droben Sonnenschein, drunten Dämmerung; droben ein luftiges, sonniges Stüblein und ein weiter Blick, drunten eine dunkle Kammer und ein begrenzter Blick; droben Erschrecken über den lauten Glockenklang, drunten Freude über den Gruß von oben; droben Einsamkeit, drunten liebevolle Menschengemeinschaft; droben Gefahr vom Wetterstrahl und Sturz von der Höhe, drunten Sicherheit; droben Sturmgebraus und sorgenvolle Umschau, drunten Stille und Ruhe.

3. Schönheiten. Mit ein und derselben Mahnung und Verheißung klingt das sinnige Gedicht an und aus: das erste Mal nur beschwichtigend, das zweite Mal überzeugend und siegesgewiß. — Unter dem Bilde des hohen Turmes und der niederen Hütten, des eigenartigen Lebens droben und drunten sind schlicht und treffend die Gegensätze des Lebens zusammengestellt und versöhnt. Zufriedenheit und Frieden, Trost und Versöhnung gießt das Gedicht wie milden, warmen Sonnenschein in die Herzen. — Das Thema des Gedichts wird in kurzen, dreihebigen Versen an die Spitze gestellt. Auch die 2. Reihe muß mit Überdehnung dreihebig gesprochen werden: ˊ × × | ⏑ | ˊ ×; durch dies rhythmische Mittel bringt der Dichter die Zeit geduldigen Wartens dem Ohre sinnlich-anschaulich nahe. Die den 2. V. einrahmenden Reihen mit dreisilbigen Takten sind frisch, aufmunternd, nicht schleppend zu sprechen. Die Ausführung des Themas erfolgt in vierhebigen Versen (mit einer Ausnahme in V. 9). Die beiden ersten Strophen (V. 4—9 u. 10—14) unterscheiden sich, wie in der Stimmung, so auch im Rhythmus: die erste hat mehr dreisilbige Takte und öfter klingenden Versschluß als die zweite und endet in dem fünfhebigen, rhythmisch stark bewegten V. 9.

4. Aufgaben. a) Zeige an Beispielen aus Bibel, Geschichte und Lesebuch, wie geduldiges Warten endlich gekrönt wird! — b) Zeige an Beispielen das Glück in der Beschränkung und die Gefahren der Höhe! c) Der Morgen in der Turmwächterstube — in dem Häuschen der Nähterin am Fuße des Turmes.

Fr. P.

6. Lorelei.

Heinr. Heine.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
daß ich ſo traurig bin;
ein Märchen aus alten Zeiten,
das kommt mir nicht aus dem Sinn.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Über St. Goarshauſen ſteigt dicht am rechten Ufer des Rheins ſenkrecht und ſteil ein Felſen 130 m hoch auf. Es iſt die Lorelei oder Lurlei (die Lei iſt ein rheiniſches Wort = Fels, Stein; ſo auch Kirchlei, Rabenlei uſw.). Er war früher den Schiffern durch ſeine Riffe, d. h. Sand- oder Klippenbänke, und Strudel im Waſſer ſehr gefährlich. Heute ſauſen die Bahnzüge durch ſeinen 400 m langen Tunnel und gleiten die Schiffe ungefährdet an ihm vorüber. Die Augen aller derer aber, die auf der ſchönen Rheinfahrt von Koblenz nach Bingen hier vorbeikommen, richten ſich nach der Höhe des Berges und ſuchen dort oben, beſonders im Glanze der Abendſonne, eine wunderſchöne Jungfrau. Alle Ohren lauſchen dem wundervollen Echo, das die Felswände als Antwort geben auf die Töne eines Hornes oder einer Menſchenſtimme vom gegenſeitigen Ufer; es klingt ihnen wie der wehmütige, ergreifende Geſang der Jungfrau aus der Höhe. Unwillkürlich ſtimmen ſie H. Heines Lied von der „Lorelei" an.

II. **Erläuterungen.** Str. 1. Im fremden Lande erinnert ſich der Dichter ſeiner Heimat, des ſchönen Rheinlandes, und einer unglücklichen Liebe zu einer ſchönen, aber herzloſen Frau. Da kommt eine tiefe Traurigkeit über ihn, er weiß ſelbſt nicht, wie ihm geſchehen iſt, und was es bedeuten ſoll. Die ſüßen Erinnerungen an ſeine Heimat und die wehmütigen an ſeine unglückliche Liebe fließen zuſammen und gewinnen faßbare Geſtalt in einem rheiniſchen *Märchen*, d. h. in der früher gehörten Sage von der bezaubernden Lorelei. Str. 2. Wie zeichnet der Dichter ſo ſchlicht und meiſterhaft den „Abend auf dem Rheine"! Str. 3. Das *Geſchmeide* — von *ſchmieden* — iſt ein koſtbarer Schmuck, der in funkelnden Blitzen das Abendlicht widerſtrahlt. Str. 4. Die Dichter brauchen in dem Worte „*Melodie*" nicht ſelten ſtatt „ie" „ei", die alte Form der Endſilbe, wegen des Reimes und Wohlklanges oder wegen des Anklanges an die alte Zeit. Str. 5. Unten die gefährlichen *Riffe*, oben der verlockende Geſang und die bezaubernde Schönheit der Jungfrau! Eine unbezwingliche Sehnſucht nach dem Beſitze der Jungfrau, die bei ihrer Ausſichtsloſigkeit zu *wildem Weh* wird, läßt den Schiffer alle Gefahren und ſeine Pflicht vergeſſen. Str. 6. In trüber Ahnung fürchtet der Dichter, daß der Schiffer dem unſeligen Geſchicke nicht entgeht. — Welche Beziehung hat dieſes „Märchen" zum Dichter ſelbſt? Warum kann er ſeine Gedanken nicht von ihm losreißen? Seine Lorelei iſt die ſchöne Frau, die er hoffnungslos liebte, und in den Strudeln dieſer unglücklichen Liebe wäre ſein Lebensſchifflein beinahe untergegangen. Nun iſt er fern von der Geliebten, kann ſie aber nicht vergeſſen.

III. **Vertiefung.** 1. *Gedankengang.* Str. 1. Eine Erinnerung ſtimmt den Dichter traurig. Str. 2. Im Geiſte ſieht er den Rhein an einem ſchönen Abend. Str. 3. Auf dem Gipfel des Berges ſitzt die ſchönſte Jungfrau mit herrlichem Schmucke. Str. 4. Sie kämmt ihr goldenes Haar und ſingt ein wunderbares Lied.

Str. 5. Der Schiffer im Nachen am Fuße des Felsen vergißt die Gefahr zwischen den Riffen und lauscht mit schmerzlicher Sehnsucht empor. Str. 6. Der zauberische Gesang wird wohl seinen Untergang herbeiführen.

2. Schönheit der Dichtung. Die schlichte, natürliche und doch so treffende Sprache zeigt in der höchsten Einfachheit die höchste Schönheit. Die deutschen Akzentverse sind ein besonders kleidsames Gewand für den Inhalt. Die schöne Jungfrau oben und der schlichte Schiffer unten, das bestrickende Lied oben und das Brausen des Rheines unten, die Herzlosigkeit des Weibes oben und das wilde Weh und sehnende Verlangen des Schiffers unten, Lust und Schönheit oben, Nacht und Verderben unten, der friedliche Abend in der Natur und die wilde Katastrophe in einem Menschenherzen und Menschengeschick sind erschütternde Gegensätze in dem Gedichte.

Eine Dreiheit von Tatsachen: eine Naturszene, eine Sage und ein Erlebnis des Dichters fließen in dem Gedichte zu poetischer Einheit zusammen. Die Naturszene ist der Loreleifelsen am Rheine, dessen Gipfel golden in der Abendsonne glänzt, während an seinen Füßen der Rhein sich in Dunkel hüllt und dem Schiffer die gefährlichen Klippen verbirgt. Die Sage berichtet, daß die schöne, aber herzlose Lorelei abends und im Mondenschein auf dem Felsen sitzt und durch ihre Schönheit und ihren Gesang den Schiffer im Nachen berückt, so daß er Pflicht und Gefahr vergißt und von den Wellen verschlungen wird. Das Erlebnis des Dichters: Ein schönes, aber liebloses Weib hatte seine Augen gefesselt und sein Herz gebunden; sie erwiderte seine Liebe nicht, und doch konnte er sie nicht vergessen und seine Gedanken nicht von ihr wenden. — Über dem ganzen Gedichte liegt tiefe Wehmut, und ihre Wirkung auf den Hörer wird durch die bekannte Melodie Friedr. Silchers verstärkt.

3. Aufgaben. a) Wie hat die Sage den sonnigen Felsgipfel, die spielenden Lichter, das Rauschen und Klingen des Rheins und das Echo der Felsen, die Felsenriffe im Wasser, den gespannten Aufblick der Reisenden zur Höhe, die Gefahr des Schiffleins poetisch umgestaltet?

b) In welchem Verhältnisse steht Heines „Lorelei" zu den Gedichten seiner Vorgänger, die denselben Stoff behandelten?

Um 1800 dichtete Klemens Brentano seine Ballade „Lore Lay":

„Zu Bacharach am Rheine
wohnt' eine Zauberin,
sie war so schön und feine
und riß viel Herzen hin."

Von ihrem Geliebten treulos verlassen, irrte Lore seitdem fried- und freudlos umher. Ohne daß sie es wollte, schlug ihre Schönheit vieler Männer Herzen in Fesseln, aus denen es keine Rettung mehr gab, ja selbst das des Bischofs, der sie wegen Zauberei verurteilen sollte. Sie war des Lebens müde, beklagte ihr Geschick und bat dringend um einen christlichen Tod in den Flammen. Der Bischof aber verdammte sie nicht, sondern ließ sie von drei Rittern in ein Kloster bringen. Auf dem Wege dahin bat sie, von der Höhe eines steilen Felsen noch einmal nach dem Schlosse ihres treulosen Geliebten und in den tiefen Rhein sehen zu dürfen, dann wollte sie willig ins Kloster gehen und „Gottes Jungfrau" sein.

Der Felsen ist so jähe,
so steil ist seine Wand,
da klimmt sie in die Höhe,
bis daß sie oben stand.

Die Jungfrau sprach: „Da gehet
ein Schifflein auf dem Rhein;
der in dem Schifflein stehet,
der soll mein Liebster sein!

„Mein Herz wird mir ſo munter,
es muß mein Liebſter ſein!“ —
Da lehnt ſie ſich hinunter
und ſtürzet in den Rhein.

Dieſen Balladenſtoff hatte der phantaſievolle Brentano frei erfunden. Nikolaus Vogt aber nahm ihn als „Rheinſage“ in ſeine Sammlungen auf; er ging als Sage ins Volk über und wurde von vielen für uralt gehalten, bis die Kritik ſeinen eigentlichen Urſprung nachwies. Nach Brentano haben noch viele Dichter den dankbaren Stoff verarbeitet und umgeſtaltet (z. B. Eichendorff, Wolfgang Müller von Königswinter, Simrock u. a.). Der nächſte war wohl Graf von Loeben mit ſeinem Gedichte „Lorelei, eine Sage vom Rhein“ (Erzählungen. Dresden 1824):

1. Da, wo der Mondſchein blitzet
ums höchſte Felsgeſtein,
das Zauberfräulein ſitzet
und ſchauet auf den Rhein.

2. Es ſchauet herüber, hinüber,
es ſchauet hinab, hinauf,
die Schifflein ziehen vorüber —
lieb Knabe, ſieh nicht auf!

3. Sie ſingt dir hold zum Ohre,
ſie blickt dich töricht an,
ſie iſt die ſchöne Lore,
ſie hat dir's angetan.

4. Sie ſchaut wohl nach dem Rheine,
als ſchaute ſie nach dir.
Glaub's nicht, daß ſie dich meine!
Sieh nicht, horch nicht nach ihr!

5. So blickt ſie wohl nach allen
mit ihrer Augen Glanz,
läßt her die Locken wallen
im wilden, goldnen Tanz.

6. Doch wogt in ihrem Blicke
nur blauer Wellen Spiel;
drum ſcheu' die Waſſertücke!
Denn Flut bleibt falſch und kühl.

Heine hat dies Loebenſche Gedicht zweifellos gekannt und benutzt. Was haben beide Dichtungen nach Inhalt und Form miteinander gemeinſam? Was iſt dem Heineſchen Gedichte eigentümlich? Wie iſt es zum Volksliede geworden? Fr. P.

7. Der unerbittliche Hauptmann.

Volkslied. G. Scherers Jungbrunnen. Berlin 1875. S. 278.

O Straßburg, o Straßburg
du wunderſchöne Stadt,
darinnen liegt begraben
ſo mannicher[1]) Soldat!

I. Ziel: Hört ein altes deutſches Volkslied, von Straßburg, der wunderſchönen Stadt, das unſre Vorfahren vor 1870 mit Wehmut ſangen, und das nun auch wir wieder mit Trauer ſingen und ſprechen müſſen!

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. Str. 1—3. Wie wirkt der Eingang des Liedes auf das Gemüt des Hörers? Der ſchneidende Gegenſatz zwiſchen der „wunderſchönen Stadt“ — wunderſchön durch ihr weltberühmtes Münſter, die ſtattlichen, hochgiebeligen Bürgerhäuſer, das lebhafte Treiben auf den Straßen und das fröhliche Leben in den Wirtshäuſern — und den ſtillen Soldatengräbern weckt trübe Ahnungen. Sie werden verſtärkt durch den Gedanken an die armen Eltern, die der Sohn „böslich“ — in Zorn und Unfrieden oder aus Unluſt über den ſtillen Frieden ſeines weltabgeſchiedenen Dörfleins, aus dem Hang zu Abenteuern, aus dem Drang in die Fremde — verlaſſen hat, um ſich in Straßburg für ein franzöſiſches Regiment anwerben zu laſſen. (Frankreich

1) mhd. manec, manech = nhd. manch.

brauchte für seine vielen Kriege im 17. und 18. Jahrhundert große Massen von Menschen. Gar mancher bereute später, daß er sich hatte anwerben lassen, und desertierte; wurde er wieder eingefangen, dann stand ihm Erschießung und ein stilles Grab bevor.) — Wie hat sich nun das Schicksal der verlassenen Eltern und des angeworbenen Sohnes gestaltet? Darauf geben uns Str. 4—7 die Antwort. Warum haben die Eltern den Gang nach Straßburg unternommen? Aus freien Stücken, um den letzten Versuch zu machen, oder auf Bitten des Sohnes. Wie schwer mag ihnen dieser Weg geworden sein! Wie tragen sie ihren Wunsch vor? In flehender, herzandringender Bitte — beachte die Wiederholung „lieber Herr Hauptmann" und darin das Wort „lieber"! Wozu erbieten sie sich? Zu einem Lösegeld, für das ein Ersatzmann gewonnen werden könnte (Str. 5 „für noch so vieles Geld"). Wie antwortet der Hauptmann? Schroff abweisend (ein neuer Gegensatz wie in Str. 1!). In der Schlußstrophe tritt plötzlich die Braut des Soldaten auf: spricht sie ihre Klage daheim, nachdem ihr die Eltern ihres Liebsten von der Erfolglosigkeit ihres Ganges berichtet haben, oder hat sie diese nach Straßburg begleitet? Legt man die Worte der 6. Str. noch dem Hauptmann in den Mund, dann kann man sich die zweite Möglichkeit recht wohl so vorstellen: das Mädchen hat sich bisher bescheiden zurückgehalten, da in dieser Angelegenheit den Eltern das erste Wort zusteht; bei den harten Worten des Hauptmanns in Str. 5 bricht sie in Tränen aus[1]), mit Bezug hierauf spricht der Hauptmann noch Str. 6, und die Braut antwortet und schließt das ganze Lied mit ihrer trost- und hoffnungslosen Klage. Ihre Persönlichkeit wird kurz gekennzeichnet durch den Ausdruck „schwarzbraunes Mädchen": sie hat schwarze Haare, braune Augen und dunkle Gesichtsfarbe. — Schildere das Schicksal eines angeworbenen Soldaten nach unserem Liede! Jetzt ist Straßburg wieder in den Händen der Franzosen, wieder werben sie auf deutschem Boden für ihre Fremdenlegion, wieder lassen sich deutsche Landeskinder anwerben, um für Frankreich ihr Blut und Leben zu opfern, und wieder werden deutsche Eltern Tränen vergießen müssen um Söhne, die in Afrika oder Asien in Frankreichs Dienst gefallen sind.

2. Die Eigenart des Liedes. Es ist ein episch-lyrisches Volkslied und wirkt ergreifend durch den rührenden Inhalt und die einfache, aber packende Melodie. Nach der Weise des Volksliedes springt es mit seinen Gedanken und läßt dies und das erraten, z. B.: Warum hat der Soldat seine Eltern verlassen? Ist die Braut mit den Eltern gekommen, oder weint sie daheim ihre Tränen? Der Soldat, um den es sich handelt, bleibt gleichsam hinter dem Vorhange verborgen usw. Das Lied versetzt uns nach Straßburg, der alten Liebe Deutschlands, und in den alten Kampf zwischen Deutschland und Frankreich. Gleichsam dramatisch (handelnd) führt es uns vor: die schöne Stadt voll Soldatengräber, die angeworbenen Soldaten, die weither gekommenen, flehenden Eltern, den unerbittlichen Hauptmann und die ferne Braut in Tränen. Weil das Lied bekannte, sich oft wiederholende Tatsachen und Empfindungen in schlichter, ergreifender Weise aussprach, darum wurde es von Mund zu Mund getragen und in fliegenden Blättern verbreitet, wurde — Volkslied! Einen Dichter und Komponisten kennt niemand. — Bedeutsam sind die scharfen Gegensätze, die in dem Gedichte auftreten, und die

1) greinen = den Mund verziehen (beim Weinen), heute = weinen.

kennzeichnenden Beiwörter (wunderschön, lieb — zweimal an besonders hervortretender Stelle —, schwarzbraunes, das weite und breite Feld u. a.). — Die 1. und 3. Reihe jeder Strophe ist mit ein- oder zweifacher Überdehnung vierhebig zu sprechen — entsprechend der Auffassung, wie sie die Melodie bietet, z. B.

O Straßburg, o Straßburg
× | – | × × | – | × !

oder: Euren Sohn kann ich nicht geben.
× × | × × | × × | – | × !

Eigentümlich ist dem Liede die kettengliederartige Verbindung der Strophen untereinander; ein Wort oder Ausdruck im Schluß der einen Strophe wird im Anfang der folgenden Strophe wieder aufgenommen, z. B. Str. 1 so mannicher Soldat — Str. 2 So mancher . . . Soldat usw. (vgl. Psalm 121). Dadurch prägt sich der Gedankenfortschritt von Strophe zu Strophe leicht ein. Diese Verbindung fehlt zwischen Str. 3 und 4, weil mit Str. 4 ein neuer Abschnitt beginnt.

Fr. P. (Dr. P.)

B. Heimat und Vaterland.

8. Der Schweizer (Zu Straßburg auf der Schanz).

Volkslied. G. Scherers Jungbrunnen. Berlin 1875. S. 280.

I. **Vorbereitung** und dann **Gedichtsvortrag.** Ein Schweizer hat sich in Straßburg bei den Franzosen als Soldat anwerben lassen. Eines Tages steht er als Schildwache auf einer Schanze (einem Erdaufwurf oder Erdwall) der Festung und blickt nach den fernen Bergen seiner Heimat. Da hört er von dem gegenüber liegenden Schwarzwalde (oder glaubt zu hören) die Töne eines Alpenhorns, wie sie in der Schweiz so oft von den Hirten geblasen werden und von den Bergen in die Täler niederschallen. Trauer über sein Geschick zieht in sein Herz; eine unwiderstehliche Sehnsucht nach den Bergen und Freuden seiner Heimat faßt ihn. Er verläßt den Posten, flieht nach dem Ufer des Rheins, stürzt sich in die Fluten und will sich schwimmend an das deutsche Ufer retten. Aber da donnern die Kanonen als Signal (Zeichen), daß ein Soldat desertiert (der Fahne und Soldatenpflicht entflohen) ist. Alles gerät in Bewegung, um den Deserteur zu suchen und zu ergreifen. Bald hat man seine Spur gefunden. Kähne werden vom Ufer gelöst, rudern dem Flüchtling nach, holen ihn ein und fischen ihn aus dem Strom. Inzwischen ist der Abend hereingebrochen. Der Flüchtling wird vor das Haus des Hauptmanns geführt. Dieser läßt ihn fesseln und von drei Soldaten abführen und bewachen. Am andern Morgen soll er vor dem ganzen Regimente um Pardon (Gnade) bitten und dann — er weiß sein Schicksal im voraus — als Deserteur erschossen werden. Seine rührende Klage auf dem Todeswege spricht das folgende Volkslied aus:

1. Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an; das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen, ins Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen: das ging nicht an.

2. Ein' Stunde in der Nacht sie haben mich gebracht; sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus, ach Gott! sie fischten mich im Strome auf: mit mir ist's aus!

3. Frühmorgens um zehn Uhr stellt man mich vor das Regiment; ich soll da bitten um Pardon, und ich bekomm' gewiß doch meinen Lohn: das weiß ich schon.

4. Ihr Brüder allzumal, heut' seht ihr mich zum letztenmal. Der Hirtenbub' ist doch nur schuld daran, das Alphorn hat mir solches angetan: das klag ich an!

5. Ihr Brüder alle drei, was ich euch bitt', erschießt mich gleich; verschont mein junges Leben nicht; schießt zu, auf daß das Blut 'rausspritzt! Das bitt' ich euch.

6. O Himmelskönig, Herr, nimm du mein' arme Seel' dahin; nimm sie zu dir in den Himmel ein; laß sie ewig bei dir sein und vergiß nicht mein!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Ereignis fällt in das 18. Jahrhundert, da Straßburg noch französisch war und die Schweizer sich als Söldner anwerben ließen. Die Festungswerke zu Straßburg sind der Schauplatz der Handlung. Schildere den Soldaten a) auf der Wacht, b) auf der Flucht, c) auf dem Gange zur Hinrichtung! (a. Auf den Wällen der Stadt geht jeden Abend ein Soldat mit dem Gewehr auf und ab. Sehnsüchtig schaut er nach der dunklen Kette des Schwarzwaldes im Osten und nach den Vogesen im Westen, hinter denen die Sonne untergehen will. Da glaubt er in der Ferne den Ton eines Alpenhorns zu hören, mit dem ein Hirtenbub seine Herde gegen Abend zusammenruft. Er schaut sich um, ob er unbeobachtet ist, wirft das Gewehr weg und eilt gegen den Rhein usw.)

2. Gedankengang. Str. 1. Der Klang des Alphorns lockt den Soldaten zur Flucht über den Rhein. Str. 2. Er wird aus dem Strome aufgefischt und eine Stunde nach Einbruch der Nacht, oder nachts 1 Uhr, zum Hauptmann gebracht. Str. 3. Er soll vor dem Regimente um Gnade bitten, weiß aber, daß ihn der Tod durch die Kugel erwartet. Str. 4. Er klagt den Kameraden die Ursache seiner Flucht. Str. 5. Er bittet sie um einen raschen Tod. Str. 6. Er ruft den Himmelskönig um eine selige Heimfahrt an.

3. Eigentümliches. Der ursprüngliche Text des Volksliedes weiß nichts von Heimweh; in ihm heißt es viel weniger romantisch: „da wollt' ich den Franzosen desertieren und wollt' es bei den Preußen probieren." — In Inhalt, Sprache und Rhythmus trägt das Gedicht das Gepräge des echten Volksliedes. Die einzelnen Verse der 5zeiligen Strophe sind akzentuierend, d. h. sie legen alles Gewicht auf die bestimmte Zahl Hebungen (im 1. u. 2. V. 3, im 3. u. 4. V. 4, im 5. V. 2), während sie den Auftakt und die Senkungen mit großer Freiheit behandeln. Reim und Assonanz stehen gleichberechtigt nebeneinander. Sehr wirkungsvoll ist der Schlußvers durch seine Kürze nach den voraufgehenden längeren Zeilen, wirkungsvoll auch dadurch, daß er den Inhalt der ganzen Strophe noch einmal in der kürzesten Weise (fast nur mit einsilbigen Worten) gleichsam in einem Stoßseufzer zusammenfaßt. Fr. P.

9. Die Auswanderer.

Ferdinand Freiligrath, Gedichte. Stuttgart 1873. S. 10.

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
ich muß euch anschaun immerdar;
wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
dem Schiffer eure Habe dar!

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
die Körbe langt, mit Brot beschwert,
das ihr aus deutschem Korn gebacken,
geröstet habt auf deutschem Herd!

3. Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
oft an der Heimat Born gefüllt;
wenn am Missouri alles schwiege,
sie malten euch der Heimat Bild:

5. Des Dorfes steingefaßte Quelle,
zu der ihr schöpfend euch gebückt,
des Herdes traute Feuerstelle,
das Wandgesims, das sie geschmückt.

6. Bald zieren sie im fernen Westen
des leichten Bretterhauses Wand;
bald reicht sie müden, braunen Gästen,
voll frischen Trunkes, eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tscherokese,
ermattet, von der Jagd bestaubt;
nicht mehr von deutscher Rebenlese
tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8. O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn!
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen!
Im Spessart klingt des Älplers Horn!

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
euch nach der Heimatberge Grün,
nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
nach seinen Rebenhügeln ziehn!

10. Wie wird das Bild der alten Tage
durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
wird es euch vor der Seele stehn.

11. Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
und euren Feldern Reis und Mais!

I. **Vorbereitung,** dann **Vortrag** des Gedichts. In unserer Zeit, wo das Deutsche Reich seine Macht und seinen Reichtum verloren hat, kehren viele dem Vaterlande den Rücken und wandern in fremde Länder aus. Ähnlich war es im Anfange der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts. Da zogen viele Deutsche, besonders aus dem Neckartale, dem Schwarzwald und dem Spessart, nach Nordamerika, in das Gebiet des Missouri, in Landschaften, wo noch braune Indianer heimisch waren wie z. B. die Tscherokesen. Die Reise ging den Rhein hinab nach Amsterdam, wo große Auswandererschiffe die Auswanderer aufnahmen und über den Atlantischen Ozean nach dem fernen Westen führten. In jener Zeit lebte der junge Dichter Ferdinand Freiligrath aus Detmold als Kaufmann in der holländischen Hafen- und Handelsstadt. Oft ging er nach dem Hafen und sah der Einschiffung der Auswanderer zu. Was sah er da? Geschäftig eilten die Auswanderer hin und her und brachten ihre Habe — Betten, Töpfe, Krüge, Lebensmittel — vom Gasthofe in die Schaluppe, ein Ruderboot, das sie vom Lande nach dem vor Anker liegenden Schiffe führen sollte. In welcher Stimmung befanden sich die Auswanderer? Sie freuten sich auf die neue Welt, in der sie ihr Glück zu begründen hofften, und hatten es eilig, vom Boden Europas fortzukommen. Mit welchen Gefühlen sah Freiligrath dem Treiben zu? Er war hier selbst ein Fremdling, fern von der Heimat, er sehnte sich nach der deutschen Heimat und wunderte sich über den Eifer, mit dem seine Landsleute dort der Fremde mit all ihren Beschwerden und Gefahren zustrebten. Diese seine Gedanken und Gefühle gestalteten sich zu dem rührenden Gedichte „Die Auswanderer", in welchem er seine europamüden Landsleute voll warmer Anteilnahme anredet.

II. **Zur Eigenart des Gedichts.** Aus zwei Quellen ist das Gedicht geflossen: aus der Wehmut des Dichters über das ungewisse Geschick seiner Landsleute und aus seiner eigenen Sehnsucht nach der schönen deutschen Heimat. Nun klingt ein ergreifender Ton der Wehmut durch das Lied und weckt etwas wie Heim-

weh in uns. Die Schönheit der Heimat kann nicht treffender, die Heimatsliebe nicht rührender besungen, dem aus dem Vaterlande Scheidenden kein unvergeßlicherer Scheidegruß zugerufen werden. Von besonderer Kraft sind die Gegensätze zwischen der alten und neuen Heimat. Von mächtiger Wirkung ist es auch, daß die zerbrechlichen Krüge zu Trägern der alten Heimat in die neue, zu Malern der heimatlichen Schönheit, zu Gedenktafeln des heimatlichen Glückes, zu Dienern der deutschen Gastlichkeit und zu Weckstimmen der Sehnsucht gemacht sind.

III. **Aufgaben.** 1. Welche Gedanken des Gedichts haben noch für unsere Zeit Bedeutung? „O sprecht, warum zogt ihr von dannen?" — Warum schweift ihr in die Ferne und sucht das Glück, während das Gute so nahe liegt? — In der Fremde wird es klar, wie so schön die Heimat war. 2. Führe folgende Bilder aus: a) Das Heimatdorf; b) Die Auswanderer im Hafen; c) Die Auswanderer in ihrer neuen Heimat am Missouri! 3. Stelle zusammen, was das Gedicht von der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Auswanderer berichtet! 4. Stelle die alte und die neue Heimat gegenüber! 5. Wie können die Auswanderer in der Fremde ihr Deutschtum sich und ihren Kindern bewahren? (Bibel, Gesangbuch, deutscher Gottesdienst, deutsche Schule, deutsche Zeitung usw.)

Fr. P.

10. Muttersprache.

Max v. Schenkendorf, Gedichte. Stuttgart 1871. S. 152.

1. Muttersprache, Mutterlaut,
wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
süßes, erstes Liebeswort,
erster Ton, den ich gelallet,
klingest ewig in mir fort.

2. Ach wie trüb ist meinem Sinn,
wenn ich in der Fremde bin;
wenn ich fremde Zungen üben,
fremde Worte brauchen muß,
die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen als ein Gruß!

3. Sprache, schön und wunderbar,
ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichtum, in die Pracht;
ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

4. Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort;
steig empor aus tiefen Schlüften,
längst verschollnes, altes Lied;
leb' aufs neu' in heil'gen Schriften,
daß dir jedes Herz erglüht!

5. Überall weht Gottes Hauch,
heilig ist wohl mancher Brauch;
aber soll ich beten, danken,
geb' ich meine Liebe kund,
meine seligsten Gedanken:
sprech' ich wie der Mutter Mund.

1. **Einführung.** Was der Mensch täglich und stündlich gebraucht, das schätzt er oft am allerwenigsten. So geht es auch mit unserer Muttersprache. Habt ihr schon einmal darüber nachgedacht, was ihr der Muttersprache verdankt? Schlag dein Lesebuch auf, da findest du Gedichte von E. M. Arndt, die von den Heldentaten der Befreiungskriege 1813—15 singen, und an denen du dich noch heute in schwerer Zeit stärken kannst; der Mann, der sie gedichtet hat, ruht längst im Grabe, aber seine Worte leben in unserer Sprache fort. Oder nimm die Bibel, das Gesangbuch zur Hand: aus Bibelworten wie z. B. „In der Welt habt ihr

Angſt, aber ſeid getroſt, ich habe die Welt überwunden", aus Liedern wie „Ein' feſte Burg" gewinnſt du Kraft und Zuverſicht für dein Leben; der Mann, der uns die Bibel verdeutſchte und das Trutzlied „Ein' feſte Burg" dichtete, ruht ſchon faſt vier Jahrhunderte im Grabe, aber die Bibel und ſeine Lieder leben in unſerer Mutterſprache fort. Was verdankſt du der Mutterſprache? Wie kannſt du von dieſem Segen immer mehr gewinnen? — Und nun denke weiter! Warum nennſt du die deutſche Sprache „Mutterſprache"? Warum nicht „Vaterſprache", wie wir „Vaterland" ſagen? Auf dieſe Fragen gibt uns Max von Schenkendorf in ſeinem Gedichte „Mutterſprache" eine treffende Antwort.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. Str. 1. Die Mutterſprache iſt das erſte, ſchönſte und dauerndſte Geſchenk der Mutter. — Warum heißt deine Sprache „Mutterſprache"? Wie unterſcheiden ſich Mutterſprache und Mutterlaut? Jenes iſt die Geſamtheit des Geſprochenen, dieſes bezeichnet den jedem geſprochenen Worte eigentümlichen Klang. Welche Bedeutung hat die Mutterſprache für dich? — Str. 2. In der Fremde entbehren wir ſchmerzlich ihren trauten, heimatlichen Klang. — Wie wirkt das fremde Land mit ſeiner fremden Sprache auf das deutſche Gemüt? Wie halfen ſich da unſere Soldaten im fremden Lande? Sie ſprachen Ortsnamen ſo aus, daß ſie deutſchen Klang bekamen, z. B. Moislain = Mäuslein; oder ſie gaben den Stätten, wo ſie ſich aufhielten, deutſche Namen, z. B. Fichtelberg (in der Champagne), Pöhlberg. Beachte die Gegenſätze in Str. 1 und 2: wonneſam — trüb; traut — fremd; Ton, den ich gelallet — wenn ich fremde Zungen üben (alſo Anſtrengung aufwenden) muß; ſüßes Liebeswort — die nicht klingen als ein Gruß. — Str. 3. Aus ihrer Klarheit und Schönheit, ihrem Reichtum und ihrer Pracht ſpricht die Vergangenheit unſeres Volkes zu uns. — Von dem Reichtum unſerer Mutterſprache zeugt die Tatſache, daß ſie etwa eine halbe Million Worte (ohne die Eigennamen) umfaßt, während der Wortvorrat des Franzöſiſchen 110000, der des Engliſchen 120000 beträgt. Vergleiche auch den Reichtum der Wortbildung, z. B. von dem Stammworte ſchließen: Schloß, Schloſſer, Schluß, ſchlüſſig, Schlüſſel und die vielen mit ab, an, auf, bei uſw. gebildeten Zuſammenſetzungen wie abſchließen, Abſchluß uſw. Von der Klangſchönheit und der Klarheit der deutſchen Sprache kannſt du dir ein Bild machen, wenn du z. B. Goethes Ballade „Der Fiſcher" oder Uhlands Ballade „Bertran de Born" gut vortragen hörſt. — Wozu fordern dich alle dieſe Eigenſchaften der Mutterſprache auf? — Str. 4. In ihr pflanzen ſich die Kraft, Liebe und fromme Eigenart des deutſchen Volkes auf künftige Geſchlechter fort. — Wo lernen wir unſere Sprache als Heldenſprache, wo als Liebeswort kennen? Im Nibelungenliede, in den epiſchen Volksliedern wie z. B. Prinz Eugen, der edle Ritter, in E. M. Arndts Zeitgedichten, in Uhlands Balladen von heldenhaften Jünglingen und Männern; in den alten Volksliedern wie z. B. Ich hört' ein Sichlein rauſchen, Es ſteht eine Lind' im tiefen Tal; Ach, wie iſt's möglich dann uſw. Wer beſtrebt ſich denn heutzutage, ſolche alten, ſchönen Lieder wieder im Volke zu verbreiten? Aus welchen heiligen Schriften ſoll die Mutterſprache wieder zu uns reden? Aus der deutſchen Bibel Dr. Martin Luthers, aus den alten, ſchönen Kirchenliedern von Luther, Paul Gerhardt u. a. — Str. 5. Sie allein iſt der wahre und innige Ausdruck unſeres innerſten Weſens. — Welche Mahnung richtet

Schenkendorf im Eingange der Strophe an uns? Gott ist nicht an Deutschland gebunden, er lebt und wirkt auch in Frankreich und England, überall; darum sollen wir fremden Gebräuchen der Gottesverehrung im fremden Lande mit Achtung begegnen. Der Ausgang des Gedichtes kehrt zur 1. Strophe zurück: Von der Mutter, die die zarteste, selbstloseste Liebe auf Erden darstellt, habe ich meine Sprache gelernt; darum kann ich auch meine Liebe zu Gott nur in der Muttersprache bekunden.

2. Aufgabe. Welche Mahnungen ergeben sich für ein echtes deutsches Kind aus Schenkendorfs Gedicht? Sei stolz auf deine deutsche Muttersprache! Sprich ein reines Deutsch! Vertiefe dich immer mehr in die reichen Schätze, die von Dichtern und Denkern in unserer Muttersprache dem deutschen Volke hinterlassen sind! Halte auch im fremden Lande an deiner Muttersprache fest!

Dr. P. (Fr. P.)

11. Deutscher Rat.

Robert Reinick, Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld 1876. S. 10.

1. Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von alters her im deutschen Volke war
der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

2. Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist du jung, noch ist es nicht zu schwer,
aus einem Knaben aber wird ein Mann;
das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

3. Sprich Ja und Nein und dreh und deutle nicht;
was du berichtest, sage kurz und schlicht;
was du gelobest, sei dir höchste Pflicht;
dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht!

4. Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
zuerst ein Zwerg, ein Riese hinternach;
doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!“

5. Dann wach und kämpf! Es ist ein Feind bei it:
die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit;
du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

I. **Einführung.** Ein Knabe ist eingesegnet und will nun vom Elternhause und der Heimat Abschied nehmen, um in der Ferne und Fremde seine Lehrzeit durchzumachen. Der Vater gibt ihm zum Abschiede guten, deutschen Rat mit. Hört ihn!

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. Str. 1—3. Als deutscher Knabe sei treu und wahr! — Wann ist der Knabe wahr? Wenn er keine Lüge sagt. Wann treu? Wenn er an dem, was er als wahr erkannt hat, festhält und das, was er versprochen hat, wahr macht oder hält. Was ist die Lüge für ein reines Kinderherz und einen reinen Kindermund? Eine Befleckung, Entweihung; vgl. Matth. 15, 18. Warum muß der Knabe treu und wahr sein? Er ist ein deutscher Knabe; das legt ihm die Verpflichtung auf, den alten Ruhm des deutschen Volkes — schon der römische Schriftsteller Tacitus rühmte den alten Germanen Treue nach — zu bewahren. — Warum soll er gerade in seiner Jugend schon wahr und treu sein? Führe den Vergleich

vom Knaben und Bäumchen aus! Der Charakter eines unwahren Menschen gleicht einem schief gewachsenen, verkrüppelten Baume. Der Gärtner nun kann ein Bäumchen, das schief zu wachsen droht, durch rechtzeitiges Anbinden zwingen, gerade zu wachsen; ist das Bäumchen zum Baume herangewachsen, so hilft dieses Mittel nichts mehr, der Baum bleibt verkrüppelt. Ebenso kann ein Knabe, der Neigung zur Lüge zeigt, zur Wahrhaftigkeit erzogen werden, der Mann nicht mehr. — Wie vermeidet man die Gefahr, unwahr und untreu zu werden? Antwort bringt Str. 3: Sei kurz und knapp in deiner Rede (zu „Ja und Nein" vgl. Matth. 5, 37)! Drehe und deutele deine Worte nicht, d. h. drehe und wende dein Versprechen nicht hin und her, um eine andere Auslegung und Deutung zu finden (deuteln ist die Verkleinerungsform zu deuten = den Sinn kleinlich verdrehen)! Kaiser Konrad III. soll bei Weinsberg, als die treuen Weiber „ihr bestes Gut" retteten, gesagt haben: „Eines Kaisers Wort soll man nicht drehen und deuteln!" Halte das gegebene Versprechen, darum gib anderen Leuten dein Wort (ein Versprechen) nicht zu häufig! — Str. 4—5. Als deutscher Knabe kämpfe tapfer gegen die Lüge! — Was mußt du tun, um wahr und treu zu bleiben? Kämpfe tapfer und wachsam gegen die Lüge! Warum mußt du tapfer und wachsam sein? 1. Die Lüge ist ein listiger, gefährlicher Feind; 2. du bist ein deutscher Knabe und mußt dich deiner Vorfahren würdig erweisen, die allezeit tapfer gekämpft haben. Führe das Bild vom Kampfe zwischen Herz und Lüge aus! Das Herz gleicht einer Festung, die von der Lüge belagert wird; das Gewissen hält am Festungstore Wache. Die Lüge sucht sich mit List einzuschleichen, indem sie sich so unscheinbar wie möglich macht („Einmal ist keinmal"). Aber das wachsame Gewissen erkennt den Feind auch in dieser Gestalt und schlägt in der Festung Lärm; die Lüge muß abziehen. Immer wieder jedoch wird sie ihren Angriff erneuern, Tag und Nacht muß das Gewissen auf seinem Posten sein; sonst gelingt es dem Feinde doch einmal, unbemerkt durch das Tor zu schlüpfen — dann ist die Stadt verloren. — Warum hat Reinick seinem Gedichte die Überschrift „Deutscher Rat" gegeben? Ein deutscher Vater spricht zu seinem deutschen Sohne und mahnt ihn zu drei Tugenden, die schon seit alters im deutschen Volke wert gehalten worden sind und dem einzelnen wie dem ganzen Volke eine ehrenhafte Zukunft verbürgen. Wie steht es heute damit?

2. Grundgedanke. Du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

Dr. P.

12. A. Gelübde.

Ferd. Maßmann, Lieder für Knaben und Mädchen. München 1832. S. 57.

1. Ich hab' mich ergeben
mit Herz und mit Hand
dir, Land voll Lieb und Leben,
mein deutsches Vaterland.

2. Mein Herz ist entglommen,
dir treu zugewandt,
du Land der Frei'n und Frommen,
du herrlich Hermannsland!

3. Will halten und gläuben
an Gott fromm und frei,
will, Vaterland, dir bleiben
auf ewig fest und treu.

4. Ach Gott, tu erheben
mein jung Herzensblut
zu frischem, freud'gem Leben,
zu freiem, frommem Mut!

5. Laß Kraft mich erwerben
in Herz und in Hand,
zu leben und zu sterben
für's heil'ge Vaterland!

I. **Zielangabe,** dann **Vortrag** des Gedichts. Wie soll ein deutscher Knabe (deutsches Mädchen) zu seinem Vaterlande stehen? Die Antwort gibt uns Ferdinand Maßmann, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1797—1874) dichtete und lehrte; er läßt in einem Gedichte, das „Gelübde" überschrieben ist, einen deutschen Knaben (ein deutsches Mädchen) folgendermaßen sprechen.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankeninhalt. Wie nennt der Knabe sein deutsches Vaterland und mit welchem Rechte? a) Du Land voll Lieb und Leben: Liebe haben die Deutschen bewiesen, als sie in dem Kampfe gegen Napoleon die schwersten Opfer an Gut und Blut brachten; Leben aber zeigte sich in dem rüstigen Streben nach den Befreiungskriegen, die Wunden zu heilen, die Napoleons Gewaltherrschaft Deutschland geschlagen hatte, ferner in den Werken unserer großen Dichter und Denker wie Goethe, Schiller, Arndt, Uhland usw. b) Du Land der Frei'n und Frommen: Frei wollten die Deutschen immer sein und bleiben, um ihre Freiheit haben sie seit Hermann dem Cherusker immer wieder gegen alle Feinde gekämpft, zuletzt gegen Napoleon; dabei vertrauten sie in herzlicher Frömmigkeit auf Gott („Mit Gott für König und Vaterland". „Wer ist ein Mann? Wer beten kann" u. a.). c) Du herrlich Hermannsland: Hermann oder Armin der Cherusker wollte sich nicht der Herrschaft der Römer unterwerfen und eroberte seinem Volke die Freiheit zurück durch den Sieg im Teutoburger Walde (9 n. Chr.); nach ihm können wir unser Vaterland auch Hermannsland nennen. d) Heiliges Vaterland: Heilig ist es, weil in ihm alle die ruhen, die für Deutschlands Wohlergehen gearbeitet, gelitten, gekämpft haben und gestorben sind, und weil mit ihm all die großen geschichtlichen Erinnerungen (Kaiser Otto der Große, Luther, Friedrich der Große, Blücher u. a) verknüpft sind. — Stolze, erhebende Namen sind es, die der Knabe seinem Vaterlande gibt. Wie steht er in seinem Herzen zu diesem Vaterlande? Er hat sich ihm ergeben, sein Herz ist in Liebe entglommen (von entglimmen) oder entbrannt und ist ihm treu zugewandt; er gelobt, ihm ewig fest und treu zu bleiben. — Wie kann er dieses Gelübde halten? Er will fromm und frei an Gott, der die Treue ist, glauben (gläuben ist eine alte Nebenform; vgl. Luther in Jesaja 7, 9: „Gläubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht") und bittet ihn um ein Herz voll frischen, freudigen Lebens, voll freien, frommen Mutes und um Kraft für Herz (Liebe) und Hand (kräftige Tat), fürs Vaterland zu leben und zu sterben. Der Schluß führt zum Eingang zurück, besonders in der zweiten Zeile. Warum ist das Gedicht „Gelübde" überschrieben? Wie lautet des Knaben Gelübde?

2. Zur Eigenart des Gedichts. Dreimal tritt die Verbindung „frei und fromm" auf; beides steht in innigem Zusammenhange: wer fromm ist, d. h. Gott sein Herz ganz hingibt, der ist frei von jeder Furcht — vor Gegenwärtigem und Zukünftigem, vor dem äußeren Feinde und Zwingherrn, vor Not und Tod. — Auch der Rhythmus weist eine Besonderheit auf. Die beiden ersten Reihen der Strophe sind mit Überdehnung dreihebig zu sprechen:

Ich hab' mich ergeben
× | ⏑ | × × | × ×
mit Herz und mit Hand
× ⏑ | × × | × ‖.

Durch das Zusammenstoßen zweier Hebungen bekommt der Rhythmus etwas besonders Kräftiges, Energisches.

3. **Aufgaben.** a) Die Namen, die Deutschland in dem Gedichte erhält, stellen gewissermaßen einen Spiegel dar, in dem wir unser Vaterland sehen, wie es sein müßte. Wie zeigt sich demgegenüber Deutschland heute? b) Wie haben die Helden der Befreiungskriege, des deutsch-französischen und des Weltkrieges das Gelübde unseres Gedichtes erfüllt? Was kann ein deutscher Knabe (deutsches Mädchen) unserer Zeit tun, das Gelübde zu erfüllen? c) Vergleiche:

B. Mein Vaterland.

Heinr. Aug. Hoffmann (von Fallersleben), Gedichte. 8. Aufl. Berlin. S. 383.

1. Treue Liebe bis zum Grabe
schwör' ich dir mit Herz und Hand.
Was ich bin, und was ich habe,
dank' ich dir, mein Vaterland.[1]

2. Nicht in Worten nur und Liedern
ist mein Herz zum Dank bereit,
mit der Tat will ich's erwidern
dir in Not, in Kampf und Streit.

3. In der Freude wie im Leide
ruf' ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
und mein Trost, mein Glück bist du.

4. Treue Liebe bis zum Grabe
schwör' ich dir mit Herz und Hand.
Was ich bin, und was ich habe,
dank' ich dir, mein Vaterland.

[1]) Was verdankt der Dichter dem Vaterlande? Er ist als deutscher Knabe auf deutschem Boden geboren, von deutschen Eltern erzogen worden, hat Deutsch als seine Muttersprache gelernt, die deutsche Bibel, das deutsche Gesangbuch und deutsche Schriftsteller gelesen, das Heldenbuch der deutschen Geschichte studiert, in deutschen Schulen Geistesbildung und Wissensschätze empfangen und damit die Möglichkeit, sich einen Lebensberuf zu schaffen.

Welche Gedanken haben A und B gemeinsam? Treue Liebe zum Vaterlande, Bereitwilligkeit, mit Herz und Hand diese Liebe zu beweisen, Treue auf ewig. Was hat B Besonderes? „Was ich bin, und was ich habe usw."; „Nicht in Worten nur und Liedern usw."; „Mein Trost, mein Glück bist du".

Dr. P. (Fr. P.)

13. A. Reiters Morgenlied.

Wilh. Hauff, Sämtl. Werke. Stuttgart, 12. Ausg. B I, S. 44.

1. Morgenrot,
leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
dann muß ich mein Leben lassen,
ich und mancher Kamerad.

2. Kaum gedacht,
war der Lust ein End' gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
heute durch die Brust geschossen,
morgen in das kühle Grab!

3. Ach, wie bald
schwindet Schönheit und Gestalt!
Tust du stolz mit deinen Wangen,
die wie Milch und Purpur prangen?
Ach! die Rosen welken all!

4. Darum still
füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
und sollt' ich den Tod erleiden,
stirbt ein braver Reitersmann.

I. Einführung. Auf einem Hügel hat ein jugendlicher Reitersmann die Wacht gehalten. Die dunklen, schweren Nachtstunden liegen hinter ihm. Seine Augen spähen nun durch die Morgendämmerung nach Osten, von wo der Feind noch heute zur Schlacht erwartet wird. Jetzt wird es am östlichen Horizonte lichter

und immer lichter, dann flammt dunkle Röte auf, der Himmel erscheint wie mit Blut übergossen. Des Reiters Augen haben zu spähen aufgehört, sie starren wie verloren in das Morgenrot, trüber wird der Ausdruck seines Gesichts. Welche Gefühle und Gedanken mögen sein Herz bewegen?

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Str. 1. Soldatenschicksal. Welche Bedeutung hat das Morgenrot für den Reitersmann? Es kündet ihm den neuen Tag an und in der blutroten Farbe die Schlacht, die an diesem Tage erwartet wird; er wird mit manchem andern guten Kameraden ein Opfer dieser Schlacht sein, eine trübe Ahnung sagt es ihm. — Str. 2 und 3. Soldatenklage. Kaum, daß er sich so recht der Lust bewußt geworden ist, auf einem guten Pferde zusammen mit einer Schar gleichgesinnter Kameraden dem Kampfe, Sieg und Ruhme entgegenzureiten, ist diese Reiterlust schon zu Ende. Erst mutig auf stolzem Rosse, dann blutig auf dem Erdboden, endlich still im kühlen Grabe, wo nichts mehr übrig ist von der heißen Lebens- und Reiterlust, die das Herz des Reiters durchglühte! — Und was wird dann aus der Jugendschönheit der Reiter, dem jugendlichen Weiß der Haut und dem Rot der Wangen (geläufiger ist uns die Zusammenstellung „Milch und Blut")? Auch diese Pracht vergeht, wie alle, alle irdischen Rosen verwelken. Sollen wir nicht mit dem Reitersmann über die Vergänglichkeit der Reiterlust und Jugendschönheit trauern und klagen? — Str. 4. Soldatenentschluß. Muß aber nicht über solcher Trauer das Herz des Reiters bange, ja furchtsam und feige werden? Was kann da helfen? Stille Ergebung in den Willen des, der den Menschen als vergängliches Wesen geschaffen hat und sein Schicksal in seinen Händen hält — Gottes. Im Vertrauen auf Gott will der Reiter tapfer kämpfen und, wenn es sein muß, als braver Reitersmann sterben, d. h. als einer, der bis zum letzten Atemzuge mutig seine Pflicht getan hat. Durch Trauer und Klage kämpft er sich so zu männlichem Willensentschluß und Pflichtbewußtsein hindurch. Nun schaut sein Auge wieder klar und fest hinein in die Morgenröte und das, was der neue Tag ihm bringen mag.

2. Zur Eigenart des Gedichts. An dem rhythmischen Bau der Strophe fällt die erste Reihe auf, die nur zwei Hebungen hat, während die anderen 4 Reihen vierhebig sind. Die Kürze der Reihe läßt Raum für eine lange Pause beim Sprechen (während die bekannte Melodie des Liedes diese Reihe wiederholt). In dieser so hervorgehobenen Zeile stellt dann der Dichter den Hauptgedanken an die Spitze der Strophe. Die 5. Reihe steht reimlos da. — Von vortrefflicher Wirkung sind die vollen, schönen Reimvokale: in der 1. und 2. Str. haben wir **a** und **o**, in der 3. nur **a**, und auch die 4. schließt wenigstens mit **a**.

3. Aufgabe. Vergleiche:

B. Am Abend vor der Schlacht.

Gedichtet von einem Musketier des 88. Inf.-Reg. im Weltkriege.

1. Die Wälder stehn im weiten Rund
und träumen in die Nacht;
die Nebel ziehen auf dem Grund —
morgen, ja morgen ist die Schlacht!
Ich denk' an dich auf stiller Wacht,
mein fernes Heimattal,
an Vater und an Mutter
vieltausendmal.

2. Vöglein alle schlafen sind,
von Gottes Huld bewacht;
nun schläfst auch du, mein holdes Kind —
morgen, ja morgen ist die Schlacht!
Ich denke dein auf treuer Wacht,
mein Mädchen still und schön!
Könnt' ich in deine Augen
noch einmal sehn!

3. Sterne gehn am blauen Zelt
in ewger Himmelspracht;
ach, was ist aller Streit der Welt —
morgen, ja morgen ist die Schlacht!
Und sterb' ich dann nach treuer Wacht
im frühen Sonnenstrahl,
so schütze, Gott, mein Vaterland
und meine Lieben all!

In A und B sprechen Soldaten — ein Reitersmann und ein Infanterist — auf der Wacht. Beide erwarten eine Schlacht, denken an ihren Tod und erheben ihr Herz zu Gott. In A wird aus der umgebenden Natur nur das Morgenrot kurz erwähnt und zur Anknüpfung der nachfolgenden Gedankenreihen benutzt; in B beginnt jede Strophe mit einem Hinweis auf Naturerscheinungen, die jedesmal in Beziehung zu Gedanken des Sprechers gesetzt werden. Der Reitersmann in A ist ganz auf sich selbst gestellt und erwähnt nur seine Kameraden; der Soldat in B denkt an sein Vaterland, an Vater und Mutter, an die Liebste. In A durchzieht alle Strophen der Gedanke an den Tod und die Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit; B hat als Kehrreim (4. Reihe) die Worte: „Morgen, ja morgen ist die Schlacht!" — der Gedanke an die Schlacht beherrscht das ganze Denken und Fühlen des Soldaten. In A ist die erste Reihe jeder Strophe verkürzt und nur zweihebig; in B ist die letzte Zeile der 1. und 2. Str. um zwei unbetonte Silben verkürzt, muß aber dreihebig gesprochen werden (× | ⏑ | ⏑ | ⏑), beide Reihen erzeugen den Eindruck der Schwere und so im Zusammenhang den Eindruck tiefer Sehnsucht.

Dr. P.

14. Der freie deutsche Rhein.

Nikolaus Becker.

I. **Einführung** und dann **Vortrag.** Um das Jahr 1840 erneuerte sich in Frankreich das alte Gelüst nach der Rheingrenze. Der schöne, stolze Rhein sollte nicht Deutschlands Strom, sondern Deutschlands Grenze sein, das linke Rheinufer also französisch werden. Hauptsächlich war es der französische Minister Thiers, der durch Zurückführung der Leiche Napoleons von St. Helena, durch die Befestigung von Paris und seine zündenden Reden die alte Raublust der Franzosen nach dem linken Rheinufer neu belebte. Da rührte sich aber der deutsche Volksgeist und schlug frische, hohe Wellen. Den treffendsten Ausdruck fand das vaterländische Gefühl 1840 in dem „Rheinliede" des Gerichts-Auskultators Nikolaus Becker zu Köln: „Sie sollen ihn nicht haben —."

1. Sie [1] sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
ob sie wie gier'ge Raben sich heiser danach schrein [2],

2. solang er ruhig wallend [3] sein grünes Kleid noch trägt,
solang ein Ruder schallend in seine Woge schlägt! [4]

3. Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
solang sich Herzen laben an seinem Feuerwein — [5],

4. solang in seinem Strome noch fest die Felsen stehn [6],
solang sich hohe Dome in seinem Spiegel sehn! [7]

5. Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
solang dort kühne Knaben um schlanke Dirnen frein [8],

6. solang die Flosse hebet ein Fisch auf seinem Grund,
solang ein Lied noch lebet in seiner Sänger Mund! [9])

7. Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
bis seine Flut begraben des letzten Manns Gebein! [10])

II. **Erläuterungen.** [1]) Die Franzosen; der Dichter nennt sie gar nicht, weil sie als Erbfeinde Deutschlands und als lüstern nach dem linken Rheinufer bekannt sind. [2]) Ein grelles, aber treffendes Bild, um das ungemessene und unverschämte Verlangen und die endlosen, lauten Rufe der Franzosen nach der „Rheingrenze" auszudrücken. [3]) Dort im Westen wildes Schreien — hier die ruhig und stetig dahin wallende grüne Wasserflut. [4]) Der Rhein ist durch Fahrzeuge aller Art belebt. [5]) Zu beiden Seiten des Rheins wächst edler, feuriger Wein. [6]) Besonders auf der Strecke von Bingen bis Koblenz finden sich mächtige Felsen am und viele Klippen im Strome, z. B. die sieben Jungfrauen bei dem Loreleifelsen. [7]) Z. B. die herrlichen Dome zu Köln, Speier usw. [8]) Frische, mutige Jünglinge werben um schlanke Jungfrauen und führen sie als Gattinnen heim. [9]) Kein Strom ist so viel wie der Rhein besungen worden, und nirgends weilen die Dichter lieber. Sein edler Feuerwein, seine Schönheit und die fröhlichen Menschen begeistern zum Singen. [10]) Solange noch ein deutscher Mann lebt, so lange wird Deutschland den Rhein gegen Frankreich verteidigen.

III. **Grundgedanke.** Er ist enthalten in dem Verse: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" Warum heißt der Rhein deutsch, warum frei? Beide Ufer des Rheins sind von seinem Austritt aus dem Bodensee bis zu seinem Übertritt auf holländisches Gebiet — also auf der weitaus größten Strecke seines Laufs — von deutschen Stämmen besiedelt, darum heißt er deutsch; und weil er deutsch ist, duldet er keine Herrschaft eines Fremdvolkes.

IV. **Zur Eigenart und Geschichte des Gedichtes.** Durch das ganze Gedicht klingt kräftige, patriotische Gesinnung hindurch. Viermal (Str. 1, 3, 5 und 7) wiederholt der Dichter den Grundgedanken. Die bedingende Form „Solange —", die siebenmal auftritt und in der letzten Strophe durch ein „Bis —" abgelöst wird, gestaltet sich im Herzen der Hörer um zu einem ebenso oft wiederholten „Niemals!" Das siebenmalige „Solange —" gibt dem Dichter Gelegenheit, alle Schönheiten des freien deutschen Rheins vor den Augen und Ohren seiner Hörer erstehen zu lassen; aus jeder Zeile spricht der berechtigte Stolz des Rheinländers (Becker ist 1804 in Bonn geboren) auf die Schönheit seiner Heimat und auf die Bedeutung, die der Rhein für unser ganzes deutsches Vaterland hat. — Das Lied fand bei seiner Veröffentlichung ungemessenen Beifall und machte den Dichter mit einem Schlage zum berühmten Manne. Wer im rechten Augenblicke das rechte Wort trifft, das allen ungesprochen auf den Lippen liegt, das Gefühl ausspricht, das allen im Herzen brennt, der darf als Dolmetscher der Volksstimmung sicher auf Beifall und Anerkennung rechnen. Becker erhielt von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. einen Ehrensold von 3000 Mark und von König Ludwig von Bayern einen Ehrenpokal. Von den vielen Vertonungen des Liedes hat sich leider keine recht durchgesetzt, darum trat es mehr und mehr hinter die „Wacht am Rhein" zurück, die um dieselbe Zeit von Schneckenburger gedichtet wurde. — Heute dürfen wir mit vollem Rechte fragen: Haben wir noch einen freien deutschen Rhein?

Das Elsaß ist an Frankreich gefallen, und die Eroberer bemühen sich eifrigst, das urdeutsche Land möglichst schnell zu verwälschen. Das übrige linke Rheinufer ist von Franzosen, Engländern, Belgiern und Amerikanern besetzt; die Fremden üben die Strompolizei auf dem deutschen Rheine aus, und die Franzosen lauern gierig auf die nächste Gelegenheit, auch das rechte Rheinufer zu besetzen. Wir Deutsche haben es heute nötiger denn je, uns das Lied vom freien deutschen Rheine einzuprägen. Fr. P. (Dr. P.)

15. Die Wacht am Rhein.

M. Schneckenburger, Lieder zu Schutz und Trutz. Berlin 1871. S 220.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall —.

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** „Die Wacht am Rhein!" Mit diesem Liede auf den Lippen zogen 1870 eure Großväter in den Kampf gegen die Franzosen; fast vierzig Jahre später sangen eure Väter und Brüder dasselbe Lied, als sie sich 1914 beim Ausbruche des Weltkriegs einer ungeheuern Übermacht von Feinden entgegenwarfen. Und jetzt, wo der Krieg zu Ende ist, bedarf der schöne, deutsche Rhein erst recht noch treuer Hüter. Prägt euch das Lied, das Millionen deutscher Jünglinge und Männer zu opferbereiter, todesmutiger Vaterlandsliebe begeistert hat, mit seinen Worten und Gedanken fest ein!

II. **Gedankengang und Erläuterungen.** 1. Str. 1 und 2: Deutschlands Aufruf und seine Wirkung. Ein Ruf („Zum Rhein!") und eine Frage („Wer will des Stromes Hüter sein?") werden laut; wer erhebt sie? Deutschland. Wodurch sind sie veranlaßt? Drüben jenseits des Rheins, bei den Franzosen, war 1914 wie 1870 der Wunsch und Wille erwacht, Deutschland zu vernichten und das ganze linke Rheinufer zu gewinnen. Dem Angriffswillen Frankreichs antwortet der abwehrende Ruf Deutschlands: „Zum Rhein! Er ist durch die Eroberungsgier der Feinde bedroht. Wer will ihn beschützen?" Aus welcher Stimmung heraus ertönt dieser Ruf? Er ist ein Ruf des Zornes über die Störung des Friedens, auch mischt sich etwas Sorge hinein, ob sich genug Hüter für den bedrohten Rhein finden. Und wie erklingt der Aufruf durch Deutschlands Gaue? Wie Donnerhall, wie Wogenprall und wie Schwertgeklirr, d. h. mit der Urgewalt riesiger Naturkräfte (eines Gewitters, der Meeresbrandung) und der Kampfeswut wehrhafter Männer. Von wem sind die beiden letzten Zeilen der 1. Str. gesprochen zu denken? Der Dichter ruft sie Deutschland zu, mit ruhiger Zuversicht will er alle Sorge zerstreuen. — Wer ist aber diese „Wacht am Rhein", die so fest und treu steht? Antwort gibt Str. 2. Weise die Richtigkeit aus den Augusttagen des Jahres 1914 nach! Warum nennt der Dichter den deutschen Jüngling „fromm und stark"? Wer mit Gott im Bunde steht und eine starke Hand hat, braucht sich vor keinem Feinde zu fürchten und ist wirklich ein Schirm für die Landesmark oder Landesgrenze (Mark ist die deutsche Bezeichnung für das aus dem Slavischen stammende Wort Grenze) — vgl. das Bild von Ludwig Thoma „Der Hüter des Tals"! Der Dichter kennt die deutschen Jünglinge, darum darf er im Kehrreim seine tröstliche Mahnung wiederholen.

2. Str. 3—5. Der Schwur der Deutschen. Warum schaut der deutsche

Jüngling zum Himmel auf? Er will den Himmel und die großen Freiheitskämpfer Deutschlands — z. B. den Cheruskerfürsten Armin, die Helden der Befreiungskriege 1813 bis 1815 — zu Zeugen seines Schwurs anrufen. Wie lautet sein Schwur? Str. 3, Z. 4; Str. 4, Z. 1—4; Str. 5, Z. 1—4. Wie haben unsere tapferen Soldaten in den langen Kriegsjahren 1914—1918 diesen Schwur wahrgemacht? Welche Bedeutung hat der Kehrreim in Str. 3—5? Er bestätigt den Schwur und zieht aus ihm die Folgerung: Wenn die frommen und starken deutschen Jünglinge einen solchen Schwur tun, dann kann das Vaterland ganz ruhig sein. — Welscher (Str. 4, Z. 2 und Str. 5, Z. 4) ist Eigenschaftswort zu dem mittelhochdeutschen Worte Walch = der Kelte, zunächst der Italiener, dann auch der Franzose; aus walchisch, walisch wurde welsch (Walnuß = welsche, italienische Nuß).

3. Str. 6. Die Ausführung des Schwurs. Z. 1: Die Luft trägt den Schall des Schwurs durch Deutschland hin und auch nach Frankreich hinein, und die rinnenden Wellen des Rheins tragen ihn zu jedem Dorfe, zu jeder Stadt an seinen Ufern. Mit flatternden Fahnen kommen die Deutschen angezogen; alle wollen am Rheine Hüter sein. Der Kehrreim bekräftigt abschließend dieses Gelübde. — Was kann heute ein deutscher Knabe (ein deutsches Mädchen) dazu tun, Hüter des Rheins zu sein?

III. **Zur Geschichte des Liedes.** Wie Nikolaus Becker sein „Rheinlied" im Jahre 1840 dichtete (s. „Einführung" zu Nr. 14), so Max Schneckenburger (geb. 1819 in Württemberg) seine „Wacht am Rhein", und zwar im November 1840 zu Burgdorf in der Schweiz, wohin er ausgewandert war; den Siegeszug seines Liedes durch Deutschlands Gaue erlebte er nicht mehr. 1854 vertonte der Musikdirektor Karl Wilhelm in Krefeld das Lied, und durch diese hinreißende Melodie wurde es 1870 der deutsche Marsch-, Kriegs- und Siegesgesang. Der Dank des Vaterlandes wurde ihm dafür zuteil, und Fürst Bismarck schrieb ihm am 23. Juni 1871: „Sie haben durch die Komposition von Max Schneckenburgers Gedicht „Die Wacht am Rhein" dem deutschen Volke ein Lied gegeben, welches mit der Geschichte des eben beendigten großen Krieges untrennbar verwachsen ist ... Ihr Verdienst ist es, unserer letzten großen Erhebung die Volksweise geboten zu haben, welche daheim wie im Felde dem nationalen Gemeingefühle zum Ausdruck gedient hat. Ich folge mit Vergnügen einer mir vom geschäftsführenden Ausschuß des deutschen Sängerbundes gewordenen Anregung, indem ich der Anerkennung, welche Ihnen von allen Seiten zuteil geworden ist, auch dadurch Ausdruck gebe, daß ich Sie bitte, die Summe von eintausend Talern aus dem Dispositionsfonds des Reichskanzleramtes anzunehmen. Ich hoffe, daß es mir möglich sein wird, Ihnen alljährlich den gleichen Betrag anbieten zu können." — Als vom Volke gesungenes Lied erfuhr es das gleiche Schicksal wie so manches andere Volkslied: der vom Dichter ursprünglich gewählte Wortlaut wurde vielfach geändert. Folgende Änderungen finden sich: Str. 2, Z. 3 „Der Deutsche, bieder, fromm und stark"; Str. 3, Z. 1 und 2 „Er blickt hinauf in Himmelsau'n, wo Heldengeister — oder: Heldenväter — niederschau'n"; Str. 5, Z. 1 „ein Tropfen"; Str. 6, Z. 2 „flattern hoch im Wind"; Z. 3 „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein". Dr. P.

16. Des Deutschen Vaterland.

Ernst Moritz Arndt.

Was ist des Deutschen Vaterland?

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** In unserer Zeit sind Kräfte am Werke, die in den Jahren 1870/71 mühsam errungene Einheit Deutschlands zu zerreißen, es in eine Reihe kleinerer Staaten aufzulösen. Dieses Ziel verfolgen die Franzosen nach Beendigung des Weltkrieges, und in Deutschland selbst finden sich verblendete Männer, die ihnen dabei zur Hand gehen. Es ist nicht das erstemal, daß sich unser Vaterland in solcher Not befindet. Im Jahre 1806 legte Kaiser Franz II. seine Würde als Kaiser „des heiligen römischen Reiches deutscher Nation" nieder. Damit hatte Deutschland aufgehört, ein Staat zu sein und eine Bedeutung in der Welt zu haben. Bald darauf wurde durch die Siege Napoleons über Österreich und Preußen der Name Deutschland vollends von den Landkarten getilgt. Franzosen, Russen, Schweden, Engländer, alle hatten ein Vaterland, der Deutsche hatte keines, weil es kein Deutschland mehr gab, sondern nur noch einzelne deutsche Staaten. Und am liebsten hätte Napoleon auch die deutsche Sprache gänzlich vertilgt, um das letzte Band, welches sich um die deutschen Stämme schlang, zu zerreißen. Das war eine unselige Zeit, da unser Volkstum in solcher Gefahr stand. „Der Mensch ohne Vaterland ist der unseligste von allen!" — sagte damals der deutsche Mann und Dichter E. M. Arndt. — Aber wenn auch die Landkarten auf die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" keine Antwort mehr geben konnten, die Herzen der Besten in den deutschen Gauen fanden eine Antwort; und einer der edelsten Deutschen jener Zeit, E. M. Arndt, gab diese Antwort so treffend und schön, daß sie durch alle deutschen Herzen flammte und von allen deutschen Lippen widerhallte.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. a) Str. 1—5. Sucht auf der Karte die Länder auf, die E. M. Arndt nennt: Str. 1. Preußenland, das östlichste deutsche Land, ist das Gebiet der Provinz Ostpreußen; ein südliches Gebiet ist Schwabenland, d. i. der Hauptsache nach das heutige Württemberg. Daran reiht der Dichter ein westliches Gebiet (Rheinland) und ein nördliches (Schleswig mit der Ostseeküste am kleinen Belt, wo die silbergraue Möve sich mit ihren langen Schwingen über den Wellen wiegt). — Die Antwort auf die gestellte Frage lautet: „Zwar sind dies alles deutsche Länder, aber nicht Deutschland; des Deutschen Vaterland muß größer sein." — Str. 2. Zwei südöstliche Länder stehen neben zwei nordwestlichen. Bayerland ist der Kern des Staates, das heutige Oberbayern. — Das Land der Marsen ist das fette, fruchtbare Marschland an der Küste der Nordsee mit seiner berühmten Viehzucht, im besonderen das Gebiet der Dithmarsen in Holstein zwischen Elbe und Eider (nicht das Land des germanischen Stammes der Marsi, die um das Jahr 100 n. Chr. Geb. zwischen Lippe und Ruhr saßen). — Die Märker sind die Bewohner der ehemaligen Grafschaft Mark zwischen Lippe und Ruhr. Die reichen Kohlen- und Eisenerzschätze des Bodens haben eine großartige Eisenindustrie in Iserlohn und anderen Städten aufblühen lassen. Das Eisen wird gereckt, d. h. in die Länge gezogen, gewalzt (vgl. F. Brunold, Die Markaner bei Friedrich II.) — Str. 3. Nordöstliches, westliches, nordwestliches (Nordküste, wo von dem West-

und dem Nordwestwinde der Sand der Dünen landeinwärts weht, die Düne in das Innere des Landes vorrückt) und südliches Land (das Gebiet der Donau zwischen Regen- und Innmündung, wo sich der Fluß streckenweise einen Weg durch das Felsgestein der Ausläufer des Bayrischen Waldes bahnen muß). — Str. 4. Marken im Süden Deutschlands. Die Schweiz ist deutsches Land und gehörte bis zum Jahre 1648 zum Deutschen Reiche. Warum gefallen Land und Volk der Schweiz und Tirols dem Dichter so wohl? (Die schönen Alpen; — einfache Sitten; tapfere Freiheitskämpfe.) — Str. 5. Östliche Mark: Österreich, nicht das Reich, sondern die Mark ob und unter der Enns. Die Siege, die das Reich im Kampfe mit Türken, Italienern und Franzosen erfochten, werden auf den Kern des Reiches, das Erzherzogtum, übertragen. — Bis hierher hat der Dichter eine große Reihe deutscher Länder, zumeist an den Grenzen Deutschlands, aufgezählt; die inneren Gaue werden von diesen Grenzgebieten umschlossen, sind also gewissermaßen schon in die Aufzählung mit eingerechnet, ohne daß sie der Dichter noch einzeln namhaft zu machen braucht. Alle Gebiete deutscher Erde hat er durchwandert: die Küste der Ostsee, die der Nordsee mit ihren Dünenzügen und dem hinter ihnen geschützt liegenden Marschlande, die Stromgebiete des Rheines und der Donau, die norddeutsche Tiefebene, das deutsche Mittelgebirge, die den Alpen vorgelagerte Hochebene und schließlich das Hochgebirge, die Alpen selbst. Aber noch immer hat der Dichter die gewünschte Antwort nicht bekommen, noch immer lautet sie wie in Str. 1: „Das sind zwar alles deutsche Länder, aber nicht Deutschland." — b) Str. 6—8. Str. 6. Nun wird der Dichter ungeduldig und verlangt eine bestimmte Antwort; er erhält sie endlich. — Deutschland ist überall da, wo deutsche Sprache und deutsche Frömmigkeit, Str. 7 deutsche Treue und deutsche Liebe, Str. 8 Haß gegen alles Fremde (was im Vergleich mit deutschem Wesen doch nur Tand ist) und Liebe zu den Stammesgenossen herrschen. Nicht einzelne deutsche Länder, sondern das geeinigte, das ganze Deutschland soll es sein. — Das ist der Ruf, den der Dichter laut erschallen läßt, die Losung, mit der die Deutschen in den Kampf gegen den Erbfeind zogen. — c) Str. 9. Dieses große, einige Vaterland recht zu lieben und wacker zu verteidigen, das ist eine Gabe vom Himmel; ein jeder Deutsche muß zu Gott um diese Gabe beten.

2. Deutschlands Eigenart. Deutschland ist das Land der deutschen Sprache, Frömmigkeit, Treue, Liebe, des Hasses gegen fremdes Wesen, der Liebe zu den Stammesgenossen.

3. Schönheiten. Das Gedicht beginnt mit einer Frage (vgl. „Wer ist ein Mann?" „Wo kommst du her in dem roten Kleid?" „Was blasen die Trompeten?") und versetzt den Hörer sofort in Spannung. Diese steigert sich durch die unerwartete, zunächst verneinende Antwort. Mit jeder Frage, jeder Antwort setzt sich die Spannung durch die ersten fünf Strophen fort, bis sie in Str. 6 ff. ihre Lösung findet. In Str. 1—3 werden zunächst je zwei Länder mit ihren Stammesnamen aufgeführt, dann je zwei in einem kurzen Nebensatze nach ihrer landschaftlichen oder wirtschaftlichen Eigenart treffend und anschaulich gekennzeichnet. Zumeist werden Länder an den entgegengesetzten Grenzen aneinander gereiht; vgl. das nach Str. 5 Bemerkte! Auch dieses Gedicht zeigt, wie fast alle Gedichte aus der großen, erhebenden Zeit der Freiheitskriege, die innigste Ver-

bindung von Vaterlandsliebe und Frömmigkeit; aus dieser quillt jene hervor. Der Gedanke enthält eine ernste Mahnung für jeden Deutschen.

III. **Aufgaben.** Welche Mahnungen enthält das Gedicht für die Deutschen unserer Tage? Wie bewahren wir Deutschlands Einheit? Dr. P.

17. Das Lied der Deutschen.

Heinr. Aug. Hoffmann von Fallersleben.

Deutschland, Deutschland über alles —.

I. **Einführung.** Ein jedes Volk hat ein Lied zum Lobpreise dessen, worauf es stolz ist und woran es seine Freude hat; bei erhebenden vaterländischen Feiern wird dies Lied mit Begeisterung gesungen. Das „Lied der Deutschen" verdanken wir dem Dichter Heinr. Aug. Hoffmann (von Fallersleben), der sein Vaterland von ganzem Herzen liebte, und zwar ist es gedichtet im Jahre 1841 zu einer Zeit, wo die Deutschen noch kein einiges deutsches Reich hatten und der damalige Deutsche Bund in der Welt wenig galt, gedichtet auf der Insel Helgoland, die damals den Engländern gehörte. Was rühmt der Dichter an unserem Vaterlande?

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. Str. 1. Deutschlands Größe. Was rühmt der Dichter an Deutschland? Seine räumliche Ausdehnung: von der Maas im Westen bis zur Memel im Nordosten, von der Etsch im Süden bis zum Belt im Norden wohnen Deutsche. Aber der Dichter kennt noch ein höheres Ziel für Deutschlands Größe: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt" (die doppelte Wiederholung hebt die beiden Glieder noch besonders stark hervor). Der Satz ist unvollständig; ergänze das Zeitwort: „Deutschland ist über alles, ist mehr als alles in der Welt, hat vor allen andern Völkern den Vorrang." (Die Engländer ergänzten vor und in dem Weltkriege das Zeitwort „herrscht" und behaupteten dann, wir Deutsche erstrebten die Herrschaft über die ganze Welt; es ist aber klar, daß hier nur ein Zeitwort ganz allgemeinen Charakters wie sein ergänzt werden darf.) Wann aber nur kann Deutschland diese Stellung in der Welt einnehmen? „Wenn es stets zu Schutz und Trutze (zu seiner Verteidigung und im Wettkampfe mit andern) brüderlich zusammenhält." Eine solche überragende Stellung hat Deutschland im Mittelalter innegehabt, als seine großen Kaiser alle Kräfte des deutschen Volkes trotz mancher Widerstände zusammenfaßten. Und wie hat Deutschland erst noch jüngst diese seine Größe bewiesen? Gib die Mahnung an, die die 1. Str. enthält! „Seid einig, so wird Deutschland stark sein!" — Str. 2. Deutschlands Wert. Was rühmt der Dichter als beste Werte Deutschlands? „Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutschen Wein und deutschen Sang." Wodurch haben sie so hohen Ruf („Klang") erlangt? Die Frauen durch Frömmigkeit, Hoheit der Gesinnung, aufopfernde Tätigkeit als Gattinnen und Mütter — die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, Königin Luise, die Frauen in den Befreiungskriegen; Treue gegenüber dem Volksgenossen, Freunde und Fürstenhause — Befreiungskriege; Rhein- und Moselwein durch ihren einzigartigen Duft und Geschmack; Sang — eine Fülle von weltlichen und geistlichen Volksliedern, Soldatenliedern usw., wie sie kein anderes Volk besitzt. — Aber auch hier stellt der Dichter seinem

Vaterlande eine hohe Aufgabe: Diese wundervollen Gaben „sollen in der Welt behalten ihren alten, schönen Klang, uns zu edler Tat begeistern unser ganzes Leben lang" — also durch edle Taten sollen wir uns für diese Gaben dankbar und ihrer würdig erweisen, so daß sie ihren Ruf in der Welt behalten. Wie hat das deutsche Volk noch in den ersten Jahren des Weltkrieges diese Aufgabe erfüllt? Die Frauen z. B. durch opferwilliges Handeln und Dulden; unsere Soldaten sangen auf dem Marsche und in der Ruhe, sogar beim Angriffe und setzten noch in der Gefangenschaft die Feinde durch ihre schönen Lieder in Erstaunen, während die Franzosen fast nur ihre Marseillaise, die Engländer nur einen Gassenhauer singen konnten; unzählige Beispiele von Kameradentreue bis in den Tod. — Str. 3. Deutschlands Glück. Auch in dieser Strophe stellt uns der Dichter ein hohes Ziel vor Augen: Deutschlands Glück. Welches sind nach seiner Ansicht die Grundlagen des Glücks oder das Unterpfand, die Bürgschaft dafür, daß Deutschlands Glück Bestand hat? Warum? Einigkeit macht stark, Uneinigkeit der Stämme und Stände liefert ein Volk seinen Feinden aus; Gerechtigkeit erhöhet ein Volk — wo aber ein Volksteil ungerecht behandelt zu werden glaubt, gibt es keinen Frieden; in der Freiheit regen sich alle guten Kräfte — wo aber ein Volksteil meint in Unfreiheit gehalten zu werden, muß es zu Kämpfen kommen. — Achtet darauf, daß der Dichter zweimal (in Str. 1 und 3) zu brüderlichem Verhalten mahnt und in Str. 3 auffordert: „Darnach laßt uns alle streben!" Warum tut er dies? Er weiß, daß der gefährlichste Feind des deutschen Volkes seit Arminius dem Cheruskerfürsten die Uneinigkeit ist.

2. Zur Eigenart des Liedes. Es zeugt von der großen Liebe des Dichters zu seinem deutschen Vaterlande und von seinem heißen Verlangen, Deutschland groß und glücklich zu sehen. Neben das, was er von Deutschland rühmt, setzt er ebenso viele Mahnungen, nach den höchsten Zielen zu streben. In Str. 1 und 2 wird der Hauptgedanke in den beiden Schlußversen wiederholt und kräftig eingeprägt; auch die 3. Str. bringt diese Wiederholung, aber an etwas früherer Stelle.

Dr. P.

C. Der Mensch und die Natur.

18. Hoffnung.

E. Geibel, Juniuslieder. Stuttgart 1875. S. 140.

1. Und bräut[1]) der Winter noch so sehr
mit trotzigen Gebärden[2]),
und streut er Eis und Schnee umher:
es muß doch Frühling werden.

2. Und drängen die Nebel noch so dicht
sich vor den Blick der Sonne,
sie wecket doch mit ihrem Licht
einmal die Welt zur Wonne.

3. Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
mir soll darob nicht bangen[3]);
auf leisen Sohlen über Nacht
kommt doch der Lenz[4]) gegangen.

4. Da wacht die Erde grünend auf,
weiß nicht, wie ihr geschehen,
und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
und möchte vor Lust vergehen.

5. Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
und schmückt sich mit Rosen und Ähren
und läßt die Brünnlein rieseln klar,
als wären es Freudenzähren[5]).

6. Drum still! und wie es frieren mag,
o Herz, gib dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
der ganzen Welt beschieden.

7. Und wenn dir oft auch bangt und graut,
als sei die Höll' auf Erden,
nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß dich Frühling werden.

[1]) Dräuen ist eine alte Nebenform zu drohen. [2]) Gebärde gehört zu gebaren = sich benehmen, also = Benehmen. [3]) Ahd. angi oder (mit Umlaut) engi = nhd. enge (dazu das Hauptwort Angst); die Zusammensetzung be-ange, d. i. sehr enge, wurde zu bange, dazu das Zeitwort bangen: es ist (wird) mir bange, ich bange mich. [4]) Lenz steht jetzt nur noch dichterisch für Frühling, Karl d. Gr. nannte den März lenzinmânoth = Lenzmonat. [5]) Zähre, eine alte Nebenform zu Träne, wird jetzt nur noch in der Dichtersprache gebraucht.

I. **Ziel.** Mitten im strengsten Winter ruft uns Em. Geibel tröstend zu: „Es muß doch Frühling werden!" Hört sein Gedicht „Hoffnung"!

II. **Vertiefung.** 1. Gedanken- und Stimmungsgehalt. Str. 1—3. Winters Wut. Str. 4 und 5. Frühlings Wonne. Zeichne folgende Bilder: 1. Der Winter als Gewaltherrscher (seine Machtmittel: Eis und Schnee, Nebel, Stürme); 2. Der Frühling als heimlicher Befreier; 3. Die aus ihrem Dornröschenschlafe erwachende Erde! Welche Stimmung herrscht in Str. 1—3? Feste, ja trotzige Zuversicht: „Es muß doch Frühling werden!" Diese Stimmung wird am besten gekennzeichnet durch das dreimal gesetzte Wörtchen „doch". So lebendig ist diese Hoffnung im Dichter, daß er mitten in den Nöten und Beschwerden des Winters den Frühling gegenwärtig sieht und darüber in hellen Jubel ausbricht (Str. 4, 5). Ging in Str. 1—3 der Rhythmus mit strenger Bindung in regelmäßigem Wechsel von unbetonter und betonter Silbe einher (mit einer Ausnahme in Str. 2, Z. 1), so wird er von Str. 4, Z. 3 lebhaft bewegt durch das Auftreten zweier Silben in der Senkung. Dem sachlichen Gegensatze von Winter und Frühling entsprechen die Gegensätze in der Form: trotzige Gebärden—Lachen, Eis und Schnee—Rosen und Ähren, Nebel—sonniger Himmel, die Stürme blasen mit Macht—der Lenz kommt auf leisen Sohlen. — Str. 6 und 7. Trost für das Herz. Welchen Trost gewinnt der Dichter aus dem Ausblicke auf den Frühling? „Geduldе dich! Auf das Wintersleid folgt sicher ein Maien- oder Frühlingstag." Und wie für die Natur, so gilt diese Hoffnung auch für das Menschenleben. Wenn Leiden und Nöte auf den Menschen einstürmen, dann soll er seinen Blick von der Erde aufwärts erheben zu Gott und von ihm voll Zuversicht eine Wendung seines Schicksals erhoffen; auch für sein Leben muß doch einmal der Frühling kommen. Schließlich dürfen wir diesen Trostgedanken auch auf das Leben eines Volkes, unseres deutschen Volkes, anwenden. Unsere Feinde haben uns jetzt eine Hölle auf Erden angerichtet, daß es einem um das Schicksal des deutschen Volkes bange werden kann, aber auch hier gilt des Dichters Wort:

„Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden."

2. Grundgedanke. Wie in der Natur dem harten Winter der milde Frühling folgt, so folgt auch im Menschenleben dem Leid und Unglück die Freude und das Glück. Hoffe und glaube! Dr. P. (Fr. P.)

19. A. Frühlingsglaube.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart. Bd. I S. 28 f.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Das Leben des Herzens ist mit dem Leben der Natur innig verknüpft. Trübes Wetter draußen stimmt auch die Seele trübe. Sonnenschein draußen fällt auch sonnig ins Gemüt. Im Herzen spiegelt sich die Natur und in der Natur das Herz. Im Grauen des Winters bangt und zagt, im aufquellenden Leben des Frühlings hofft die Seele.

Und dräut der Winter noch so sehr, wir glauben an den kommenden Frühling: Es muß doch Frühling werden! Und dieser Glaube hilft den Winter ertragen. Und will das Herz in Angst und Not verzagen, glaube nur an eine Erlösung von der Bürde! Dieser Glaube hilft die Bürde ertragen.

Das Frühlingswehen draußen, das den Winter vertreibt, ist ein Bild und Bürge dafür, daß sich auch der Kummer deines Herzens wenden wird. Bei dem wonnigen Blühen überall wird auch dein Herz der Qual vergessen und zu neuem Leben, neuer Freude aufblühen.

Diese Gedanken hat Uhland in unvergleichlich schöner Weise in dem kleinen Gedichte „Frühlingsglaube" ausgesprochen.

1. Die linden Lüfte sind erwacht[1],
sie säuseln und weben Tag und Nacht[2],
sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang![3]
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.[4]

2. Die Welt wird schöner mit jedem Tag,[5]
man weiß nicht, was noch werden mag,[6]
das Blühen will nicht enden.[7]
Es blüht das fernste, tiefste Tal.[8]
Nun, armes Herz, vergiß der Qual![9]
Nun muß sich alles, alles wenden.

II. **Erläuterungen.** [1]) Die lauen Frühlingswinde werden mit schlafenden Kindern, die jetzt aufgewacht sind, verglichen. [2]) Sie säuseln oder wehen warm um die Wangen und weben oder wirken im stillen an allen Orten das neue Kleid der Erde. [3]) Die Frühlingsblumen sprossen aus der erneuten Erde und atmen lieblichen Geruch aus; die heimgekehrten Sänger lassen aufs neue ihre Lieder erschallen. [4]) Wie der Frühling in der Natur alles umgestaltet hat, so muß nun auch für das Leid des Herzens die große Wendung eintreten. [5]) Jeder Tag bringt neue Schönheiten. [6]) Man weiß nicht, bis zu welcher Höhe sich die Schönheit der Erde steigern wird, ob nicht der Himmel hernieder sinkt auf die Erde. [7]) Eine Blüte nach der andern erschließt sich wie eine endlose Kette. [8]) Überall hin dringt der Hauch des Frühlings, weit hinauf nach dem Norden und tief hinein in die Bergschluchten, und überallhin bringt er Leben und Freude. [9]) Solltest du, armes Herz, allein vergessen sein? Solltest du allein keinen Anteil an dem Glück des Frühlings haben? O glaube nur, auch du, Herz, wirst deinen Frühling haben!

III. **Aufbau des Gedichts.** Das Gedicht hat zwei Strophen aus je sechs Versen. Die vier ersten Verszeilen handeln von dem Erwachen und der Herrlichkeit des Frühlings, die beiden letzten von dem Bangen und der Qual des Herzens, ein ergreifender Gegensatz, diese Herrlichkeit um uns und diese Qual in uns! Aber der Dichter versöhnt ihn in schönster Weise. In Str. 1 knüpft er an die Schilderung von dem Erwachen des Frühlings die Ermunterung an das Herz, nicht bange zu sein. In Str. 2 knüpft er an die Schilderung der entfalteten Frühlingsherrlichkeit die Aufforderung an das Herz, seiner

Qual zu vergessen. Aus dem Kehrreim, der zuletzt die Spitze des Gedichts ist: **Nun muß sich alles, alles wenden!** spricht die feste, frohe Zuversicht, der Frühlingsglaube, daß der Erdenfrühling auch einen Herzensfrühling bringen wird.

IV. **Vergleichung** mit Heinrich Heines

B. Frühlingsbotschaft.

1. Leise zieht durch mein Gemüt
liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
kling' hinaus ins Weite!

2. Kling' hinaus bis an das Haus,
wo die Blumen sprießen!
Wenn du eine Rose schaust,
sag', ich laff' sie grüßen!

1. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte sind Frühlingslieder von seltener Innigkeit und unübertrefflichem Wohllaute. Beide enthalten nur zwei Strophen, beginnen mit dem leisen Erwachen und Wirken des Frühlings, schildern seine Blütenpracht und zeigen seine unwiderstehliche Macht auf das menschliche Herz.

2. Verschiedenheiten. A singt von dem Frühlingsglauben, der im Herzen lebt, B enthält eine Frühlingsbotschaft, die im Liede ausklingt. A schildert das geheime Weben und Wirken der Frühlingslüfte in der Natur, B die Wirkung des Frühlings im Gemüte, wo er sich wie fernes Glockengeläute ankündigt. A redet von Duft und Klang draußen, der tröstlich ins Herz dringt, B von der Frühlingsfreude innen, die als Lied nach außen in die Welt strebt. A spricht dem Herzen Trost zu, B trägt dem Liede eine Botschaft an andere auf. A tröstet und ermutigt das bange Herz, B grüßt die Genossen seines Glückes im fernen, lieben Hause.

V. **Verwandte Frühlingslieder** von L. Uhland:

1. Frühlingsahnung.

O, sanfter, süßer Hauch,
schon weckest du wieder
mir Frühlingslieder!
Bald blühen die Veilchen auch.

2. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, milde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
braucht es dann noch großer Dinge,
dich zu preisen, Frühlingstag?

3. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
sollt' es heut' nicht glücken?
Doch warum in dieser Zeit
an die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest!
Laßt mich ruh'n und beten!

4. Frühlingsruhe.

O legt mich nicht ins dunkle Grab,
nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
lieg' ich ins tiefe Gras hinein.
In Gras und Blumen lieg' ich gern,
wenn eine Flöte tönt von fern,
und wenn hoch oben hin
die hellen Frühlingswolken zieh'n.

5. Frühlingstrost.

Was zagst du, Herz, in solchen Tagen,
wo selbst die Dornen Rosen tragen?

VI. **Aufgaben.** 1. Was haben alle diese Frühlingslieder Gemeinsames? — 2. Welchen besonderen Gedanken hat jedes? 3. Warum sind die Überschriften bedeutsam? Fr. P.

20. Wenn der Frühling kommt.

Alfred Huggenberger. Hinterm Pflug. Huber u. Co Frauenfeld 1908. 3. Aufl.

Drei Zwerglein läuten den Frühling ein
mit weißen und gelben Glöckchen fein;
drei Elfen tanzen im Sonnenlicht,
lauschen, was der Märzwind spricht.
Kommt der Käfermann vor sein Haus,
putzt sich die Brillengläser aus:
„Was fangt ihr für 'nen Spektakel an,
daß unsereins nimmer schlafen kann?
Ei — da guckt ja ein Veilchen herfür!"
Schleunig kehrt er sich gegen die Tür:
„Alte! Hab ich's nicht immer gesagt!
Hurtig, die Läden auf, es tagt!"
Wupp! Schon schlupft die durch's enge Loch,
hinter ihr her drei Nachbarn noch;
alle fünf tun vor Freude dumm,
laufen wie närrisch im Kreis herum,
tollen und überkugeln sich satt,
bis einer ein Beinchen zu wenig hat.
Frau Ameise fängt nebenan
just ihren Bau zu flicken an.
„Dies vornehme Pack — man ärgert sich schwer —
weiß nicht, daß Kisten und Kammern leer,
faulenzt schon am ersten lieben Tag;
mich wundert's, wie das noch kommen mag!"
Hoch im Apfelbaum sonnt sich der Fink.
„Pinke pink! Pinke pink!
Der Kurier ist schon abgesandt,
er holt mir mein Weibchen aus Mohrenland!"
Ammern und Spatzen lärmen laut:
„Kommt alles, wie wir's vorausgeschaut,
heut der Schlehdorn, der Kirschbaum morgen —
fahrt immer dahin, ihr dämlichen Sorgen!"
Professor Rabe, weiß nicht warum,
denkt heut auch nicht ans Studium.
„Wissen darf's nun mal jedermann,
daß unsereiner auch singen kann!
Globu, kraha! — Das klang aber fein,
übers Jahr werd ich bei der Oper sein."
Der Winter hockt am Schattenrain,
stopft sein Stummelpfeifchen sich ein,
tut erst, als ging ihn alles nichts an —
aber schon fängt er zu laufen an!
Hopphopphopp! über Stock und Stein,
ein Schmetterling gaukelt hinter ihm drein.

I. **Einführung.** Wie sieht es draußen im Garten aus, wenn im März die Sonne vom Himmel herab auf die winterliche Erde scheint, wenn ein warmer Wind weht, kurz — wenn der Frühling kommt?

II. **Erläuterungen.** V. 2. Die weißen und gelben Glöckchen sind die Blütenglocken des Schneeglöckchens und des Windröschens. — V. 7. Spektakel = Lärm. — V. 12. Im Herbste haben die Käfer ihre Winterherberge, ein Loch in einem alten Birn- oder Apfelbaum, aufgesucht und die Eingänge verschlossen, wie die Menschen abends die Tür ihres Hauses schließen und die Fensterläden vorlegen. Der Winter war für sie die Nacht, während der sie schliefen; der Frühling, an dem sie Tür und Fenster wieder öffnen können, bedeutet für sie den Anbruch eines neuen Tages. — V. 20. just = eben. Der Bau der Ameise hat durch Nässe, Frost und Sturm des Winters gelitten. — V. 21. Die Vornehmheit der Käfer zeigt sich nach Ansicht der Frau Ameise darin, daß sie nichts tun und sich vergnügen, während die Ameise arbeitet. — V. 27. Der Kurier ist ein Eilbote, den fürstliche Herren oder Regierungen mit besonderen Aufträgen entsenden (das Fremdwort trägt hier — dem deutschen Betonungsgesetz entsprechend — den Ton auf der ersten Silbe). Den Winter verleben meist nur die Finkenmännchen bei uns,

während die Weibchen nach Süden, ins Mohrenland, ziehen; selten sieht man bei uns im Winter ein Finkenpärchen. — V. 31. Heute blüht der Schleh- oder Schwarzdorn auf, morgen der Kirschbaum. — V. 32. Dämlich gehört zu dämeln = nicht recht bei Sinne sein, also = töricht. Während des Winters mußten sich die hier gebliebenen Goldammern und Sperlinge Sorgen ums tägliche Brot machen; die sind mit dem Frühlinge bei ihnen überflüssig geworden (im Gegensatz zur Ameise V. 19 ff.). — V. 33. Der Rabe ist bekannt als ein kluger Vogel; wenn er auf dem Baume sitzt und ernsthaft in die Welt schaut, sieht es aus, als denke er angestrengt über eine schwierige Frage nach — daher die Bezeichnung Professor. — V. 39. Schattenrain ist der Rain, der im Schatten, von der Sonne abgekehrt, also nach Norden liegt. Hier halten sich die letzten Reste des Winterschnees am längsten, sie sind daher als Sitz des Winters gedacht. Wenn auch diese Schneereste tauen, „fängt der Winter zu laufen an". Die Worte in V. 43 erinnern an das Kinderverschen:

Hopp, hopp, hopp!
Pferdchen, lauf Galopp!
Über Stock und über Steine!
Tu dir ja nicht weh die Beine usw.

Die Flucht des Winters wird durch diese Erinnerung ins Lächerliche gezogen, und dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man sieht, wie der Winter vor dem Schmetterling, auch einem der Frühlingsboten, zu fliehen scheint.

III. **Zur Eigenart des Gedichtes.** Der Dichter läßt uns das Auftreten des Frühlings in der Tierwelt unserer Heimat (Käfer und Ameise aus dem Kreise der Insekten, Fink, Goldammer, Spatz und Rabe als Vertreter der Vögel) miterleben. Dem Kommen des Frühlings (V. 1—4) steht am Schlusse des Gedichts die Flucht des Winters (V. 39—44) gegenüber. Wenn der Frühling kommt, erwacht die Tierwelt zu neuem Leben, wie ein Rausch der Freude kommt es über sie und äußert sich in mannigfachen Formen.

In etwas vermenschlicht der Dichter die Tiere, z. B. wenn er den Käfermann mit einer Brille auftreten läßt, oder wenn er den Raben zum Professor macht (weiterer Nachweis im einzelnen!). Ihre Sprache ist derb volksmäßig: V. 9 Spektakel, V. 11 „Alte" als Anrede an die Käferfrau, V. 21 das vornehme Pack, V. 32 ihr dämlichen Sorgen usw. Dabei wahrt aber der Dichter die Eigenart jedes Tiers in seinem Wesen und seiner Lebensweise sorgfältig. — Der Frühling tritt nicht als Person auf, wohl aber der Winter (V. 39 ff.).

Seinen besonderen Charakter erhält das Gedicht durch den Humor, mit dem die Wesen in ihrem Reden und Handeln gezeichnet sind. Wie lustig klingt das, wenn der Käfermann behauptet, er sei aus seinem Winterschlaf durch den Spektakel aufgeweckt worden, den die drei Zwerglein durch das Läuten der Blumenglöckchen, die drei Elfen durch ihren lustigen Tanz und das Lauschen auf die Rede des Märzwindes verursacht hätten! Die Persönlichkeiten des bebrillten Käfermanns und des Winters wirken ebenfalls humoristisch. So ist in jedem Abschnitte ein frischer, kräftiger Humor tätig (Nachweis im einzelnen!). Dr. P.

21. Frühlingsglocken.

Robert Reinick, Lieder. Berlin 1863. S. 52.

I. **Vorbereitung** und dann **Vorlesen.** Der Frühling wird oft von den Dichtern als Person gedacht und behandelt, so auch in dem Gedicht „Frühlingsglocken". Mit den Frühlingsglocken sind Blumen gemeint, die Glockenform haben. Zuerst läutet das Schneeglöckchen und verkündet, daß der Frühling wie ein kleines Kind geboren ist, noch im weißen Schneebettchen liegt, aber schon zu spielen anfängt. Die Vögel sollen aus dem warmen Süden wiederkommen und Wiegenlieder singen, die Quellen aber im Tal hervorspringen und mit dem Kinde plaudern und lachen. Aber Vögel und Quellen zaudern (zögern) und wagen sich nicht recht heraus, denn es ist noch kalt. — Dann läuten die Maiglöckchen und verkünden, daß der Frühling ein großer, schöner Jüngling geworden ist und als Bräutigam mit der Erde im grünen Kleide und Blumenkranze Hochzeit macht. Nelken und Tulpen schwenken die bunten Hochzeitsfahnen; Rosen und Lilien sind als Brautjungfern geschmückt; die Schmetterlinge tanzen den Hochzeitsreigen, und die Vögel machen Musik. — Zuletzt läuten die blauen Glockenblumen zum Abschiede des Frühlings. Dem lieben Gaste werden die letzten Ehren erwiesen. Die Glüh- und Johanniswürmchen (Leuchtkäfer) begleiten ihn in der Nacht wie mit blauen Fackeln; der Wald, die Quellen und die Nachtigallen beklagen sein Scheiden.

1. Schneeglöckchen tut läuten
kling-ling-ling!
Was hat das zu bedeuten? —
Ei, gar ein lustig Ding!
Der Frühling heut geboren ward,
ein Kind der allerschönsten Art;
zwar liegt es noch im weißen Bett:
doch spielt es schon so wundernett,
drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd
und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all,
erwacht im Tal!
Was soll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!

2. Maiglöckchen tut läuten
bim-bam-bam!
Was hat das zu bedeuten? —
Frühling ist Bräutigam,
macht Hochzeit mit der Erde heut
mit großer Pracht und Festlichkeit.
Wohlauf denn, Nelk' und Tulipan,
und schwenkt die bunte Hochzeitsfahn'!
Du Ros' und Lilie, schmücket euch,
Brautjungfern sollt ihr werden gleich!
Ihr Schmetterling'
sollt bunt und flink
den Hochzeitsreigen führen,
die Vögel musizieren!

3. Blau-Glöckchen tut läuten
bim-bim-bim!
Was hat das zu bedeuten?
Ach, das ist gar zu schlimm!
Heut Nacht der Frühling scheiden muß,
drum bringt man ihm den Abschiedsgruß;
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
es rauscht der Wald, es klagt der Quell,
dazwischen singt mit süßem Schall
aus jedem Busch die Nachtigall
und wird ihr Lied
so bald nicht müd',
ist auch der Frühling schon ferne.
Sie hatten ihn alle so gerne!

II. **Vertiefung.** 1. Charakterzeichnung. Wann und wie ist der Frühling ein Kind in der Wiege, ein Jüngling, der Hochzeit macht, und ein Mann, der den Wanderstab weitersetzt? Was für eine Rolle spielen: Schneeglöckchen, Maiglöckchen, Blauglöckchen, Quellen, Vögel, Schmetterlinge, Blumen, besonders Nelken, Tulpen, Rosen und Lilien, Wälder, Leuchtkäfer und Nachtigallen im Frühling?

2. Schönheiten in der Form. Der Frühling wird als Kind, als Bräutigam

und als ſcheidender Gaſt gar lieblich perſonifiziert. Der Glockenform gewiſſer Blumen wird eine ſchöne Bedeutung gegeben. Fragen, Antworten, Aufforderungen, kurze und lange Verszeilen geben dem Gedichte eine beſondere Lebendigkeit. Der Glockenklang wird durch verſchiedene Naturlaute nachgeahmt: kling=ling=ling (ſcharf und dünn), ein luſtig Ding; bim=bam=bam (voll und ſchön), ein Bräutigam; bim=bim=bim (dünn und traurig), Scheiden ſchlimm!

III. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Maiglöckchen läutet in dem Tal —. Maienlilie, kannſt du ſagen —. Der Mai iſt gekommen —. Zum Frühling ſprach der liebe Gott —. Der Frühling iſt ein Feldmarſchall —. „Ins grüne Feld" von Hoffmann von Fallersleben.

1. Der Frühling hat ſich eingeſtellt; wohlan, wer will ihn ſehen?
Der muß mit mir ins freie Feld, ins grüne Feld nun gehen.

2. Er hielt im Walde ſich verſteckt, daß niemand ihn mehr ſah;
ein Vöglein hat ihn aufgeweckt: jetzt iſt er wieder da.

3. Jetzt iſt der Frühling wieder da; ihm folgt, wohin er zieht,
nur lauter Freude fern und nah und lauter Spiel und Lied.

4. Und allen hat er, groß und klein, was Schönes mitgebracht,
und ſollt's auch nur ein Sträußchen ſein; er hat an uns gedacht.

5. Drum friſch hinaus ins freie Feld, ins grüne Feld hinaus!
Der Frühling hat ſich eingeſtellt, wer bliebe da zu Haus?

2. Rede= und Stilübungen. a) Was findet ſich aus dem zweiten Gedicht im erſten? b) Was plaudert und ſpielt im Frühling? Fr. P.

22. Das Liedlein vom Kirſchbaum.

Joh. Peter Hebel, Sämtliche poetiſche Werke. Leipzig, M. Heſſe. Bd. IV 15 f.

I. **Vorbereitung.** Was unſer Gott erſchaffen hat, das will er auch erhalten. Allen ſeinen Geſchöpfen gibt er zur rechten Zeit Speiſe und Freude. Darum beten wir vor Tiſche: „Aller Augen warten auf dich, Herr, und du gibſt ihnen ihre Speiſe zu ſeiner Zeit; du tuſt deine milde Hand auf und ſättigſt alles, was da lebet, mit Wohlgefallen."

Wenn die Menſchen eſſen wollen, ſo wird der Tiſch gedeckt und das Gemüſe aufgetragen. Nachher wird der Kaffee aus Porzellankannen in Taſſen geſchüttet und durch Zucker verſüßt. Wie aber Gott ſeinen Geſchöpfen den Tiſch deckt, das hat uns der gemütvolle Dichter Hebel, der für alles in der Natur ein klares Auge, ein warmes Herz und einen treffenden Ausdruck hat, in dem „Liedlein vom Kirſchbaum" gezeigt. Gott zeigt er uns als gütigen Gaſtgeber, die Jahreszeiten als pünktliche und geſchäftige Speiſemeiſter, Wurm, Biene und Spatz als des lieben Gottes Koſtgänger. Hören wir ſein Gedicht, in dem er die Dinge der Natur gar lieblich belebt oder mit menſchlichen vergleicht!

II. Vortrag des Gedichtes.

1. Der lieb Gott het zum Früehlig gſeit:
„Gang, deck im Würmli[1]) au ſii Tiſch!"
Druf het der Chriesbaum Blätter treit[2]),
viel tauſig Blätter grüen und friſch.

2. Und's Würmli, us em Ei verwacht's[3]),
's het geichlofen in ſiim Winterhuus;
es ſtreckt ſi und ſperrt's Müüli[4]) uf
und riibt die blöden Augen uus.

3. Und druf, se het's mit stillem Zahn
am Blättli gnagt enanderno[5])
und gseit: „Wie isch das Gmües[6]) so guet!
Me chunnt[7]) schier nimme weg dervo."

4. Und wieder het der lieb Gott gseit:
„Deck jetz im Imli[8]) au sii Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blüete treit,
viel tausig Blüete wiiß und frisch.

5. Und's Imli sieht's und fliegt druf los,
früeih in der Sunne Morgeschiin;
es denkt: „Das wird mii Kaffi sy,
sie hen doch chosper Porzelin[9])

6. Wie suufer sin die Chächeli
gschwenkt!"[10])
Es streckt sii troche[11]) Züngli dry.
Es trinkt und seit: „Wie schmeckt's so süeß,
do mueß der Zucker wolfel[12]) sy."

7. Der lieb Gott het zuem Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au sii Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Früchte treit,
viel tausig Chriesi rot und frisch.

8. Und's Spätzli seit: „Isch das der
Bricht?[13])
Do sitzt me zue[14]) und frogt nit lang.
Das git mer[15]) Chraft in Mark und Bei
und stärkt mer d'Stimm zuem neue Gsang."

9. Der lieb Gott het zum Spötlig[16]) gseit:
„Ruum[17]) ab! sie hen jetzt alli gha!"[18])
Druf het e chüele[19]) Bergluft gweiht,
und's het scho chleini Riise[20]) gha.

10. Und d'Blättli werden gel[21]) und ro
und fallen eis im andern no[22]),
und was vom Boden obsi[23]) chunnt,
muß au zuem Bode nidsi go.[24])

11. Der lieb Gott het zuem Winter gseit:
„Deck weidli[25]) zui, was übrig isch!"
Druf het der Winter Flocke gstreut —

[1]) dem Würmlein. [2]) getragen. [3]) erwacht es. [4]) das Mäulchen. [5]) einander nach, unmittelbar, geschwinde. [6]) Gemüse [7] Man kommt [8]) dem Immlein, Bienchen. [9]) kostbar Porzellan. [10]) Wie sauber sind die Kächelchen (Schüsselchen, Tassen) ausgeschwenkt (gereinigt)! [11]) trocken. [12]) wohlfeil, billig. [13]) Bericht, Meinung. [14]) setzt man sich dazu. [15]) gibt mir. [16]) Spätling (Gegenwort zu Frühling, Herbst. [17]) Räume. [18]) sie haben jetzt alle gehabt. [19]) kühle. [20]) kleine Reife. [21]) gelb. [22]) eins dem andern nach. [23]) über sich, aufwärts; nidsi = unter sich, abwärts. [24]) gehen. [25]) weiblich, wacker, flink.

III. **Vertiefung.** 1. Charakterzeichnung. Gott, der Schöpfer, ist auch der Erhalter und Versorger seiner Geschöpfe. Er zeigt seine Allmacht, Güte und Weisheit, indem er allen Geschöpfen zur rechten Zeit die passende Nahrung gibt. — Der Kirschbaum erscheint als unerschöpfliche Vorratskammer, als ein „Tischlein, deck dich!" für die Geschöpfe. — Die Jahreszeiten sind willige, pünktliche und verständnisvolle Boten Gottes. — Der Wurm (für die häßliche und gefräßige Raupe) wird mit einem Büblein verglichen, das eben in seiner Wiege aufgewacht ist, sich dehnt und streckt, mit den Fäustchen die verschlafenen (blöden) Augen ausreibt und nun mit stillem Behagen sein Süpplein sich schmecken läßt. — Die Biene zeigt sich geschäftig, fleißig, genäschig und sauber. — Der Spatz, dieser gemeine Gassenbube, ist hungrig, dreist und der guten Meinung, daß er sich Kraft und eine geschmeidige Kehle an den Kirschen essen könne.

2. Gliederung. Der Frühling bereitet den Kirschbaum als „Tischlein deck dich!" für den Wurm (Str. 1—3) und die Biene (Str. 4—6), der Sommer für den Spatz (Str. 7 u. 8); der Herbst räumt den Kirschbaum ab (Str. 9 u. 10), der Winter deckt den kahlen Baum zu (Str. 10).

Grundgedanke: Ps. 145, 15, 16: Aller Augen warten auf dich —.

3. Eigentümlichkeiten. Der unbeschreibliche Reiz des Gedichtes liegt in der Personifikation und volkstümlichen Redeweise der Geschöpfe, in den treffenden Vergleichen und in der frohen Laune, die durch das Gedicht weht. Gott befiehlt den Jahreszeiten als gehorsamen und geschickten Dienern, den Tisch zu decken, aufzutragen, abzuräumen und zuzudecken. Der Wurm wird mit einem

Kindlein verglichen, das eben ausgeſchlafen hat, die Biene mit einem Mägdlein, das zum Kaffee eingeladen iſt, der Spatz mit einem Buben, der ungeheißen tapfer zulangt. Jedes ſpricht treu nach ſeiner Rolle.

Um das Schönheitsgefühl nicht zu verletzen und um nicht durch den Gedanken an die häßlichen Raupen und ihren verderblichen Raupenfraß zu ſtören, redet der Dichter nur von einem „Würmlein". Ebenſo tritt der diebiſche Spatz nicht in einem räuberiſchen Heere, ſondern als einzelner Beſucher auf. Spaßhaft wirkt es auch, daß ſich der zwitſchernde und kreiſchende Gaſſenbube durch die Kirſchen die Stimme zu neuem Liede ſtärken will. — Die letzte Strophe bricht mit der dritten Zeile plötzlich ab, um den plötzlich hereinbrechenden Winter, der Leben und Bewegung hemmt, zu kennzeichnen.

IV. **Aufgaben.** 1. Gib die Vergleiche im Gedicht an! (Gott iſt ein gütiger Wirt. Die Jahreszeiten ſind ſeine gehorſamen Diener. Der Kirſchbaum iſt ein gedeckter Tiſch, die Raupe ein eben erwachtes Kind, das Blatt zartes Gemüſe, der Honigtau Kaffee, die weiße Blüte Porzellan uſw.) 2. Beweiſe die Wahrheit des Wortes: „Und was vom Boden ſtieg herauf, zum Boden muß es auch herab!" (Der Saft ſteigt aus der Erde und bildet oben die Blätter. Sie verwelken, fallen ab und werden wieder zu fruchtbarer Erde. Das Waſſer ſteigt als Dunſt in die Höhe —. Der Vogel ſteigt in die Lüfte —. Der Ballon fliegt in die Höhe —. Des Menſchen Leib iſt von Erde genommen uſw.) Fr. P.

23. Morgenlied im Frühling.

Wilh. Müller, Vermiſchte Schriften. Leipzig 1837.

1. „Wer ſchlägt ſo raſch an die Fenſter mir
mit ſchwanken, grünen Zweigen?"
Der junge Morgenwind iſt hier
und will ſich luſtig zeigen.

2. „Heraus, heraus, du Menſchenſohn!"
ſo ruft der kecke Geſelle;
„es ſchwärmt von Frühlingswonnen ſchon
vor deiner Kammerſchwelle.

3. Hörſt du die Käfer ſummen nicht?
Hörſt du das Glas nicht klirren,
wenn ſie, betäubt von Duft und Licht,
hart an die Scheiben ſchwirren?

4. Die Sonnenſtrahlen ſtehlen ſich
behende durch Blätter und Ranken
und necken auf deinem Lager dich
mit blendendem Schweben und Schwanken.

5. Die Nachtigall iſt heiſer faſt,
ſo lang hat ſie geſungen,
und weil du ſie gehört nicht haſt,
iſt ſie vom Baum geſprungen.

6. Da ſchlug ich mit dem leeren Zweig
an deine Fenſterſcheiben;
heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Es wird nicht lange mehr bleiben!"

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Es gibt ſo manches Büblein und Mägdlein, das morgens gern recht lange ſchläft, länger, als es für ſeine Geſundheit nötig iſt. Wißt ihr auch, daß dieſe Kinder ſich jeden Tag um etwas Koſtbares bringen? — Ich will euch ein friſches, frohes Gedicht vortragen; das wird euch zeigen, was ich meine.

II. **Vertiefung.** Was verſäumen die Langſchläfer täglich im Frühling? Freude, viel Freude.

Nun wollen wir uns das Ganze näher beſchauen. Wie ſieht es wohl in dem Schlafzimmer des Langſchläfers aus? Wie draußen? Wie nennt der Dichter das alles, was vor der Tür des Langſchläfers liegt? Reich des Frühlings. Wer iſt der König? Wie ſtellſt du ihn dir vor? Ein König ſchickt Geſandte oder

Boten aus, die ſeine Aufträge ausrichten ſollen. Wer ſind die Geſandten des Königs Frühling? Käfer, Sonnenſtrahlen, Nachtigall. Welche Botſchaft ſollten ſie dem Langſchläfer bringen? Wie haben die Königsboten den Langſchläfer zu wecken geſucht? Mit welchem Erfolge? Der letzte Bote iſt der junge Morgenwind; wie denkſt du ihn dir? Wie verſucht er den Langſchläfer zu wecken? Er ſteigt auf einen Baum, ſchaut neugierig ins Schlafzimmer hinein, ſchlägt mit ſchwanken Zweigen (die man leicht ſchwingen kann, die biegſam ſind) ans Fenſter. Welche Mahnung ruft er dem erwachten Langſchläfer zu? — Was empfindeſt du beim Vortrage des Gedichtes? Freude, Frohſinn, Sehnſucht nach den Schönheiten des Frühlings. Achte aber auf die letzte Zeile! Es klingt Wehmut hindurch, daß all die Schönheit — wie beim Irdiſchen überhaupt — ſo ſchnell vergeht.

II. **Zur Eigenart des Gedichts.** Der Dichter hat das Bild von dem freundlichen Herrſcher Frühling durchgeführt. Jeder Königsbote iſt in ſeiner Eigenart gekennzeichnet: die plumpen Käfer, die wie trunken von Frühlingsſeligkeit gegen die Fenſterſcheiben taumeln; die feinen Sonnenſtrahlen, die geſchmeidig und leiſe wie Diebe zwiſchen den Blättern und Ranken und ſogar durch die Scheiben hindurch ins Zimmer ſchlüpfen und mit dem Schläfer ihr neckiſches Spiel treiben; die Nachtigall, die unermüdlich geſungen hat und dann, weil ihre Weckrufe keinen Erfolg gehabt, ärgerlich vom Baum hinab ins Gebüſch fliegt — ſpaßhaft iſt es, daß ſie ſich wie ein Menſch faſt heiſer geſungen hat; der junge Morgenwind, der wie ein übermütiger Knabe mit den Zweigen des vor dem Schlafzimmer ſtehenden Baumes an die Fenſterſcheiben ſchlägt und den Schläfer endlich weckt. — In Str. 4 häuft der Dichter die unbetonten Silben, um das lebhaft bewegte Spiel der auf und nieder tanzenden Blätter und Ranken ſowie der Sonnenſtrahlen zu malen. Dr. P.

24. Waldkonzert.

G. Ch. Dieffenbach, Kinderlieder. Mainz 1854. S. 42.

1. Konzert iſt heute angeſagt
im friſchen, grünen Wald;
die Muſikanten ſtimmen ſchon; —
hör, wie es luſtig ſchallt!
Das jubiliert und muſiziert,
das ſchmettert, und das ſchallt!
Das geigt und ſingt und pfeift und klingt
im friſchen, grünen Wald!

2. Der Diſtelfink ſpielt keck vom Blatt
die erſte Violin';
ſein Vetter Buchfink nebenan
begleitet luſtig ihn.
Das jubiliert und muſiziert uſw.

3. Frau Nachtigall, die Sängerin,
die ſingt ſo hell und zart;
und Meiſter Hänfling bläſt dazu
die Flöt' nach beſter Art
Das jubiliert und muſiziert uſw.

4. Die Droſſel ſpielt die Klarinett',
der Rab', der alte Mann,
ſtreicht den verſtimmten Brummelbaß,
ſo gut er ſtreichen kann.
Das jubiliert und muſiziert uſw.

5. Der Kuckuck ſchlägt die Trommel gut,
die Lerche ſteigt empor
und ſchmettert mit Trompetenklang
voll Jubel in den Chor!
Das jubiliert und muſiziert uſw.

6. Muſikdirektor iſt der Specht,
er hat nicht Raſt noch Ruh',
ſchlägt mit dem Schnabel ſpitz und lang
gar fein den Takt dazu.
Das jubiliert und muſiziert uſw.

7. Verwundert hören Haſ' und Reh
das Fiedeln und das Schrein,
und Biene, Mück' und Käferlein
die stimmen surrend ein.
Das jubiliert und musiziert;
das schmettert, und das schallt!
Das geigt und singt und pfeift und klingt
im frischen, grünen Wald!

I. **Entwicklung des Inhalts.** Was ist ein Konzert? (Musikaufführung.) Wo findet es gewöhnlich statt? (Saal, Halle usw.) Wer gibt Konzerte? (Musikanten.) Was bilden alle zusammen? (Ein Musikchor.) Was brauchen sie zum Musikmachen? (Instrumente.) Welche? Wer leitet die Aufführung der Musikstücke, so daß alles schön zusammenstimmt? (Musikdirektor.) Woran kennt man ihn? (Er schlägt den Takt.) Wie erfahren die Zuhörer, daß Konzert ist? (Zeit und Ort wird angesagt oder durch die Zeitung bekannt gemacht.) Was tun die Musikanten mit ihren Instrumenten, ehe das Konzert losgeht? (Sie stimmen.) Und dann? (Sie musizieren; erzeugen Töne; spielen.) Die Violinen oder Fiedeln? (Geigen.) Die Trompeten? (Schmettern.) Die hellen, freudigen Klarinetten? (Jubilieren.) Das Horn mit dem dumpfen Ton? (Dröhnt, schallt.) Die Flöte? (Flötet, pfeift.) Die Stimme? (Singt.)

Wie wird ein Konzert heißen, das im Walde gegeben wird? (Waldkonzert.) Die Musikanten tragen Federkleider und brauchen keine besonderen Instrumente; welche sind's? (Die Vögel.) Wie wird ihr Konzert heißen können? (Vogelkonzert.) Zählt allerlei Sing- und Waldvögel auf! Welcher Vogel, der schönste von allen, wird die erste Violine spielen? (Distelfink oder Stieglitz.) Wie heißen seine Vettern, die ihn begleiten? (Buchfinken.) Wer ist die größte Sängerin beim Konzert, gleichsam die Königin der Sänger? (Nachtigall.) Welcher Vogel bläst die Flöte? (Hänfling.) Welcher jubelt wie eine Klarinette auf den höchsten Ästen des Baumes? (Drossel, Amsel.) Welcher wird wie ein alter Mann in dunkler Kleidung den Brummbaß streichen? (Rabe.) Welcher schlägt die Trommel? (Kuckuck.) Welcher Vogel schmettert die höchsten Trompetentöne? (Lerche.) Wer schlägt oder klopft als Musikdirektor den Takt? (Der Specht — mit dem Schnabel.) Welche Tiere sind die Zuhörer? (Hasen, Rehe, Bienen, Mücken, Käfer usw.) Wozu bekommen sie auch Lust? (Mit einzustimmen.) Was können sie aber bloß? (Surren, summen.)

II. **Unmittelbare Darbietung.** Alles das, was wir jetzt miteinander besprochen haben, hat der Dichter Dieffenbach in ein schönes Gedicht gebracht. Hört es an (Vorlesen und Einlesen.)

III. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Das Waldkonzert. (Bäume. Laubkronen Grüner Rasenteppich. Blick nach dem blauen Himmel und ins freie Feld. Jeder Vogel auf seinem Lieblingsplatze. Zuhörer.)

2. Schönheiten in der Form. Der mannigfaltige Gesang der Vögel ist unter dem Bilde eines Konzertes dargestellt und die Vergleichung der Stimmen mit den einzelnen Musikinstrumenten treu durchgeführt. Was die Vogelstimmen zusammen für Musik machen, das sagt der immer wiederkehrende Kehrreim: „Das jubiliert —". Recht bezeichnende Bilder sind: Die Musikanten stimmen

schon (d. h. sie versuchen bunt durcheinander, ob das Instrument reine Töne gibt) und: „Der Distelfink spielt keck vom Blatt (d. h. er kann es gleich so gut, daß er vorher nicht zu üben braucht).

IV. **Aufgaben.** 1. Was enthält das verwandte Lesestück von Tschudi: „Wie der Wald erwacht" Ähnliches und Verschiedenes? 2. Vergleichung der Vogelstimmen und Musikinstrumente! 3. Die Häsin erzählt ihren Kindern von dem Konzert. Fr. P.

25. Der Mai ist gekommen.

E. Geibel, Gedichte. 80. Aufl. Stuttgart 1876. I S. 82.

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus —.

I. **Vorbereitung,** dann **Vortrag.** Der Wonnemonat Mai ist gekommen. Überall grünt's und blüht's. Blauer Himmel lacht über der Erde; nur einzelne Wolken ziehen in eiligem Fluge dahin, als müßten sie heute noch ein fernes Ziel erreichen. Mit fröhlichem Tirili steigt die Lerche in die Luft, und die umherschwirrenden Schwalben zwitschern so eifrig, als hätten sie viel von fernen Ländern zu erzählen. Eine Quelle springt am Waldrande klingend zutage. Murmelnd und plätschernd eilt das silberklare Wasser talabwärts. Im Tale stehen Wiesen und Felder in leuchtendem Grün, und die Waldbäume tragen den Schmuck der jungen, zarten Blätter. — Da ertönt von ferne Gesang. Auf der Straße, die vom Städtchen in den Wald führt, wandert ein frischer Bursche, mit einem Ränzel auf dem Rücken und dem Stabe in der Hand; munteren Schrittes zieht er seine Straße und singt dazu im gleichen Takte ein Lied vom Wandern und von der Wanderlust.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. Str. 1 und 2. Wanderlust. Was lockt in die Ferne? Das Beispiel der Wolken, die Hoffnung das Glück zu finden, viel unbekannte Straßen und Länder, manch ungekosteter Wein. — Str. 3. Wanderfreuden. Welche Freuden warten des Wanderers? — Str. 4 und 5. Wanderrast. Was gehört zur fröhlichen Wanderrast? Welche Bedeutung hat die stille, einsame Rast unter freiem Himmel? Zwiesprache mit den leuchtenden Sternen, das Schlaflied der Linde (gemach = langsam), der Morgenkuß des Morgenrots. — Str. 6. Wandersegen. Welchen Segen bringt das Wandern? Es macht das Herz frei, frisch, fromm und froh.

2. Schönheiten des Gedichts. Alles hat zusammengewirkt, das Gedicht zu einem der beliebtesten Wanderlieder zu machen: der lebensvolle Inhalt, die sinnige, religiösverklärte Naturauffassung, die volkstümliche Sprache ('ne Lerche; das Liedel das, die Linde die), das frische Tempo, die ansprechende Melodie. Als Rhythmus hat der Dichter die neue Nibelungenstrophe benutzt, Silbenüberdehnung tritt häufig auf; so ist z. B. Str. 1 folgendermaßen zu lesen:

× | ⏑ | ˊ × × | ⏑ | ˊ × × | ˊ × × | ˊ × ˊ
× | ⏑ | ˊ × × | ⏑ | ˊ × × | ⏑ | ˊ × × | ˊ
× × | ⏑ | ˊ × × | ⏑ | ˊ × × | ⏑ | ˊ × × | ˊ
× ˊ × | ˊ × ⏑ | ˊ × × | ˊ × × | ˊ × ˊ

3. Aufgaben. 1. Suche verwandte Gedanken aus „Siegfrieds Schwert" von L. Uhland, „Morgenlied im Frühling" von W. Müller und „Der gute Wirt" von

L. Uhland! Vergleiche „Wanderlied" von Just. Kerner! — 2. Führe folgende Bilder aus: Der Abschied des Wanderers von den Eltern (Str. 2), Wanderrast im Städtlein (Str. 4), Wanderrast unter freiem Himmel (Str. 5). — 3. Die Linde in der deutschen Sage und Dichtung. Dr. P.

26. A. Der frohe Wandersmann.

Jos. von Eichendorff, Gedichte. Leipzig 1875. S. 5.

1. Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt;
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Wald und Strom und Feld.

2. Die Bächlein von den Bergen springen,
die Lerchen schwirren hoch vor Lust;
was sollt' ich nicht mit ihnen singen
aus voller Kehl' und frischer Brust?

3. Den lieben Gott lass' ich nur walten:
der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
und Erd' und Himmel will erhalten,
hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt.

I. **Aufbau des Gedichts.** „Wie hat der Herr die Leute so lieb!" Wir leben täglich von seiner Gunst. Was ist Gunst? (Jemand Gutes gönnen und geben.) Zählt allerlei Gunst auf, die der liebe Gott dem Menschen erweist! Wodurch erweist er ihm die Reisegunst? (Wenn er ihm Geld, Zeit und Gelegenheit zum Reisen gibt.) Warum ist das eine rechte, große Gunst? Wohin wird der Reisende geschickt? (In die weite Welt.) Was bekommt er zu sehen? (Berge und Täler, Wälder und Felder, Ströme und Seen, Städte und Dörfer.) Wie weist (zeigt) der liebe Gott darin seine Wunder? (Denkt an die Schöpfung! „Herr, wie sind deine Werke —".) Was tun die Bächlein? Die Lerchen? (Denkt an: Wandersmann und Lerche!) Was können wir von den Lerchen lernen? (Zu singen — Gott zu danken.) Gott hat aber die Wunder der Schöpfung nicht bloß geschaffen, was will er weiter damit tun? (Erhalten. Denkt an den ersten Artikel! „Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten.") Wie erhält er Bächlein, Lerchen, Wald und Feld, Himmel und Erde? Welche Zuversicht schöpfen wir daraus? (Er führt auch meine Sache; bestellt sie aufs beste. — „Seid ihr nicht mehr, denn viele Sperlinge?") — Was muß ich darum tun? (Ich muß Gott alles befehlen; ich muß ihn walten lassen. — Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten.) — Was für ein Wandersmann wird das sein, der mit solchen Gedanken wandert? (Ein froher, frommer, glücklicher.)

II. **Unmittelbare Darbietung.** Hört nun das Lied vom frohen Wandersmann!

III. **Vertiefung.** 1. Warum ist das Reisen so schön? (Freies Aufatmen, allerlei Neues, Schönes, Wunderbares zu sehen; Blick erweitert; Blut erneuert; Ohr ergötzt; Herz mild, froh, dankbar und vertrauend gestimmt.)

2. Inhalt der einzelnen Strophen. Das Reisen ist eine göttliche Gunst; denn ich lerne: 1. aus der Welt um mich Gottes Wunder (Str. 1), 2. von den Bächlein und Lerchen fröhlichen Sinn (Str. 2), aus dem Walten Gottes in der Schöpfung Gottvertrauen (Str. 3).

3. Vergleiche:

B. Morgenwanderung.

Em. Geibel, Gedichte. I. Stuttgart 1876. S. 240.

1. Wer recht in Freuden wandern will,
der geh' der Sonn' entgegen[1]);
da ist der Wald so kirchenstill[2]),
kein Lüftchen mag sich regen;
noch sind nicht die Lerchen wach,
nur im hohen Gras der Bach
singt leise den Morgensegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch,
darin uns aufgeschrieben
in bunten Zeilen manch ein Spruch,
wie Gott uns treu geblieben.
Wald und Blumen, nah und fern,
und der helle Morgenstern
sind Zeugen von seinem Lieben[3]).

3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch
durch alle Sinnen leise[4]),
da pocht an's Herz die Liebe auch
in ihrer stillen Weise[5]),
pocht und pocht, bis sich's erschließt
und die Lippe überfließt
vor lautem, jubelndem Preise[6]).

4. Und plötzlich läßt die Nachtigall
im Busch ihr Lied erklingen,
in Berg und Tal erwacht der Schall
und will sich aufwärts schwingen[7]),
und der Morgenröte Schein
stimmt in lichter Glut mit ein[8]):
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

[1]) Also morgens; was hieße: der Sonne nach? [2]) Woher kommt die Stille in der Kirche? [3]) Warum gleicht die Welt einem Buche, das von der Treue Gottes auf jedem Blatte zeugt? [4]) Woher die Andacht zum Beten? [5]) Woher die Liebe? [6]) Warum macht sie sich in lautem Jubel Luft? [7]) Wann singt die Nachtigall am liebsten, und wie singt sie? Warum paßt das zu der Reisestimmung? [8]) Was verkündet die Morgenröte? Sie geht vor der Sonne her wie die Hoffnung vor der Erfüllung.

Was enthalten die beiden Gedichte: a) über Ort und Zeit der Wanderung, b) über die Reisebegleiter, c) über die Zeugen der göttlichen Liebe, d) über die Reisestimmung, e) über den Segen der Reise, f) über die Vorsätze des Herzens? Fr. P.

27. Wanderlied.

Justinus Kerner, Lyrische Gedichte. Stuttgart 1854. S. 105.

Wohlauf! noch getrunken
den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.

Ade nun, ihr Berge,
du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
mich mächtig hinaus.

I. **Erläuterungen.** Str. 1. Wohlauf zum Wandern! so heißt die Losung. Jedem deutschen Jüngling steckt neben der Liebe zur Heimat die Wanderlust im Blute. Den schönsten, sangbarsten Ausdruck hat diese „Sehnsucht in die Ferne" in dem Kernerschen Wanderliede gefunden. Ein frischer, stattlicher Bursche sitzt zum letztenmal im Kreise seiner Lieben und trinkt mit ihnen den Abschieds- oder Valettrunk. Ein unwiderstehlicher Drang zieht ihn in die Weite. Er will die Welt sehen, die Städte der Menschen bewundern, die Wälder durchschweifen und die Meere durchschiffen. Jetzt erhebt er sich mit den Worten: „Wohlauf denn, es muß geschieden sein!" Noch einmal klingen die Gläser mit dem funkelnden Wein zusammen. „Auf glückliche Reise und frohe Heimkehr!" ruft man ihm zu. Dann wirft er das Ränzel auf den Rücken, greift zum Wanderstabe und sagt den lieben Menschen und der lieben Heimat Lebewohl. (Ade oder Adieu heißt: Mit Gott!)

Str. 2 und 3. Woher diese Wanderlust? Die Sonne am Himmel umzieht unermüdlich Länder und Meere mit ihrem Strahlenkreise; die Wogen kommen und gehen am einsamen Meeresstrande; die Stürme brausen mächtig über die Lande dahin; die Wolken eilen über das blaue Himmelszelt, und mit ihnen um die Wette fliegen die Wandervögel dem schönen Süden zu; alles auf der Mutter Erde ist in Bewegung und wandert rastlos hin und her. Warum sollte der Bursche den Beispielen, die ihn rings umgeben, nicht folgen, der wanderlustigen Mutter „Welt", d. h. Erde, nicht zu gleichen suchen?

Str. 4 und 5. Was findet er Heimatliches in der Fremde? Die bekannten Zugvögel aus der Heimat, vom väterlichen Hause und Hofe, begrüßen ihn mit heimatlichen Liedern in der Ferne. Bekannte Blumen blühen und duften am fremden Strande. Wie sind sie hierher gekommen? Vor Jahren pflanzte der Jüngling Blumen dieser Art in den Garten seiner Eltern, um diesen oder der lieben Braut dann einen Strauß daraus zu binden. Die Lüfte trugen den reifen Samen ins Meer; die Wogen aber spülten ihn an den fremden Strand; hier ging er auf, und nun begrüßen die bekannten Blumen wie Boten der Liebe aus der Heimat den Wanderburschen. So folgt ihm die Liebe, gibt ihm Mut und Freudigkeit in der Fremde, schafft sie zur Heimat um und zieht ihn immer wieder dahin zurück, wo ihr Urquell ist.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Str. 1. Der Wandertrieb reißt den Jüngling aus der Heimat und von den Lieben hinaus in die Ferne. Str. 2 und 3. Er folgt dem Beispiele der Sonne, der Wogen, der Stürme, der Wolken und der Zugvögel. Str. 4 und 5. In der Fremde findet er als Grüße der Liebe aus der Heimat bekannte Zugvögel und duftige Blumen, die ihm die Heimat in das fremde Land zaubern.

Grundgedanke. Die Wanderlust zieht uns hinaus in die Fremde, aber die Erinnerung begleitet und die Liebe hält uns; sie macht die Fremde zur Heimat und führt uns endlich wieder zurück.

2. Schönheit in der Form. Die wellenartig bewegten Daktylen (mit Auftakt), der Wohllaut der Sprache, die schönen Bilder, der Hauch von Liebe und Leben, die Versöhnung von Wanderlust und Heimatsliebe, vom unruhigen Schweifen in die Ferne und vom ruhigen Haften an der heimatlichen Scholle, und endlich nicht zum geringsten die schöne Melodie haben das Lied zu einem Liebling von jung und alt, zum beliebtesten Scheide-Hymnus bei Trennungen gemacht.

3. Verwandtes. „Das Wandern ist des Müllers Lust" —, „O wunderbares, tiefes Schweigen" — und andere Reiselieder. Fr. P.

28. A. Der Jäger Abschied.

Joseph von Eichendorff, Gedichte. Leipzig. S. 200.

1. Wer hat dich, du schöner Wald,
aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
solang noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl,
lebe wohl, du schöner Wald!

2. Tief die Welt verworren schallt,
oben einsam Rehe grasen,
und wir ziehen fort und blasen,
daß es tausendfach verhallt:
Lebe wohl,
lebe wohl, du schöner Wald!

3. Banner[1]), der so kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
hast du treu uns aufgezogen,
frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl,
lebe wohl, du schöner Wald!

4. Was wir still gelobt im Wald,
wollen's draußen ehrlich halten,
ewig bleiben treu die Alten[2]).
Deutsch Panier[3]), das rauschend wallt,
lebe wohl,
schirm dich Gott, du schöner Wald!

[1]) Banner = Heerfahne, Lehnwort aus dem franz. bannière, das seinerseits auf das deutsche Wort Band zurückgeht; Eichendorff hat das Wort hier männlich gebraucht. [2]) „Wir wollen ewig treu die Alten bleiben, wie wir bisher waren"; das ist das Gelöbnis, das die Scheidenden im Walde abgelegt haben. [3]) Panier ist eine Nebenform zu Banner; hier verrät der Wortakzent die Fremdherkunft. Der deutsche Wald, — das soll ihr Panier, ihre Fahne sein, unter der sie draußen in der Welt kämpfen wollen für alles Edle.

I. **Einführung.** Ein jeder von euch hat sich wohl schon einmal stundenlang, mancher vielleicht während der ganzen Ferien im schönen, grünen Walde aufgehalten. Woran habt ihr da eure Freude gehabt? Wie war euch zu Mute, als ihr wieder in die Stadt mit ihren Häusermauern und heißen Zimmern zurückkehren mußtet? Wie schwer mag aber erst denen der Abschied vom Walde fallen, die in ihm groß geworden sind? So erging es dem Freiherrn Joseph von Eichendorff und seinem Bruder Wilhelm. Sie waren in Schlesien auf dem Schlosse Lubowitz aufgewachsen, das in einem Walde liegt, und in ihrer Jugend nur vorübergehend in die Stadt gekommen. Abends, wenn sie einschlafen wollten, rauschte ihnen der Wald ein Wiegenlied; am Morgen grüßte sie das Lied der Waldvögel; wenn sie spielen wollten, ging's hinaus in den Wald. Als sie größer wurden, lernten sie die Tiere des Waldes kennen, das zierliche Reh, den listigen Rotfuchs. Später zogen sie mit fröhlichen Gefährten zur Jagd in den Wald, und wenn sie heimkehrten, dann grüßten die Jäger mit den Tönen ihrer Waldhörner das väterliche Schloß. So waren sie über 20 Jahre alt geworden und sollten nun Abschied von ihrem lieben Walde nehmen, um nach Wien, der großen Stadt an der Donau, zu ziehen und in den Dienst des österreichischen Staates zu treten (1810). Draußen vor dem Walde, am Fuße des Berges machten sie noch einmal Halt und schauten zurück: da reihte sich eine stolze Buche an die andere und breitete ihren stattlichen Wipfel aus, und den Berg hinauf erhob sich immer eine höher als die andere. Wie mußte den Brüdern der Wald vorkommen? Wie ein wunderbares Bauwerk des größten Baumeisters. Was empfanden sie bei dem Anblick? Bewunderung des Werkes, Ehrfurcht vor dem Meister. Und sie verglichen den Wald mit der Stadt, zu der sie hinzogen. Wie klingt das Leben in einer Stadt? Durcheinander von Wagenrasseln, Menschentrappeln, Maschinenlärm usw. — verworrener Lärm, im Walde Einsamkeit und Stille. Nun rauscht ihnen der Wald einen Abschiedsgruß zu. Womit können wir das Sichneigen und Sicherheben der Wipfel vergleichen? Wellen oder Wogen eines grünen Meeres, Wallen einer riesigen Fahne. Der Wald erinnert sie an das, was sie bei ihm gelernt haben, auch an die Märchen und Sagen, die im Walde spielen, z. B. von der hl. Genoveva, vom Marienkinde, Dornröschen u. a. Werden sie in der Stadt den Wald vergessen? Was werden sie ihm versprechen? Hört nun das Gedicht Eichendorffs, das die Überschrift trägt „Der Jäger Abschied"!

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Welche Bedeutung hat der Wald für Eichendorff? Er ist ihm ein wunderbares Bauwerk Gottes (Str. 1), die Stätte der

Einsamkeit und des Friedens (Str. 2), sein treuer Jugenderzieher (Str. 3), das deutsche Banner, unter dem er in der Welt kämpfen will (Str. 4).

Grundgedanke. Lebe wohl, du schöner Wald! Gott schirme dich!

2. Schönheiten. Recht wirkungsvoll sind die Gegensätze zwischen dem Frieden des Waldes und dem verworrenen Lärm der Welt, der Neigung zum Bleiben und der Pflicht hinauszugehen; neben das Gelübde im Walde tritt die Erfüllung draußen. Der Kehrreim, besonders mit seiner Wiederholung des „Lebe wohl!", spiegelt den Schmerz des Abschieds wider; in der letzten Strophe fließt die Bitte um den göttlichen Schutz hinein. — Unser Lied ist durch die Vertonung Mendelssohns zu einem Lieblinge der deutschen Sänger geworden. Nur hat der Komponist Str. 3 weggelassen und die 4. Zeile der 4. Str. geändert in: „Bis das letzte Lied verhallt" — eine Änderung, die den Gedankengang des ursprünglichen Liedes stört. Dr. P.

B. Abschied. (Im Walde bei Lubowitz.)

Joseph von Eichendorff, Gedichte. Leipzig. S. 52.

1. O Täler weit, o Höhen,
o schöner, grüner Wald,
du meiner Lust und Wehen[1])
andächt'ger Aufenthalt![2])
Da draußen, stets betrogen,
saust die geschäft'ge Welt[3]);
schlag noch einmal die Bogen
um mich, du grünes Zelt![4])

2. Wenn es beginnt zu tagen,
die Erde dampft und blinkt[5]),
die Vögel lustig schlagen,
daß dir dein Herz erklingt[6]):
da mag vergehn, verwehen
das trübe Erdenleid,
da sollst du auferstehen
in junger Herrlichkeit.[7])

3. Da steht im Wald geschrieben
ein stilles, ernstes Wort
vom rechten Tun und Lieben
und was der Menschen Hort.[8])
Ich habe treu gelesen
die Worte, schlicht und wahr,
und durch mein ganzes Wesen
ward's unaussprechlich klar.[9])

4. Bald werd' ich dich verlassen,
fremd in der Fremde gehn[10]),
auf bunt bewegten Gassen
des Lebens Schauspiel sehn[11]);
und mitten in dem Leben
wird deines Ernst's Gewalt
mich Einsamen erheben,
so wird mein Herz nicht alt.[12])

1. Erläuterungen. [1]) Der Dichter nimmt Abschied von dem Walde, der ihm wie eine Heimat lieb geworden ist. [2]) Der schöne, einsame Wald war ihm ein Tempel, dem er andachtsvoll sein Weh und seine Lust anvertraute. [3]) Draußen rauscht und saust die Welt in ihrer geschäftigen Erwerbslust und Genußsucht; alles rennt nach Glück und Genuß; einer betrügt den andern; das Leben gleicht dem bunten Gewirre der Webstühle in einer Webfabrik. [4]) Welch herrlichen Gegensatz bildet das weite, stille, grüne Zelt des Waldes mit seinen Laubbogen und Baumhallen! [5]) Morgens steigen die Nebel wie weißer Rauch auf, und der Tau blinkt wie Perlen am Grase. [6]) Im Herzen klingen frohe Lieder. [7]) Jeder neue Morgen soll mit der Nacht das alte Leid begraben und neue Kraft erstehen lassen. [8]) Der Wald steht da wie ein einziges, großes, stilles, ernstes Gotteswort: Tu still und treu deine Pflicht; liebe selbstlos Gott und deine Brüder; vertraue unerschütterlich Gott als deinem Hort (Schatz und Schutz)! [9]) Wer Gottes Wort und Willen versteht, der versteht sich selbst, seine Aufgaben und die Rätsel des Lebens. [10]) Er ist der Welt und ihrem Treiben fremd, wie sie ihm fremd und unverständlich ist; im Walde fühlt er sich heimisch. [11]) Die auf den Gassen und

Straßen ſich bunt durcheinanderdrängende Menſchenmenge iſt ein Schauſpiel für ernſte Zuſchauer, die innerlich zur Klarheit gekommen ſind. [12]) Die Erinnerung an das ernſte, reine Leben im Walde wird eine Quelle ewiger Jugend, ſteter Friſche und Freudigkeit für den im Menſchengewühl Einſamen werden. Seine Seele wird ſich zu Gott erheben, ſein Herz in der Erinnerung glücklich ſein.

2. Vergleiche B mit A: a) nach ſeinen verwandten, b) nach ſeinen eigentümlichen Zügen! Fr. P.

29. König Sommer.

Guſtav Falke, Die Auswahl. Georg Weſtermann, Braunſchweig. S 102.

1. Nun fallen leiſe die Blüten ab,
und die jungen Früchte ſchwellen.
Lächelnd ſteigt der Frühling ins Grab
und tritt dem Sommer die Herrſchaft ab,
dem ſtarken, braunen Geſellen.

2. König Sommer bereiſt ſein Land
bis an die fernſten Grenzen,
die Ähren küſſen ihm das Gewand,
er ſegnet ſie alle mit reicher Hand,
wie ſtolz ſie nun ſtehen und glänzen.

3. Es iſt eine Pracht unterm neuen Herrn,
ein ſattes Genügen, Genießen,
und jedes fühlt ſich im innerſten Kern
ſo reich und tüchtig. Der Tod iſt ſo fern,
und des Lebens Quellen fließen.

4. König Sommer auf rotem Roß
hält auf der Mittagsheide,
Müdigkeit ihn überfloß,
er träumt von einem weißen Schloß
und einem König in weißem Kleide.

I. **Einführung.** Vom „König Sommer" erzählt uns Guſtav Falke. Wo iſt das Reich dieſes Königs? Wie herrſcht er in ſeinem Reiche?

II. **Drei Bilder.** 1. König Sommer. Er iſt ein ſtarker, brauner Mann, auf rotem Roſſe durchzieht er hin und her ſein weites Reich, das von Oſt bis Weſt, von Süd bis Nord reicht. Seine Untertanen haben es gut bei ihm; denn ſegnen und Gaben austeilen iſt ſein königliches Tun: alle Früchte in Garten und Feld läßt er ſchwellen und reifen. Den Ähren auf dem Felde wie den Äpfeln im Garten ſieht man das quellende Leben an, das in ihnen — mit jedem Tage ſtärker — wirkt, wie ſie die Feuchtigkeit des Bodens und der Luft, das Licht und die Wärme in ſich aufnehmen, um immer reicher und tüchtiger zu werden. Der Gedanke an den Tod iſt allen dieſen Geſchöpfen fern. — Zu dem Bilde der Regententätigkeit des Königs Sommer tritt das Bild ſeines Ruhens. Wenn in der Mittagsglut des Hochſommers die Luft über der heißen Erde zittert, wenn die Vögel in Feld und Wald ſchweigen und nur die Grillen im Graſe ſingen, wenn über der einſamen Heide tiefe Stille ruht: dann raſtet dort König Sommer von ſeiner Arbeit und träumt (vgl. Storm, Abſeits).

2. König Sommer hat ſein Herrſcheramt vom Frühling übernommen (Str. 1). Deſſen Amt war es, überall Blüten hervorſprießen zu laſſen. Als die Blüten abzufallen, die Früchte ſich zu entwickeln begannen, da war ſeine Zeit vorbei, da mußte er die Herrſchaft an ſeinen Nachfolger, den Sommer, abtreten und ins Grab ſteigen; lächelnd tat er das, weil er ſeinem Nachfolger ein blühendes Reich voll der reichſten Ernteausſichten hinterließ.

3. Und noch von einem dritten König iſt in dem Gedichte die Rede. Ihn ſieht der Sommer im Traume — den König in weißem Kleide auf einem weißen Schloſſe. Wer iſt das? Das iſt König Winter. Wie der Sommer die Herrſchaft vom Frühling übernahm, ſo muß er ſie auch wieder an den Winter ab-

treten. Deſſen Herrſchaft aber ſteht im ſchärfſten Gegenſatze zu der ſeiner Vorgänger: hier bunte Farben und quellendes Leben, Blühen und Reifen der Früchte — dort eintöniges Weiß und der Tod.

So ſtellt der Dichter die Jahreszeiten in ihrer Aufeinanderfolge als Herrſcherperſönlichkeiten nach ihrer Eigenart dar. Das Wirken und Ruhen des Sommers wird am ausführlichſten geſchildert; er ſchaut rückwärts auf ſeinen Vorgänger, den Frühling, und vorwärts auf ſeinen Nachfolger, den Winter. Dr. P.

30. Sommermorgen.

Alfred Huggenberger, Die Stille der Felder.

Eben hat ein Hahn gekräht,
der Morgen iſt friſch, kein Lüftlein weht.
Die Senſe vom Nagel! Wie ſchreitet ſich's fein
in die herzerquickende Kühle hinein!
Über'm Wald ſteigt rot die Sonne empor,
ein Nachbar ſteht verſchlafen am Tor,
munkelt was von Schweiß und Heu,
ſagt ſein Gutentag nebenbei.

Horch! Der erſte Wetzſtein ſingt,
daß es hell in die Höfe und Gärten klingt:
„Der Fleiß iſt am Werk!
Schläfer, merk,
du biſt betrogen! Dein Pfühl iſt weich —
Schaffen iſt Herzluſt, Schaffen macht reich!“

Über die Wieſe geht der Tag,
weiß noch wenig von Müh und Plag,
ſäumt gemächlich da und dort,
pflückt eine Blume und legt ſie fort.
Manchmal fällt ihm ganz plötzlich ein:
Schritt ich nicht geſtern hier feldein?
Aber er kann ſich kaum erkennen;
wie die ſchweren Dolden brennen!

Schon bräunt ſich die Flur, manch Blümlein fehlt —
was hab' ich der Wieſe geſtern erzählt? ...
Der junge Tag macht ein ernſthaft Geſicht,
die Sonne umgießt ſein Gewand mit Licht,
ein Häslein hupft verdutzt vor ihm her:
„Soll ich mich drücken? Was will denn der?“

Der Fleiß iſt am Werk. Nun komm und ſchau!
Von blitzenden Senſen tropft der Tau,
die Wucht der Streiche im Gleichtakt fällt,
jede Sehne ſtraff, jeder Muskel geſchwellt.
Aus dampfenden Schwaden, leiſe, leiſe,
ſteigt eine wunderliche Weiſe,
nicht Singen, nicht Weinen — wer kann ſie erlauſchen?
Heimlich fließt ſie in's Senſenrauſchen,
heimlich färbt ſie der Lerche Sang,
der eben noch hell wie ein Lenzruf klang.
Die Mädchen, die ſingend vom Hügel ſteigen,
laſſen ihr Scherzlied gemach erſchweigen,
ſie ſtehn und ſtaunen: aus Dämmer und Nacht
iſt der prunkende Sommertag erwacht.

Gliederung und Erläuterungen. 1. V. 1—14. Der Aufbruch zum Grasmähen. V. 13 f. Dein Pfühl, d. h. Federkiſſen, iſt weich, und bequem ruht ſich's darauf, aber arbeiten iſt viel beſſer als ſchlafen; Arbeit macht den Menſchen innerlich reich durch die Freude, die der Erfolg bereitet, äußerlich dadurch, daß er die Geſundheit erhält und Wohlſtand ſchafft.

2. V. 15—28. Der junge Tag. Der Dichter ſtellt den jungen Tag als Perſon dar, wie er gemächlich (langſam, behaglich) über die ſtillen Wieſen und Felder ſchreitet, bevor die Arbeit der Menſchen begonnen hat; der Arbeitstag zeigt ein anderes Geſicht. — V. 18. Hier und da verliert eine Pflanze die Blütenblätter, nachdem die Frucht angeſetzt hat. — V. 19 ff. Noch blühen die meiſten Blumen in Feld und Wieſe, brennend rot leuchten die Blumendolden. Darum kann der Tag den Weg nicht recht erkennen, den er geſtern über die Wieſe gegangen iſt, und

auf dem er hier und da einer Pflanze den Blütenschmuck genommen hat. — V. 27 f. Das Häslein ist von dem anbrechenden Tage auf der Wiese überrascht worden und empfindet dessen Erscheinen als eine Mahnung, in sein Lager zurückzugehen. —

3. V. 29—42. Was die gemähten Grasschwaden uns zu sagen haben. Die Dichtung kehrt zu dem Motiv des ersten Abschnittes zurück („Der Fleiß ist am Werk") und schildert nun — im Gegensatze zum zweiten Abschnitte — die Arbeit am frühen Morgen, das Grasmähen. — V. 33. Der Schwaden ist eine Reihe des gemähten Grases. Was haben die Schwaden uns zu sagen? Der Frühling, die Zeit des Blühens, ist vorbei, die Heumahd ist die erste Ernte, mit ihr beginnt der erste Sommertag. Wehmut über das Scheiden des Frühlings ist es, was in das Sensenrauschen — trotz aller Freude an dem taktmäßigen, kraftvollen Schwingen der Sensen — und in das Lied der Lerche — trotz alles Jubels, der aus ihren Trillern widertönt — sich mischt.

Was will der Dichter zum Ausdruck bringen? Die Freude an der Schönheit des stillen Sommermorgens und die Freude an der tätigen Arbeit des Landmanns, gemischt mit der Wehmut über das Scheiden des Frühlings. Dr. P.

31. Abseits.

Theod. Storm, Sämtliche Werke. Braunschweig 1898. Bd. VIII 192.

1. Es ist so still; die Heide liegt
im warmen Mittagssonnenstrahle;
ein rosenroter Schimmer fliegt
um ihre alten Gräbermale;[1])
die Kräuter blühn; der Heidedust
steigt in die blaue Sommerluft.

2. Laufkäfer hasten[2]) durchs Gesträuch
in ihren goldnen Panzerröckchen;[3])
die Bienen hängen Zweig um Zweig
sich an der Edelheide Glöckchen;
die Vögel schwirren aus dem Kraut —
die Luft ist voller Lerchenlaut.

3. Ein halbverfallen, niedrig Haus
steht einsam hier, und sonnbeschienen
der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
behaglich blinzelnd nach den Bienen:
sein Junge auf dem Stein davor
schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.[4])

4. Kaum zittert durch die Mittagsruh'
ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
dem Alten fällt die Wimper zu,
er träumt von seinen Honigernten.
Kein Klang der aufgeregten Zeit
drang noch in diese Einsamkeit.

[1]) Die durchsonnte Luft flimmert und zittert um die Hünengräber, die Grabdenkmäler aus uralter Zeit. [2]) Die Laufkäfer laufen eilig oder in Hast. [3]) Die Käfer haben kein inneres Knochengerüst, aber einen äußeren Hornpanzer, der aus ringförmigen Abschnitten besteht. [4]) Kälberkern oder Kälberkropf (Chaerophyllum), eine meterhohe Doldenpflanze mit hohlem Stengel.

1. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Auf dem breiten Rücken der Provinz Holstein erstreckt sich weithin die Heide. Sie ist nur in einigen Einsenkungen ertragfähig, im größten Teile liegt der Sand auf steinigem Untergrunde. Hie und da erheben sich Grabhügel aus rohen Steinmassen, die sogenannten Hünengräber, in denen vor alten Zeiten die Toten begraben wurden. Auf dem Boden der Heide bildet das edle Heidekraut mit seinen roten Glöckchen eine endlose Decke. Dazwischen lebt's und webt's von kleinen Tierchen, besonders von flinken, goldschimmernden Laufkäfern. Aus dem Kraut erheben sich Lerchen und schweben singend in der blauen, flimmernden Luft. Millionen von Bienen summen und suchen die edle Honigspeise. Der ernste Heideschäfer mit dem Strickstrumpf in der Hand treibt seine Herde kleiner, flinker, schwarzbrauner Schafe (Heidschnucken) auf die magere Weide. Der Kätner (Kleinbauer, Kotner, Kossat) wohnt einsam in seiner Kate

(Kote oder Kotte), einem ärmlichen Wohnhause, baut auf seinem kleinen Landbesitz Buchweizen u. a., treibt etwas Vieh- und viel Bienenzucht. Von dem Leben und Treiben der Welt draußen erfährt er wenig oder nichts; denn er wohnt abseits von den Straßen des Weltverkehrs und hat mit sich zu tun. So konnte es wohl geschehen, daß in dem erregten Sommer 1848 als die Schleswig-Holsteiner das Dänenjoch abschütteln wollten, ein Heidebauer in seiner Einsamkeit und Weltferne nichts von den Welthändeln, nichts von den begeisterten Kämpfen seiner Landsleute erfuhr. Eine solch friedliche, weltferne Heideszene im Gegensatz zu einer erregten Zeit hat der holsteinische Dichter Theodor Storm in dem Gedichte „Abseits" gekennzeichnet.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Str. 1 und 2: Die Heide im Sonnenschein, ihr Pflanzen- und Tierleben. Str. 3 und 4: Der Heidekätner und sein genügsames Behagen im Gegensatze zur Welt draußen.

Grundgedanke. Auch die stille, arme Heide hat ihre eigentümliche Schönheit und die Weltferne ihr bescheidenes Glück, aber der Blick ist beschränkt, das Leben abgeschlossen und ohne Anteil an den Bestrebungen der Gesamtheit.

2. Eigentümliches. Mit wenigen, meisterhaften Strichen zeichnet der Dichter die Heide in ihrer eigenartigen Schönheit, das beschränkte, selbstsüchtige Interesse des einsamen Heidebauers in seinem Gegensatze zu der aufgeregten Zeit. Hier der Mensch allein, einsam, unwissend, ruhig, eingesponnen in das nächste, selbstsüchtige Interesse, dort die Menschheit zusammen lebend, arbeitend und hohen Zielen zustrebend. Sehr wirkungsvoll ist auch der Fortschritt von Strophe zu Strophe: der Boden und die Pflanzendecke der Heide; das rührige Tierleben; der einzelne Mensch und seine Arbeit; der Blick auf das Streben der Menschheit.

3. Aufgaben. a) Entwirf ein Bild von der Heide! b) Die Freuden eines Heidekätners. Fr. P.

32. Abendlied.

Matthias Claudius, Werke Gotha 1871. Bd. IV 41.

I. **Vorbereitung.** Auf einem Dorfe haben sich an einem Sommerabende mehrere Nachbarn und Freunde nach des Tages Last und Hitze vor der Tür eines Bauernhauses versammelt. Da sitzen sie auf einer Bank, auf Bauhölzern und Steinen und plaudern von diesem und jenem, was ihre kleine Welt bewegt. Nicht weit von dem Hause liegen Wiesen, aus denen der weiße Nebel aufsteigt und sich wie ein Schleier, wie eine dämmerige Hülle ausbreitet. Etwas entfernter steht geheimnisvoll wie ein schwarzer, schweigender Riese der Wald. An dem klaren Himmel glänzen die Sterne und wandelt der Mond schweigend seine Bahn. Der Lärm des Tages ist verstummt, und wie eine stille, trauliche Schlafkammer erscheint die Welt. Die schlichten Leute reden über den Mond und seine wechselnde Gestalt, über die neuen Erfindungen der stolzen und klugen Menschenkinder, über die Eitelkeit der Welt, die falschem Schimmer und vergänglichen Freuden nachläuft, über Hagelschlag und Brandschaden, der hie und da wie eine Strafe Gottes Felder und Häuser verheert hat, über den kranken Nachbar, über den plötzlichen Tod dieses und jenes Bekannten und über das eine, was uns in Zeit und Ewigkeit zum Heil nötig ist. — Eine Pause tritt ein! Da stimmt ein Nachbar das Abend-

lied von Claudius an, das von allen diesen Dingen so schön handelt, nach der Melodie „Nun ruhen alle Wälder"; die andern fallen ein und singen mit rechter Herzenserhebung das ergreifende Volkslied. Dann befehlen sie sich dem Schutze Gottes und wünschen sich und dem kranken Nachbar eine gute Nacht.

II. **Unmittelbare Darbietung.** 1. Vortrag und Einlesen des Liedes.

1. Der Mond ist aufgegangen; die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar; der Wald steht schwarz und schweiget[1]), und aus den Wiesen steiget der weiße Nebel wunderbar.[2])

2. Wie ist die Welt so stille und in der Dämmrung Hülle[3]) so traulich und so hold, als eine stille Kammer, wo ihr des Tages Jammer verschlafen und vergessen sollt![4])

3. Seht ihr den Mond dort stehen? — Er ist nur halb zu sehen und ist doch rund und schön![5]) So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehn.[6])

4. Wir stolzen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel; wir spinnen Luftgespinste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel.[7])

5. Gott, laß uns dein Heil schauen, auf nichts Vergänglichs trauen, nicht Eitelkeit uns freun! Laß uns einfältig werden und vor dir hier auf Erden wie Kinder fromm und fröhlich sein![8])

6. Wollst endlich sonder Grämen aus dieser Welt uns nehmen durch einen sanften Tod! Und wenn du uns genommen, laß uns in'n Himmel kommen, du unser Herr und unser Gott![9])

7. So legt euch denn, ihr Brüder, in Gottes Namen nieder! Kalt ist der Abendhauch. Verschon' uns, Gott, mit Strafen und laß uns ruhig schlafen — und unsern kranken Nachbar auch![10])

2. Erläuterungen. [1]) Kein Mondstrahl durchdringt die dunkle Masse des Waldes, die, von keinem Hauch bewegt, wie ein schlafender Riese vom Mondglanz umflossen ist oder wie eine schwarze Insel im Lichtmeer liegt. Nicht eigentlich der Wald, sondern dessen Bewohner, insonderheit die Vögel, schweigen und ruhen. [2]) Es ist ein wunderbar schönes Bild, wie der weiße Nebel aus den Wiesen steiget, allerlei wunderbare Gestalten annimmt und gleichsam einen Schleier über die ruhende Erde breitet. [3]) Die Dämmerung zwischen Licht und Dunkel und die Stille öffnet die Herzen, so daß sie sich vertraut (traulich) einander zuneigen (holde sind). [4]) Der Jammer des Lebens (Sorgen, Mühen und Schmerzen) wird zeitweise verschlafen oder gänzlich vergessen. [5]) Dem schlichten Verständnis erscheint der Vollmond als Scheibe. Der Gebildete weiß, daß er eine Kugel, rund und schön ist, und daß er uns immer dieselbe erleuchtete Hälfte zeigt, die gegenüberliegende aber verbirgt. [6]) Das erscheint manchem lächerlich, weil er's nicht begreift, und wir nennen ihn deshalb töricht und unwissend. Machen wir es denn aber anders mit vielen Sachen? Weil wir sie mit unsern Augen nicht sehen, nicht von allen Seiten gründlich untersuchen und mit unsern Händen greifen können, darum leugnen wir sie, belachen sie als nicht vorhanden ganz sicher und getrost, als ob wir die vollkommenste Kenntnis davon hätten. [7]) Wir Menschenkinder sind stolz auf unsere Tugenden und unser Wissen. Wie steht's aber um uns und unser Wissen, das uns so leicht aufbläht? Wir sind eitel (nichts als) arme Sünder (ohne Verdienst und Würdigkeit), und unser Wissen ist Stückwerk. Die Menschen tragen sich mit allerlei stolzen Plänen, aber es sind Luftgespinste, Spinngewebe, die ein Platzregen zerschlägt und ein Wind zer-

reißt. Sie *suchen* und versuchen allerlei Künste, um reicher, klüger, mächtiger und glücklicher zu werden, dabei aber entfernen sie sich immer weiter von dem rechten *Ziel*, dem Glück des Friedens in Gott. [8]) Die Betrachtung erhebt sich zur herzlichen Bitte. Das Ziel unseres Lebens und Strebens sei das Heil in Gott. Man gewinnt und *schaut* es nur, wenn man auf *nichts Vergängliches* (Geld und Gut, Ehre und Ruhm, Freude und Genuß und andere Menschen) baut (sein Vertrauen setzt) und sich der *Eitelkeit* (der eiteln und vergänglichen Erdendinge) nicht freut, sondern Gott um ein *einfältiges Herz* (das gleichsam nur eine Falte hat, schlicht, wahr und aufrichtig ist) und um einen frommen, fröhlichen Kindersinn bittet. [9]) Laß uns *sonder Grämen* (ohne Gram und Schmerz) aus der Welt scheiden und zu dir in den Himmel kommen. [10]) Vom Walde und dem Wiesentale weht ein kalter Luftzug herüber, denn es ist schon spät geworden. Da mahnt einer die „Brüder" zum Aufbruch. Noch einen Blick werfen sie auf den Himmel, ob nicht ein Gewitter heranzieht, und einen auf das stille Dorf, ob nicht Feuersgefahr droht. Mit einer Bitte um Abwendung solcher — nach ihrem Glauben — göttlichen Strafgerichte wegen ihrer Sünden und mit einer Fürbitte für den kranken Nachbar wünschen sie sich gute Nacht und ruhigen Schlaf.

III. **Vertiefung.** 1. *Gedankengang.* Str. 1 schildert die *Abendlandschaft*; Str. 2—4 enthalten *Betrachtungen* a) über den geheimnisvollen Zauber der Abenddämmerung (Str. 2), b) über die Gestalt des Mondes und andere Sachen, die wir beurteilen, ohne sie zu verstehen (Str. 3), c) über den Stolz und die Künste der Menschen, die vom rechten Ziele ab auf Irrwege führen (Str. 4); Str. 5—7 sind ein *Abendgebet*: a) um eine rechte Gesinnung (Str. 5), b) um ein seliges Ende (Str. 6), c) um Verschonung von Strafen und Gewährung einer erquickenden Nachtruhe für Gesunde und Kranke.

Grundgedanke: Das ist ein rechter Feierabend, wenn sich der redliche Arbeiter der Ruhe, Stille und Herrlichkeit in der Natur freut, Gottes und seine eigenen Werke mit offenem Auge und demütigem Herzen betrachtet und sich und seine Lieben im Gebete dem Schutze des allmächtigen Gottes befiehlt.

2. Weise aus dem schlichten, herzlichen Liede nach, daß die Sänger *freundnachbarlich, natursinnig, gefühlsinnig, demütig, fromm* und *heilsbegierig* waren!

3. *Eigentümliches.* Das Lied hat die schlichte, ergreifende Weise eines Volksliedes, darum auch volkstümliche Ausdrücke wie „in'n Himmel kommen" und einige Härten durch Verlegung schwerer Silben in die Tonsenkung und leichter in die Tonhebung (Str. 5). Überwältigend wirkt die einfache Fürbitte für den kranken Nachbar am Schluß. Auch die eigene Melodie von J. A. P. *Schulz* sowie die Melodie „Nun ruhen alle Wälder" ist sehr geeignet, den Eindruck des herrlichen Liedes auf das Gemüt zu erhöhen. Der große *Herder* hat das Lied in seine „Stimmen der Völker", eine umfassende Sammlung von Volksliedern, aufgenommen, „um einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden".

Fr. P.

33. Herbstlied.

Viktor Blüthgen, Im Kinderparadiese. Fr. Andr. Perthes, Gotha 1908.

1. Es kommt der Herbst gezogen,
der Sommer muß dahin.
Dem rauhen Nord entflogen
die Stürme südwärts ziehn;
sie brausen ohne Säumen
durch's kahle Blachgefild,
sie rütteln an den Bäumen
so frostig und so wild.

2. Es schmücken sich zum Reigen
die Blätter gelb und rot,
sie tanzen von den Zweigen,
sie tanzen in den Tod.
Wie sich die Blümlein färben!
Nicht Wuchs noch Schönheit frommt,
sie müssen alle sterben,
eh' daß der Winter kommt.

3. Die Stoppeln sehn mit Trauern
verschwundnen Ähren nach;
kaum mag ein Apfel lauern
noch unterm Blätterdach;
im Wald und Garten winket
kein Beerlein rot noch blau;
im dürren Grase blinket
der Reif statt lichtem Tau.

4. Das ist des Herbstes Regel:
die Welt wird kahl und nackt.
Dafür erschallt der Schlegel
und muntrer Dreschers Takt.
In Scheuer, Faß und Keller
ruht Most und Obst und Mahd,
genug für Glas und Teller
und neue Hoffnungssaat.

5. Ein Vöglein hör' ich singen,
das weiß mir süßen Trost,
es fliegt auf leichten Schwingen,
wohin kein Wetter tost —
das grüßt vom Himmel nieder:
Ade, du Wiege mein,
ade — und kehr' ich wieder,
wird Frühling, Frühling sein!

I. **Erläuterungen.** Str. 1. Blachgefild: Der erste Bestandteil des Wortes „blach" ist völlig = flach. — Str. 2. Reigen, mhd. reige oder reie, „bezeichnet einen im Freien ausgeführten Chortanz mit lebhaften Bewegungen"; diese Bestimmung paßt ganz auf den Tanz der Blätter. — In V. 4 ist hinter „tanzen" beim Vortrage eine Pause einzuschieben. — Str. 3. statt lichtem Tau: die Präposition statt ist hier süddeutsch volksmäßig mit dem Dativ verbunden. — Str. 4. Regel = Satzung, Gesetz. — Schlegel = Werkzeug zum Schlagen, hier zum Ausschlagen des Getreides, also = Dreschflegel. — Mahd = das Mähen oder — wie hier — das Gemähte. — In V. 5 f. entsprechen sich: Scheuer—Mahd, Faß—Most (Apfelwein), Keller—Obst. — Hoffnungssaat ist das Saatgut, das noch im Herbste oder im kommenden Frühling auf Hoffnung ausgesät wird. — Str. 5. Ein Vöglein = ein Zugvogel. — kein Wetter = kein unfreundliches Herbst- oder Winterwetter. — Wiege in übertragenem Sinne = Heimat. — In der letzten Verszeile ist das Wort „Frühling" bei seiner Wiederholung in höherer Tonlage und mit freudigem Ausdrucke stärker betont zu sprechen.

II. **Gang der Stimmung.** Welche Stimmung erweckt der erste Teil des Gedichts (Str. 1 — Str. 4, V. 2) in dem Hörer? Wie erklärt sich die traurige, wehmütige Stimmung? Alles, was der Herbst an Trübem, Traurigem bietet, führt uns der Dichter in anschaulichen Bildern vor: die kalten Nordwinde, das Fallen der Blätter, das Sterben der Blumen, die abgeernteten Felder, die kahlen Obstbäume, die früchteleeren Sträucher und Pflanzen in Garten und Wald, den kalten Reif; die Gesamtunterschrift unter diesen unerfreulichen Bildern lautet (Str. 4, V. 1 f.):

„Das ist des Herbstes Regel:
die Welt wird kahl und nackt."

Wie verhält sich zu diesem ersten Teile der Schluß des Gedichtes? Es tritt ein schroffer Wechsel der Stimmung ein: auf das Herbstleid folgen die Herbstfreude (Str. 4, V. 3–8) und der Herbsttrost (Str. 5). Mit dem Wörtchen „dafür" (Str. 4, V. 3) stellt der Dichter dem frostigen, wilden Brausen des Nordwindes den anheimelnden munteren, taktmäßigen Klang der Dreschflegel auf der Tenne gegenüber, der Kahlheit in der Natur die Fülle des Herbstsegens in Scheune, Kammer und Keller. Das menschliche Leben hat sich von Garten, Feld und Wald draußen zurückgezogen in das Behagen des engumfriedeten Gehöftes. Und zu der Herbstfreude gesellt sich der Herbsttrost, den das Zugvöglein ausspricht: „Zwar muß ich jetzt scheiden, aber im Frühlinge kehr' ich zurück." Hinter dem Herbste schaut der Hörer schon wieder den kommenden Frühling mit all seinem Leben und seiner Freude. Dr. P.

34. Was der Wind zu tun hat.

Walrad Eigenbrodt, aus: Kaiser, Edelsteine der Dichtung. B. G. Teubner, Leipzig 1907.

Der Wind, der Wind darf nimmer ruhn,
er hat das ganze Jahr zu tun.

Im Frühling saust er von Ort zu Ort
und biegt nach hier und biegt nach dort
die jungen Reiser und Ruten und Ranken,
daß sie sich neigen und wiegen und wanken,
im Tanze die zarten Glieder strecken,
nach allen Seiten sich dehnen und recken.
Denn stünden sie träge und regungslos,
sie würden niemals stark und groß.

Im Sommer weht er von Ort zu Ort
und jagt der Sonne die Wolken fort,
daß sie nun frei mit warmem Strahl
hinleuchten kann auf Berg und Tal
und überall, wohin sie glüht,
Feld, Wald und Wiese grünt und blüht.

Im Herbst, da strömt er von Ort zu Ort
und reißt die welken Blätter fort;
denn blieben sie hängen an Busch und Baum,
wo hätten dann die Zweige Raum
im Frühling für das junge Grün?
Die Bäume könnten nicht mehr blühn.

Im Winter braust er von Ort zu Or
und schüttelt den Schnee von den Bäumen fort,
daß sich nicht türmt die kalte Last.
Sie würde zu schwer für Zweig und Ast,
die Bäume müßten brechen und sterben.
Nun hilft der Wind, daß sie nicht verderben.

Der Wind, der Wind darf nimmer ruhn,
er hat das ganze Jahr zu tun.

I. **Einführung.** Jetzt sollt ihr einen fleißigen Arbeiter kennen lernen, der das ganze Jahr hindurch, ohne auszuruhen, arbeitet, sogar ohne Lohn.

II. **Vertiefende Fragen.** Der Wind ist ein unruhiger, lustiger Geselle. Mit wem macht er sich zu schaffen? Mit den Bäumen, Wolken, Blättern und dem Schnee. Nirgends und in keiner Jahreszeit mag er ruhen, immer und überall hat er etwas zu tun. Wie hat der Dichter das nachdrücklich ausgesprochen? An den Eingang seines Gedichtes stellt er die Behauptung:

Der Wind, der Wind darf nimmer ruhn,
er hat das ganze Jahr zu tun —

die will er beweisen; und am Schlusse wiederholt er seinen Satz bekräftigend, als wolle er sagen: Habe ich nicht recht? — Hinsichtlich der Arbeitsweise des

Windes macht der Dichter durch den ſprachlichen Ausdruck einen Unterſchied; wie ſo? Im Frühling ſauſt der Wind, im Sommer weht er, im Herbſte ſtürmt er, im Winter endlich brauſt er. Was will der Dichter jedesmal damit ſagen? Und auch im Rhythmus kommt eine Verſchiedenheit zur Geltung, am ſtärkſten in der 1. und 2. Str.: dort, wo es ſich um die lebhaften Bewegungen der Ruten und Ranken handelt, häufen ſich die dreiſilbigen Takte (vgl. Nr. 23 Morgenlied im Frühling, Str. 4); hier, wo die gleichmäßige, gütige Wirkung der Sonnenſtrahlen geſchildert wird, überwiegen die zweiſilbigen Takte. — In welcher Jahreszeit hat der Wind die meiſte und die ſchwerſte Arbeit? Wem hilft er mit ſeiner Arbeit? In weſſen Auftrag verrichtet er ſie? Wenn der Wind im Herbſte oder Winter durch die Straßen der Stadt fegt, richtet er allerlei Unfug an und neckt die Menſchen; warum ſollſt du ihn dann nicht ſchelten, woran vielmehr denken?

Dr. P.

D. Der Menſch und Gott.

35. A. Der alte Landmann an ſeinen Sohn.

Ludwig Heinr. Hölty. Gedichte. Leipzig 1864. S. 186. Gekürzt.

1. Üb' immer Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab,
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab, —
dann wirſt du wie auf grünen Aun
durch's Pilgerleben gehn,
dann kannſt du ſonder Furcht und Graun
dem Tod in's Auge ſehn.

2. Dann wird die Sichel und der Pflug
in deiner Hand ſo leicht,
dann ſingeſt du beim Waſſerkrug,
als wär' dir Wein gereicht. —
Dem Böſewicht wird alles ſchwer,
er tue, was er tu';
der Teufel treibt ihn hin und her
und läßt ihm keine Ruh'.

3. Der ſchöne Frühling lacht ihm nicht,
ihm lacht kein Ährenfeld;
er iſt auf Lug und Trug erpicht
und wünſcht ſich nichts als Geld;
der Wind im Hain, das Laub im Baum
ſauſt ihm Entſetzen zu;
er findet nach des Lebens Traum
im Grabe keine Ruh'.

4. Üb' immer Treu und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab,
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab, —
dann ſuchen Enkel deine Gruft
und weinen Tränen drauf,
und Sommerblumen, voll von Duft,
blühn aus den Tränen auf.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Im Augenblick des Scheidens offenbart ſich noch einmal alle Liebe und Sorgfalt für die Unſrigen. So verſammelte der ſterbende Erzvater Jakob ſeine Söhne um ſein Sterbelager und gab einem jeglichen ſeinen Segen und beſondere Mahnungen. So forderte der fromme Tobias vor ſeinem Tode ſeinen Sohn und deſſen Kinder an ſein Bett und ſprach zu ihnen (Tob. 14, 10): „Dienet dem Herrn in der Wahrheit und haltet euch zu ihm rechtſchaffen!" So tat auch ein alter, frommer und ehrenfeſter Landmann, als er ſein Ende nahen fühlte. Er rief ſeinen Sohn an ſein Bett, zeigte ihm zwei verſchiedene Lebenswege, den des Redlichen und den des Böſewichts, und ermahnte ihn eindringlich, immer auf Gottes Wegen zu wandeln, die Pfade des Laſters aber zu meiden.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. a) Str. 1 — Str. 2, Z. 4. Der Lebensweg des Redlichen. Gegen wen ſoll der Sohn Treue und Redlichkeit (redlich urſpr. = ſo, wie man es beim Reden meint, alſo = ehrlich, rechtſchaffen) üben? Gegen den Nächſten. Wie kann man Treue und

Redlichkeit gegen den Nächsten üben? Indem man so redet und handelt, wie man's innerlich meint, und im Guten ausharrt, so daß uns der andere trauen kann. — Die zweite Mahnung des Vaters bezieht sich auf das Verhalten gegenüber Gott. Wann geht der Sohn Gottes Wege? Wenn er Gottes Gebote hält, seinen Willen tut. — Wie wird es dem Sohn auf dem Wege der Redlichkeit und des Gehorsams gegen Gott ergehen? 1. Weil er Gottes Geboten folgt, wird ihm auch Gottes Verheißung zuteil werden — Psalm 23, 2. 2. Am Ende des Wegs erwartet ihn der Tod. Aber er kann auch diesem furchtbarsten Feinde des Menschen sonder (d. h. ohne) Furcht und Grauen ins Auge sehen, entgegentreten, weil er Gottes Gericht, das dem Sterben folgt (Hebr. 9, 27), nicht zu fürchten braucht. 3. Die schwere Arbeit des Landmanns mit Sichel (Sense) und Pflug wird ihm leicht werden. 4. Er ist auch in bescheidenen Verhältnissen glücklich und zufrieden.

b) Str. 2, Z. 5 — Str. 3. Der Lebensweg des Bösewichts. Wie der Redliche sich von den Geboten Gottes regieren läßt, so wird der Bösewicht (der böse Wicht = das böse Wesen oder Ding) vom Teufel beherrscht; sein Wesen ist Unfriede, Unruhe: 1. Alle ehrliche Arbeit wird ihm schwer. 2. Er hat keine Freude an der Natur. 3. Die Unruhe der Habgier treibt ihn vorwärts, immer nur Geld zusammenzuraffen mit den verwerflichsten Mitteln (mit Lug und Trug = mit Falschheit in Wort und Handlung; er ist erpicht = ist gleichsam mit Pech angeklebt, daß er nicht davon kann, ist begierig nach Lug und Trug). 4. Die Unruhe des bösen Gewissens läßt ihn überall Gefahren sehen. 5. Er findet nicht einmal im Grabe Ruhe (nach des Lebens Traum = das Leben vergeht so schnell wie ein Traum).

c) Str. 3. Der Segen eines redlichen, gottergebenen Lebens. Welche Folgerung ergibt sich aus der Gegenüberstellung der beiden Lebenswege? Wie wird der Segen eines solchen redlichen Lebens noch weithin wirken? Kinder und Kindeskinder werden mit Rührung, Liebe und Dankbarkeit des verstorbenen Vaters und Großvaters gedenken und sein Grab (Gruft = unterirdischer Raum, ist entweder Lehnwort aus dem griech. krypta = Gewölbe, oder mit Grube, graben zusammenzustellen) in Ehren halten.

Welchen Grundsatz prägt der Vater dem Sohne ein? Str. 1, Z. 1—4.

2. Charakter eines rechten Landmanns. Weise nach, daß er fleißig, fröhlich, genügsam und zufrieden, fromm und rechtschaffen, ohne Furcht vor dem Tode und geehrt nach dem Tode ist!

3. Schönheiten in der Form. Die Wahrheit der Gedanken, die schlichte, volkstümliche Sprache und der innige Ton haben das Gedicht zu einem Volksliede gemacht, das viel gesungen wird. Der Gegensatz zwischen dem Guten und dem Bösen, einem glücklichen und einem unglücklichen Leben, der Zufriedenheit und der unersättlichen Habgier, der Ruhe des guten und der Unruhe des bösen Gewissens, einem ruhelosen Grabe und einer gesegneten Gruft ist anschaulich hervorgehoben. Die gewählten Bilder sind treffend. Der Sprache des Dichters sind die Wortpaare, wie Treu' und Redlichkeit, sonder Furcht und Grauen u. a. eigentümlich.

4. Aufgaben. Zeichne den Charakter des Redlichen und des Bösewichts! — Führe die Bilder — Wandel in Gottes Wegen, Pilgerleben, der Teufel als Treiber des Bösewichts usw. — aus! Fr. P.

B. Rat des Vaters an seinen Sohn.

Julius Sturm, Deutsche Jugend. Bd. III 18.

1. Du wanderst in die Welt hinaus
auf dir noch fremden Wegen,
doch folgt dir aus dem stillen Haus
der treusten Liebe Segen.

2. Ein Ende nahm das leichte Spiel,
es naht der Ernst des Lebens;
behalt im Auge fest dein Ziel,
geh keinen Schritt vergebens!

3. Nimm auf die Schultern Last und Müh'
mit frohem Gottvertrauen
und lerne, wirkend spät und früh,
den eignen Herd dir bauen!

4. Wer sich die Ehre wählt zum Hort,
den kann kein Schalk verführen;
gerader Weg, gerades Wort
soll dich zum Ziele führen.

5. Halt hoch den Kopf, was dir auch droht,
und werde nie zum Knechte;
brich mit dem Armen gern dein Brot
und wahre seine Rechte!

6. Treib nie mit heil'gen Dingen Spott
und ehr' auch fremden Glauben
und laß dir deinen Herrn und Gott
von keinem Zweifel rauben!

7. Und nun ein letzter Druck der Hand
und eine letzte Bitte:
Bewahr dir treu im fremden Land
des Vaterhauses Sitte!

1. **Gedankengang** und **Erläuterungen.** Str. 1. Elternliebe folgt dem Sohne in die weite Welt. — Als Begleiterin kann dir diese Liebe Trost in der Fremde und Schutz in Versuchung geben. — Str. 2. Denk und handle zielbewußt! — Das Kind spielt und setzt sich keine Ziele. — Str. 3. Arbeite fleißig und mit Gottvertrauen, um dir einen Hausstand gründen zu können! — Der Herd ist die Feuerstätte des Hauses und gilt als dessen Mittelpunkt, um den sich die Familie sammelt; so wird er zum Symbol des Hausstandes. — Str. 4. Wahre deine Ehre in Wort und Werk! — Hort = Zufluchtsstätte oder: worauf man seine Hoffnung setzt. Schalk = urspr. Knecht, dann „Mensch mit Knechtssinn, untreuer Mensch"; verführen = vom rechten Wege abführen. — Str. 5. Wahre deine Manneswürde, und erweise dem Armen tätige Nächstenliebe! — Aus Furcht oder um eines vermeintlichen Vorteils willen kann er zum Knechte von Menschen werden, die eigene innere Freiheit verlieren. — Str. 6. Bewahre dir deinen Gottesglauben und achte den Glauben anderer Menschen! — Zweifel, wahrscheinlich = Zweifall, also das Schwanken zwischen zwei Fällen. — Str. 7. Bewahre dir auch in der Fremde des Vaterhauses Sitte! — Die Sitte ist der Ausdruck des inneren Lebens der Familie; wer die Familiensitte bewahrt, bleibt auch bei räumlicher Trennung ein Glied der Familie. — Damit kehren des Vaters Mahnungen zu Str. 1. zurück: vom Vaterhause gingen sie aus, zum Vaterhause führen sie zurück. Die Eltern schicken dem Sohne ihre Liebe in die Fremde nach, der Sohn bewahrt die Familiensitte: so werden diese Liebe und Familiensitte die Bänder, die den Sohn in der Fremde mit den Lieben daheim verbinden. In seinen Mahnungen steigt der Vater immer höher hinauf, die Glieder dieser aufsteigenden Reihe sind: Zielbewußtheit im Leben — als Grundlage alles Denkens und Handelns —, Berufsarbeit, Hausstand, Ehre, Manneswürde, Nächstenliebe, Gottesglaube. Hierin sind alle Beziehungen eingeschlossen, die für den Mann als Einzelpersönlichkeit, als Hausvater, in seinem Verhältnisse zu den Mitmenschen und zu Gott Bedeutung haben.

2. **Vergleiche** B mit A! In beiden Gedichten spricht ein Vater mit seinem Sohne und gibt ihm wertvolle Weisungen für den Lebensweg mit. Diese Mahnungen beziehen sich auf das Verhalten gegenüber den Mitmenschen und Gott. — In A bleibt der Sohn im Elternhause und wird Bauer wie der Vater, in B zieht der Sohn in die Fremde, um sich in einem Berufe auszubilden. Der Vater in A übermittelt dem Sohne zwei große Grundsätze, B enthält eine ganze Reihe von Ratschlägen. In A nimmt die Schilderung der Lebenswege des Redlichen und des Bösewichts den breitesten Raum ein, in B sind die Mahnungen möglichst knapp und eindringlich gehalten. Dr. P.

36. Hoffnung.

Fr. Schiller, Sämmtliche Werke. Stuttgart 1847. Bd. I 346.

1. Es reden und träumen die Menschen viel
von bessern künftigen Tagen;
nach einem glücklichen, goldenen Ziel
sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

2. Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
sie umflattert den fröhlichen Knaben,
den Jüngling locket ihr Zauberschein,
sie wird mit dem Greis nicht begraben;
denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

3. Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
erzeugt im Gehirne des Toren.
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
das täuscht die hoffende Seele nicht.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Vierzig Jahre lang wanderte das Volk Israel in der Wüste und schaute mit Sehnsucht nach dem verheißenen Lande, da Milch und Honig floß. Endlich stand es an der Grenze desselben. Moses, der treue Führer des Volkes, stieg auf die Spitze des Berges Nebo. Von hier zeigte ihm der Herr das gelobte Land in seiner Schönheit und sprach: „Dies ist das Land, das ich euern Vätern geschworen habe. Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hineinkommen!" Und wie dem Manne Gottes, Moses, so geht es uns bis zu diesem Tage. Das Leben ist eine Wanderung durch die Wüste. Schmerz, Not und Entbehrung bringt jeder Tag. Da eilt der Wunsch und die Sehnsucht aus der unbefriedigenden Gegenwart in eine künftige Zeit und in ein fernes Land, wo die Klagen schweigen, die Wünsche sich erfüllen und Sonnenschein die Landschaft verklärt. Dies sehnende Ausschauen nach dem Glück der Zukunft und die stille Zuversicht auf die Erreichung des bessern Loses — ist die Hoffnung. Sie ist die treue Begleiterin durchs Leben und macht die schlimmen Tage, die uns nicht gefallen, erträglich.

II. **Erläuterungsfragen.** Str. 1. Wie unterscheiden sich träumen und reden? (Die Träume gaukeln uns im Geiste schöne, aber unbestimmte Gebilde künftigen Glücks vor; die Rede kleidet sie in Worte, gibt ihnen Ausdruck.) Was bietet die Gegenwart, wenn sich die Menschen nach einer bessern Zukunft sehnen? (Entsagung, Schmerzen, Not usw.) Warum heißt das Strebeziel golden? (Es ist hoch, kostbar, wertvoll. — Mit Gold glaubt man, das Glück zu erkaufen. Am Golde hängt, nach Golde drängt ja alles.) Wie unterscheiden sich rennen und

jagen? (In der Rennbahn steht das Ziel fest, und der Weg ist vorgeschrieben. Bei der Jagd entfernt sich das Ziel und ändert sich der Weg.) Wie wird die Welt alt und wieder jung? (Auf das alte Jahr folgt ein neues; auf das Sterben in der Natur im Herbste eine fröhliche Auferstehung im Frühjahr; auf das alte, absterbende Geschlecht ein junges, aufstrebendes. Es erneuert sich das Jahr, die Gestalt der Erde und das Menschengeschlecht.) Was für eine Verbesserung hofft der Mensch? (Seiner Lage und der öffentlichen Zustände.)

Str. 2. Wie führt die Hoffnung den Menschen ins Leben ein? (Sie begrüßt das Kind bei der Geburt und erwartet Glück und Freude von ihm.) Womit wird sie verglichen, da sie den Knaben umflattert? (Mit singenden und schwingenden Vögeln oder bunten, gaukelnden Schmetterlingen. Es ist kein sicherer Verlaß darauf.) Wie begeistert sie den Jüngling durch ihren Zauberschein? (Sie malt ihm das Leben der Zukunft, seine Aufgaben und sein Glück in wunderbaren Farben aus und weckt dadurch alle Kräfte des Geistes.) Welche Hoffnungen hat der Greis? (Auf die Liebe der Seinen, ein ehrenvolles Gedächtnis und die Seligkeit des Himmels.) Welchen Lauf beschließt das Grab? Warum heißt er müde? (Die Kraft zur Arbeit und zum Streben ist erloschen.) Womit ist die Hoffnung am Grabe verglichen, da sie aufgepflanzt wird? (Mit einer Fahne, die der Sieger auf der eroberten Schanze aufpflanzt.) Ist's die Kreuzesfahne, welche Hoffnung darf dann der sterbende Greis haben? (Seligkeit, Wiedersehen in der Ewigkeit.) Womit trägt sich derjenige selbst im Angesichte des Todes, der mit allen Fasern an der Erde hängt? (Mit allerlei irdischen Hoffnungen.)

Str. 3. Was ist ein Wahn? (Vgl. wähnen oder meinen! — Scheingebilde, unbegründete Vorstellungen und Urteile.) Wann ist er leer? (Wenn er ohne Inhalt, ohne Wahrheit, ohne Grund, also ein Irrtum ist.) Warum heißt er schmeichelnd? (Er gefällt uns, täuscht uns angenehm, trägt uns süß kosend und gaukelnd über Schmerz und Not der Gegenwart hinweg.) Was ist hier mit Tor gemeint? (Ein Mensch, der allerlei Phantasie- oder Wahngebilde ausheckt.) Wo ruht die Begründung der Hoffnung? (Im Herzen.) Was für einen Ursprung hat sie also? (Einen göttlichen.) Zu welch Besserem sind wir geboren? (Zur Vollendung in der Ewigkeit, zur Gemeinschaft mit Gott und zum Wiedersehen unserer heimgegangenen Lieben.) Was spricht die göttliche Stimme in der Bibel und in unserm Innern? (Über der Erde ist der Himmel, nach dem Grabe folgt die Auferstehung.) Was hofft die Seele? (Seligkeit im Himmel.) Wann wäre sie getäuscht, d. h. betrogen? (Wenn die innere Stimme löge.) Warum kann sie das nicht? (Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß.)

III. **Vertiefung.** 1. Charakter der Hoffnung. Sie ist das sehnende und zuversichtliche Ausschauen nach einem künftigen Glück, nach höherer Vollendung; sie ist die Begleiterin des Menschen durch das ganze Leben, die Trösterin in der Not der Gegenwart. Sie regt sich überall und zu allen Zeiten und bleibt auch stetig beim Wechsel ringsum. Sie begrüßt das Kind bei der Geburt, umflattert den Knaben, begeistert den Jüngling, tröstet den Greis. Sie ist kein Phantasiegebilde, sondern eine göttliche Stimme in uns und die Bürgschaft unserer dereinstigen Vollendung im Lichte der Ewigkeit.

2. Gedankengang. Str. 1. Die Hoffnung erfüllt den Menschen überall und

zu allen Zeiten. Str. 2. Sie begleitet ihn von der Wiege bis zum Grabe. Str. 3. Sie iſt göttlichen Urſprungs.

3. Grundgedanke. Die Hoffnung iſt göttlichen Urſprungs und führt uns durch das wechſelvolle Leben endlich zur Vollendung. — Wenn Hoffnung nicht wär', ſo lebt' ich nicht mehr.

4. Schönheiten der Sprache. Bilder: Das Leben iſt ein Wettrennen nach goldenem Preiſe, eine Jagd nach flüchtigem Glücke. Die Hoffnung iſt die Amme des Kindes, ein flatternder Schmetterling für den Knaben, ein Zauberlicht für den Jüngling, eine Siegesfahne für den Greis.

5. Aufgaben. Worin ſuchen die Menſchen das Glück? — Welche Hoffnungen hat der Knabe, der Jüngling, der Greis? — Wie wird die Welt alt und wieder jung? Fr. P.

37. Morgengebet.

Joſeph Freiherr von Eichendorff, Gedichte. Leipzig 1874. S. 339.

1. O wunderbares, tiefes Schweigen,
wie einſam iſt's noch auf der Welt!
Die Wälder nur ſich leiſe neigen,
als ging' der Herr durch's ſtille Feld.

2. Ich fühl' mich recht wie neugeſchaffen!
Wo iſt die Sorge nun und Not?
Was mich noch geſtern wollt' erſchlaffen,
ich ſchäm' mich des im Morgenrot.

3. Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
will ich, ein Pilger, frohbereit
betreten nur wie eine Brücke
zu dir, Herr, über'n Strom der Zeit.

I. **Vorbereitung,** dann **Vortrag.** Ein Wanderer war abends reiſemüde in der Herberge angelangt; ſein Herz war von Sorgen gedrückt, ſeine Spannkraft von allerlei Druck und Not erſchlafft. Der Schlaf floh ſein Lager. Früh brach er auf und wanderte weiter. Auf einer bewaldeten Anhöhe machte er halt. Tiefes Schweigen umfing den einſamen Wanderer, nur in den Wipfeln rauſchte es leiſe. Der Klang einer fernen Morgenglocke ſchlug an ſein Ohr; ihm war es, als ob der Herr ſelbſt durch das ſtille Feld ginge, der Wald aber ſich vor ihm in ehrfürchtiger Begrüßung neige. Betend erhob ſich ſeine Seele zu Gott. Da ward ihm frei und leicht ums Herz. Er ſchämte ſich im Lichte des jungen Tages ſeiner geſtrigen verzagten Stimmung, er erkannte im Lichte der Ewigkeit, daß die Welt mit ihren Leiden und Freuden ihm nicht zur Heimat werden könne, ſondern gleichſam nur eine Brücke ſei, die über den breiten Strom der Zeit ihn in die ewige Heimat, zu Gott, führe. Aus ſolcher Stimmung heraus hat Eichendorff ſein „Morgengebet" gedichtet.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es iſt in der Frühe eines ſchönen Sommermorgens. Den Himmel ſäumt im Oſten das Morgenrot. Weite Fluren dehnen ſich bis zum Rande eines Waldes aus. Ein leiſer Hauch bewegt die Blätter der Bäume. Ein einſamer Wanderer ſteht auf einer Anhöhe, hat die Hände gefaltet und die Augen zum Himmel erhoben.

2. Gedankengang. Str. 1. Wunderbare Stille und heilige Gottesnähe in der Morgenfrühe. Str. 2. Erhebung der Seele über Not und Sorge des Lebens. Str. 3. Das Leben eine Pilgerwanderung über den Strom der Zeit zur ewigen Heimat.

Grundgedanken. In der Einſamkeit der Natur, wo der Lärm der Welt ſchweigt, da hören wir Gottes Stimme, da wird die Seele ſorgenfrei und lebensmutig und lernt ihre irdiſche und himmliſche Aufgabe verſtehen. — Ebr. 13, 14: Wir haben hier keine bleibende Stadt, ſondern die zukünftige ſuchen wir. Röm. 8, 18: Ich halte es dafür, daß dieſer Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert ſei, die an uns ſoll offenbart werden. Auguſtin: Des Menſchen Herz iſt unruhig, bis es ruhet in dir, o Gott! Fr. P.

38. Ein geiſtlich Abendlied.

Gottfried Kinkel, Gedichte. Stuttgart 1857. S. 185.

1. Es iſt ſo ſtill geworden,
verrauſcht des Abends Wehn,[1])
nun hört man allerorten
der Engel Füße gehn.[2])
Rings in die Tale ſenket
ſich Finſternis mit Macht —[3])
wirf ab, Herz, was dich kränket,
und was dir bange macht![4])

2. Es ruht die Welt in Schweigen,
ihr Toſen iſt vorbei,[5])
ſtumm ihrer Freude Reigen
und ſtumm ihr Schmerzensſchrei.
Hat Roſen ſie geſchenket,
hat Dornen ſie gebracht —[6])
wirf ab, Herz, was dich kränket,
und was dir bange macht!

3. Und haſt du heut' gefehlet,[7])
o, ſchaue nicht zurück;[8])
empfinde dich beſeelet
von freier Gnade Glück![9])
Auch des Verirrten denket
der Hirt auf hoher Wacht —[10])
wirf ab, Herz, was dich kränket,
und was dir bange macht!

4. Nun ſtehn im Himmelskreiſe
die Stern' in Majeſtät;[11])
in gleichem, feſtem Gleiſe
der goldne Wagen geht.[12])
Und gleich den Sternen lenket
er deinen Weg durch Nacht. —[13])
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
und was dir bange macht!

I. **Ziel.** Hört ein Abendlied Gottfried Kinkels!

II. **Vertiefung.** Str. 1. Wo haben wir den Dichter nach dem „Abendliede" zu ſuchen? Er ſitzt auf einem Berge und ſchaut hinab in mehrere Täler (Tale iſt die alte, nur noch dichteriſch gebrauchte Form der Mehrzahl); tief unten liegt eine Stadt. Zu welcher Tageszeit befindet ſich der Dichter droben auf dem Berge? Es iſt ſpäte Abendzeit, der Abendwind hat aufgehört zu wehen und rauſcht nicht mehr durch die Wipfel der Bäume, über den Tälern liegt ſchon tiefes Dunkel. Tiefe Stille umfängt den einſamen Sinner auf dem Berge. Das iſt die Zeit, wo feinere Ohren die Engel, die Boten Gottes, durch die Welt ſchreiten hören, die man im Tageslärm nicht hört: das ſind die Gotteskräfte, die in der Natur ſich regen, und die Gottesgedanken, die mahnend und tröſtend an empfängliche Menſchen herantreten. Welche Mahnung richtet der Dichter unter dem Einfluſſe des Abendfriedens an ſein Herz? „Wirf ab (1. Petr. 5, 7), was dich krank macht, dir Schmerzen bereitet, und was dich ängſtet!" Was kann denn nun dem Herzen Schmerz und Angſt bereiten? — Str. 2. Der Dichter ſchaut um ſich in die Menſchenwelt hinein, in der und mit der er heute gelebt hat. Was gab es da zu ſehen und zu hören? Die Menſchen haben mit Emſigkeit gearbeitet, ſie haben ſich laut gefreut (die Freude als Perſon führt gleichſam einen Reigen oder Tanz mit lautem Jubel auf) und haben laut geklagt, z. B. beim Sterben lieber Angehöriger. Mit der hereinbrechenden Nacht iſt es nun ſtille im Städtchen geworden. Und was hat ihm die Welt heute gebracht? Vielleicht Freuden (duftende, farbenbunte Ro-

sen), wohl auch Schmerzen, Weh (Dornen, die verwunden). Wozu mahnt der Abendfrieden? „Wirf die Schmerzen von dir weg, die dir von Menschen angetan sind!" — Str. 3. Weiter schaut der Dichter in sich. Was kommt ihm da mit Schmerzen zum Bewußtsein? „Du hast heute gefehlt, bist von Gottes Geboten abgewichen." Welchen Trost bringt da der Gottesbote? „Schaue nicht selbstquälerisch zurück auf deine Sünde (vgl. Phil. 3, 13), sondern suche Vergebung bei dem, der aus freiem Willen dir seine Gnade anbietet (Ps. 130, 7 f.); als guter Hirte behält er auch die, die von seinen Wegen abirrten, im Auge (Luk. 15, 4—6 und Ps. 121, 4)!" Welche Mahnung ergibt sich daraus für sein Herz? „Wirf den Schmerz um deine Sünde von dir!" — Str. 4. Endlich schaut Kinkel über sich. Was sieht er da? Am dunkelblauen Nachthimmel stehen die Sterne in Pracht und Herrlichkeit, die sieben hellen Sterne des „Himmelswagens" (oder „Großen Bären") umkreisen fort und fort auf der vorgeschriebenen Bahn den Polarstern. Welcher Trost ergibt sich daraus für ihn und seine Sorgen? „Der die Sterne lenkt, wird auch dir den Weg bestimmen durch Nacht zum Licht" (vgl. „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann"). Welche Mahnung an das Herz ist darum berechtigt? „Wirf alle deine Sorgen um die Zukunft ab!" Welchen Gedanken will der Dichter dem Hörer durch den Kehrreim einprägen? Warum hat er seinem Gedichte die Überschrift „Ein geistlich Abendlied" gegeben? Nicht weltliche Gedanken und Gefühle sind es, die ihn am Abend bewegen, sondern mit seinem Herzen sucht er zu Gott emporzudringen. Dr. P.

39. Sonntag.

Heinrich Aug. Hoffmann (von Fallersleben), Gedichte. Berlin 1874. S. 212.

1. Der Sonntag ist gekommen,
ein Sträußchen auf dem Hut! —
Sein Aug' ist mild und heiter,
er meint's mit allen gut.

2. Er steiget auf die Berge,
er wandelt durch das Tal,
er ladet zum Gebete
die Menschen allzumal.

3. Und wie in schönen Kleidern
nun pranget jung und alt,
hat er für sie geschmücket
die Flur und auch den Wald.

4. Und wie er allen Freude
und Frieden bringt und Ruh',
so ruf auch du nun jedem
„Gott grüß' dich!" freundlich zu!

I. **Ziel.** Hört ein Gedicht vom Sonntag, dem Gottesboten!

II. **Vertiefung.** A. Der Sonntag als Gottesbote. 1. Sein Äußeres (Str. 1). — 2. Sein Wirken (Str. 2 und 3). a) Alle Menschen — auf den Bergen und in den Tälern — sucht er auf und bringt ihnen Ruhe und Frieden (Str. 4, Z. 2), indem er sie von der Werktagsarbeit und den Werktagssorgen befreit und zum Gottesdienste ruft. b) Er bringt den Menschen Freude (Str. 4, Z. 1), indem er für sie die Natur schmückt (die vom Drucke der Werktagsarbeit befreiten Menschen sehen Flur und Wald mit anderen Augen an, alles erscheint ihnen schöner als am Werktage). — Wie bereiten sich die Menschen auf den Empfang des Gottesboten vor? Str. 3, Z. 1 und 2. B. Wie erweisen sich die Menschen dankbar für die Gaben des Sonntags? Wen Gott mit seinem Frieden und seiner Freude durch den Sonntag grüßt, der soll jedem Nächsten den gleichen Gruß zurufen. Dr. P.

40. A. Sonntag.

Joſeph Freiherr von Eichendorff, Gedichte. Leipzig 1875. S. 368.

1. Die Nacht war kaum verblühet;
Nur eine Lerche ſang
Die ſtille Nacht entlang.
Wen grüßt ſie ſchon ſo frühe?

2. Und draußen in dem Garten
Die Bäume übers Haus
Sahn weit ins Land hinaus,
Als ob ſie wen erwarten.

3. In feſtlichen Gewanden
Wie eine Kinderſchar,
Tauperlen in dem Haar,
Die Blumen alle ſtanden.

4. Ich dacht': „Ihr kleinen Bräute,
Was ſchmückt ihr euch ſo ſehr?"
Da blickt die eine her:
„Still, ſtill, 's iſt Sonntag heute!

5. Schon klingen Morgenglocken;
Der liebe Gott nun bald
Geht durch den ſtillen Wald."
Da kniet' ich froh erſchrocken.

B. Weihnachten.

Joſeph Freiherr von Eichendorff, Gedichte. Leipzig 1875. S. 368.

1. Markt und Straßen ſtehn verlaſſen,
Still erleuchtet jedes Haus.
Sinnend geh' ich durch die Gaſſen,
Alles ſieht ſo feſtlich aus.

2. An den Fenſtern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geſchmückt.
Tauſend Kindlein ſtehn und ſchauen,
Sind ſo wunderſtill beglückt.

3. Und ich wandre durch die Mauern
Bis hinaus ins freie Feld;
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie ſo weit und ſtill die Welt!

4. Sterne hoch die Kreiſe ſchlingen;
Aus des Schneees Einſamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

Vergleichung.

I. **Ähnlichkeiten.** Heilige Stille und Weihe eines Feiertages! Der Dichter geht einſam durch die ſtille, weite Welt. Erwartung und Freude begrüßen überall einen hohen Gaſt, der dem Tage die Weihe geben ſoll. Alles ſtimmt zur Andacht. Der Dichter fühlt ein „ſüßes Grauen" im Herzen und ein „geheimes Wehen" um ſich. Die Andacht hebt ſeine Seele zu Gott empor.

II. **Verſchiedenheiten.** 1. Zeit und Ort. In A ein Sonntagmorgen auf dem Lande, in B ein Weihnachtsabend in der Stadt. A führt uns aus dem Felde in den Garten zu den Bäumen und Blumen, B über den Markt durch die Straßen und Gaſſen der Stadt an erleuchteten und geſchmückten Fenſtern vorüber, aus den Mauern auf das weite Schneefeld.

2. Perſonen. In A ſind die Nacht, die Lerche, die Bäume und die Blumen als Perſonen gedacht, in B die Mutter, die Kinder, die Stadt und die Sterne dargeſtellt, wie ſie wirklich ſind. — In A fragt der Dichter die Lerche: Wen grüßeſt du ſchon ſo früh? die Bäume: Wen erwartet ihr? die Blumen: Was ſchmückt ihr euch ſo ſehr? Als er die Antwort erhält: Heute iſt's Sonntag; die Morgenglocken verkünden das Nahen des lieben Gottes! da fällt er froh erſchrocken (durch das Unerwartete erſchreckt und durch die hohe Freude beglückt) auf die Knie. In B ſieht der Dichter die ſtillen Straßen, die glücklichen Mütter und Kinder, das weite, einſame Schneefeld, die Sterne hoch am Himmel, den Glanz von oben und hört ein wunderbares Singen; da durchbebt ein heiliger Schauer ſein

Herz, und er stimmt in die Worte des Weihnachtsgesanges ein: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!

3. Gedanken. In A verblühet die Nacht (in der Morgenröte) wie die wunderbare, riesige Seerose, Victoria regia, die in der Nacht blüht und duftet, am Morgen aber sich schließt und unter das Wasser sinkt; in B geht ein Glänzen und Leuchten über den Himmel wie in der heiligen Weihnacht, da plötzlich ein Licht vom Himmel die Hirten umleuchtete. In A grüßt die Lerche in der Morgenfrühe den Herrn des Sonntags, in B klingt ein wundervolles Singen aus der Einsamkeit des Schneefeldes wie in jener heiligen Nacht, da die Menge der himmlischen Heerscharen sang: Ehre sei Gott in der Höhe usw. In A schauen die hohen Bäume des Gartens erwartungsvoll wie mit aufgereckten Häuptern über das Haus hinweg nach dem hohen Gaste; in B ziehen die Sterne hoch am Himmel ihre Kreise und schwingen sich gleichsam vor Freude. In A stehen die Blumen in festlichen Kleidern mit Tauperlen im Haar gleich einer Kinderschar, die den König empfangen will, erwartungsvoll da; in B sehen tausend Kinder still beglückt auf das bunte Spielzeug, das ihnen die Liebe der Mutter geschmückt hat. In A redet der Dichter mit den lieblichen Blumenbräuten, in B geht er sinnend durch die Stadt in das Feld. In A wird Gott von allen Geschöpfen im festlichen Schmuck erwartet, in B ist die Stadt zu Ehren des heiligen Christes festlich geschmückt. In A verkünden die Morgenglocken, in B der wunderbare Gesang über dem Schneefelde die heilige Nähe Gottes.

4. Grundgedanke. In A frohe und doch bange Erwartung der Nähe Gottes am Sonntagmorgen, in B selige Freude über die Erfüllung der Weihnachtshoffnung.

III. **Aufgaben.** 1. Welche Lieder, Sprüche und Geschichten haben wohl dem Dichter beim Dichten der beiden innigen Lieder in der Seele gelegen? (Jesu Einzug in Jerusalem. Die zehn Jungfrauen, die den Bräutigam erwarten. „Da merkte Elias, daß der Herr vorüberging." Die Weihnachtsgeschichte. O du fröhliche —! O wunderbares, tiefes Schweigen —!) 2. Ein Sonntagsmorgen (nach dem Gedichte)! 3. Ein Weihnachtsabend im Freien (nach dem Gedichte)! 4. Was enthält „O wunderbares, tiefes Schweigen —" Verwandtes? Fr. P.

Joseph von Eichendorffs dichterische Eigenart.

Aus der reichen Fülle der Eichendorffschen Dichtungen ist nur eine kleine Zahl in unsere Lesebücher übergegangen, doch genug, daß man daran seine Eigenart erkennen kann.

I. A. Inhalt. 1. Als echter Romantiker wendet E. seinen Blick rückwärts auf das deutsche Mittelalter und singt wieder im Anschluß an das Volkslied der „fahrenden Leute" helljubelnde Lieder vom Wandern (Der frohe Wandersmann, Reiselied, Morgengebet). Das Besondere seiner Wanderlieder ist nun, daß der Frohsinn, der aus dem Wandern quillt, und der Naturſinn, der beim Wandern sich liebevoll in die Natur vertieft, religiös verklärt werden: das Wandern selbst eine Gunst Gottes, der Anblick des Himmels und der Erde eine Mahnung zum Gottvertrauen! Alles, was des Wanderers Auge erschaut, vom Bächlein an aufwärts bis zum Himmelsdom, verlebendigt sich der dichterischen Anschauungskraft. —

Das ganze Leben erscheint E. als Wanderung über den Strom der Zeit zum Herrn der Ewigkeit (Morgengebet). Dabei sind ihm Erde und Himmel nicht etwa unüberbrückbar geschiedene Welten; auf seiner Wanderung durchs Leben steht er mit Gott in stetem Verkehr durch seine Gedanken und Lieder (Reiselied), weil diese himmlischen, nicht irdischen Ursprungs sind. — Diese Mischung von Irdischem und Göttlichem, diese religiös verklärte Welt- und Naturanschauung in E.s Liedern ist so einfach, so innig, daß sie nirgends gesucht und unnatürlich erscheint.

2. Das gilt auch von seinen Waldliedern (Abschied vom Walde, Der Jäger Abschied), die von der vorigen Gruppe abzutrennen sind, weil E. als Dichter uns über den deutschen Wald etwas Neues, Besonderes zu sagen hat, was seine Vorgänger mit ihren Dichteraugen noch nicht erschauten. Der Wald ein Meisterbau Gottes (vgl. auch „Buchenhallen" im „Reiselied"), ein wallendes, kühles Banner, die Heimat des Dichters und frommer Sagen, Ort eines stillen Gelübdes), das deutsche Panier (Der Jäger Abschied); die Andachtsstätte des Dichters in Freud' und Leid, ein grünes Zelt, das die vielgeschäftige Welt ausschließt und in seiner Herrlichkeit das Erdenleid verscheucht, ein Buch voll stiller, ernster Worte, das mit seinem gewaltigen Ernste auch in der Erinnerung noch auf des Dichters Herz einwirkt (Abschied vom Walde): welche Fülle anschaulicher Vorstellungen! Durch E. sind sie Gemeingut des deutschen Volkes geworden, durch ihn hauptsächlich unter den Romantikern haben wir uns den deutschen Wald für Herz und Phantasie neu erobert.

3. Die beiden religiösen Lieder (Sonntag, Weihnachten) tragen den Charakter der innigen Verschlingung religiöser und Natur-Motive in verstärktem Maße. Dem Dichter erscheint bei der Feier des Sonntags und des Weihnachtsfestes die ganze Welt wie eine einzige, große, feiernde Gemeinde Gottes. In „Sonntag" feiern die Lerche, die Bäume am Hause, die Blumen, der Wald, die Morgenglocken, der Mensch; mitten unter ihnen der, dem die Feier gilt, durch den stillen Wald schreitend der liebe Gott (zu dem echt volkstümlichen Attribut vgl. Luther, Sendbrief vom Dolmetschen: „Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich feines Wort das ist ... der liebe Gott, der liebe Kaiser"). Ähnlich in „Weihnachten"!

4. Von den epischen oder episch-lyrischen Dichtungen (Loreley, Die zwei Gesellen, Das zerbrochene Ringlein) trägt die bekannteste, „Das zerbrochene Ringlein", am deutlichsten das Gepräge des Volksliedes an sich nach der Wahl des Themas — Untreue in der Liebe — und Art der Behandlung.

B. Form. 1. E.s Gedichte sind nach einem Worte Ad. Sterns (Gesch. der neueren Lit. V 464) „von einem sprachlichen Wohllaute, der beinahe selbst schon Musik ist". Als sprachliche Mittel verwendet der Dichter: klangvolle Vokale, Stabreime (z. B. Der frohe Wandersmann, Str. 1 und 3), Binnenreime (vgl. Die zwei Gesellen), viele eigenartige Bilder, Anaphora (z. B. Das zerbrochene Ringlein: „Ich möcht'" — dreimal), kennzeichnende Beiwörter (z. B. in einem kühlen Grunde: dies eine Eigenschaftswort läßt mit einem Schlage den tiefeingeschnittenen Talgrund mit seinem Wiesenteppich, dem plätschernden Bach und dem stillen Mühlenteich vor das Auge treten; ähnlich „stille Feuer", „dunkle Nacht"), Antithese (nicht in der scharf geschliffenen Form, die Schiller liebt; z. B. Reiselied Str. 6, Abschied Str. 1, Die zwei Gesellen Str. 1 und 2 gegen Str. 3—5).

2. Die Reinheit des Reimes wird mit großer Sorgfalt gewahrt. Im „Zerbrochenen Ringlein" verwendet E. die Assonanz, um den Klang des Volksliedes nachzuahmen. — Als ein vortreffliches Beispiel für die Weise, wie E. sprachliche und rhythmische Mittel zu gebrauchen versteht, mag Str. 4 des Gedichtes „Die zwei Gesellen" erwähnt werden: die vollen Reimvokale, die Mittelwörter auf —end als bezeichnende Attribute, die Ruhelosigkeit im Aufbau des Satzes, der erst am Strophenende zum Abschluß kommt, die Häufungen der unbetonten Silben — alles malt aufs anschaulichste das bewegte Locken der „tausend Stimmen".

II. E. stellt sich uns in seinen Dichtungen als ein klarer, ruhevoller Charakter dar, der den drei Welten um uns — Natur, Menschenleben, Gott — mit wunderbar geschlossener, einheitlicher Anschauung gegenübersteht. Das Band, das diese Einheit herstellt, ist seine religiöse Betrachtungsweise, die in den bekannteren Liedern nicht den spezifisch katholischen Standpunkt vertritt und selbst in der Abkehr von der „geschäftigen, stets betrogenen Welt" nicht weltflüchtiges Mönchtum predigt. Mag dem Dichter auch die Kraft hinreißender Leidenschaft fehlen — das zeigt sich z. B. in seinen Liedern aus den Jahren 1812 und 1813 —, mag eine „träumerisch-weiche Stimmung" (Stern a. a. O.) über manchem seiner Gedichte liegen, in anderen der Schmerz und die Freude leise gedämpft erscheinen: in dieser Geschlossenheit des Charakters, in dieser herzlichen Freude an den Wundern Gottes, in diesem innigen Gottvertrauen kann er uns vorbildlich sein; er kann uns auch lehren, mit welchen Augen wir die Natur und die Menschen betrachten sollen — in der Welt und doch der Unruhe der Welt fern. Dr. P.

II. Epiſche Poeſie.

A. Fabeln, Parabeln, Legenden und Sagen.

41. Der Bauer und ſein Sohn.

Chriſtian Gellert, Fabeln und Erzählungen. II. Teil. Leipzig 1748. S. 36.

Ein guter, dummer Bauernknabe,
den Junker Hans einſt mit auf Reiſen nahm,
und der trotz ſeinem Herrn mit einer guten Gabe,
recht dreiſt zu lügen, wiederkam,
ging kurz nach der vollbrachten Reiſe
mit ſeinem Vater über Land.

I. **Ziel.** Hört eine Erzählung von einem dumm-dreiſten Lügner!

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. a) V. 1—16. Die dummprahleriſche Lüge des heimgekehrten Bauernknaben Fritz. V. 2: Junker, entſtanden aus mhd. junc-herre = Sohn eines adligen Gutsherrn (ſo noch im 18. Jahrh.). b) V. 17—27. Seines Vaters Warnung vor der Wunderbrücke. V. 19: zum Exempel = zum Beiſpiel. — jetzt under: Aus mhd. ie-zuo („je immer zu, d. i. vom Augenblicke bis zu einem beſtimmten Zeitpunkte") entſtand neben andern Formen das erweiterte jetzund (die zweite Silbe hat nichts mit dem Bindeworte und zu tun), hieraus mit angeſchmolzenem her: jetzunder. V. 24. Es ſoll dort nicht gar zu richtig ſein = es ſoll dort nicht gerade mit natürlichen Dingen zugehen, es ſoll ſpuken. c) V. 28—49. Des Lügners Angſt vor der Brücke und die allmähliche Zurücknahme der Lüge. V. 39: richteriſch = als Richter auftretend. V. 41: redte (im Reim auf „hätte" mit kurzem e zu ſprechen) iſt Zuſammenziehung von redete, wie du redſt, er redt = du redeſt, er redet; dieſe Zuſammenziehungen waren noch im 18. Jahrh. gebräuchlich, werden aber in unſerer heutigen Schriftſprache nicht mehr verwandt. V. 47: dergleichen iſt Gen. Plur. zu „das Gleiche", mhd. gelîche (ſubſtantivierte ſchwache Form des urſprünglichen Adjektivs), bedeutet alſo ſo viel wie „dieſer Art"; hier ſteht der erſtarrte Genetiv adjektiviſch = einen ſolchen Hund.

Der Dichter bricht ſeine Erzählung ab; welche Frage läßt er aber offen? „Iſt Fritz nun von ſeiner Lügenſucht geheilt?" Vielleicht genügt künftig ein kurzer Wink des Vaters: „Fritz, denk an die Lügenbrücke!" — ihn zur Beſinnung zu bringen.

2. Die handelnden Perſonen. a) Der Bauernknabe Fritz ſtammt aus einem ſächſiſchen Dorfe, in dem ein adliger Gutsherr ſeinen Sitz hat. Deſſen Sohn iſt, wie das im 18. Jahrh. Sitte war, auf Reiſen ins Ausland gegangen, z. B. nach Holland mit ſeiner Reſidenz Haag und nach Frankreich, dem Hauptziel dieſer Reiſenden —, um „feinere Bildung" zu lernen; aus ſeinem heimatlichen

Dorfe hat er als Bedienten Fritz mitgenommen. Als Reisegewinn bringt Fritz eine Sucht, prahlerisch zu lügen, heim. (Mit wenigen Strichen zeichnet Gellert ein Kulturbildchen aus dem 18. Jahrh.) Der Dichter selbst kennzeichnet ihn mit den Worten: „ein guter, dummer Bauernknabe". Gutmütig ist er; mit seinen Lügen schadet er anderen nicht, nur sich selbst. Und daß er dumm ist, läßt uns der Dichter auf Schritt und Tritt sehen. Er glaubt seinem Vater die Lüge von dem pferdegroßen Hunde aufbinden zu können, stockt einen Augenblick bei Nennung des Ortes, wo er den Hund gesehen haben will („einen Hund bei — Haag"), bezeichnet den Ort genauer mit den törichten Worten: „hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt", glaubt seinem Vater die Mär von der Lügenbrücke, hat Angst vor dieser Brücke, geht langsamer, nimmt seine Lüge in mehreren Ansätzen — nicht in kluger, mutiger Entschlossenheit auf einmal — zurück (Pferd — Ochse — größer als ein Kalb — Hund), hält seinen Vater an, wagt nicht mit der Lüge über die Brücke zu gehen und denkt, daß er durch sein Eingeständnis die Lüge ungeschehen machen könne. — Der Dichter charakterisiert Fritz durch seine Sprechweise: sie ist zunächst weitläuftig, voller Beteuerungen; in seiner Angst redet er aber in kurzen, zerhackten Sätzen.

b) Der Vater, ein Bauer, nimmt die dummdreiste Lüge mit Ruhe auf, übertrumpft sie in schalkhafter Treuherzigkeit mit seiner Erzählung von der Lügenbrücke und schweigt sich gegenüber den weiteren ängstlichen Reden des Sohnes ganz aus; wir möchten aber glauben, daß aus seinen Augen um so lebhafter der Schalk redet. Er spricht bedächtig, mit einer gewissen Breite und Umständlichkeit (beachte die eingeschobenen Sätze!), weiß aber hierdurch die Spannung zu erregen und zu steigern und schließt geschickt mit einer Spitze. So kennzeichnet ihn der Dichter glücklich durch seine Sprechweise. Dr. P.

42. Zwei Rätsel.

Friedrich Schiller, Sämmtliche Werke. Stuttgart und Tübingen 1847. Bd. I, S. 314 u. 317.

I.

1. Von Perlen baut sich eine Brücke
hoch über einen grauen See;
sie baut sich auf im Augenblicke,
und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

2. Der höchsten Schiffe höchste Masten
ziehn unter ihrem Bogen hin,
sie selber trug noch keine Lasten
und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

3. Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
sowie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
und wer sie künstlich hat gefügt!

1. Vermittlung der Lösung. Eine seltsame Art von Brücke soll erraten werden. Was wißt ihr von einer gewöhnlichen Brücke? Sie wird gebaut — in langem Zeitraume — über einen Strom — von einem Baumeister — aus Steinen — in einem oder mehreren flachen Bogen. Sie trägt schwere Lasten; wir können darauf treten; sie bleibt, wie auch der Strom zu- oder abfließt; Schiffe mit Masten können nicht unter ihren Bogen durchfahren.

Die Brücke, die wir suchen, hat folgende Merkmale: Sie wird in einem Augenblick gebaut — und zwar aus Perlen (Wie sehen diese aus? Wie glitzernde Wassertropfen.); — einen Baumeister sieht niemand; sie spannt sich über einen grauen See; sie bildet einen hochgeschwungenen Bogen, der schwindelnd,

d. h. hoch und steil, in die Höhe steigt, und durch den Schiffe mit den höchsten Masten fahren, ohne anzustoßen; sie trägt keine Lasten; sie flieht, wenn man sich nähert, um ihre farbenprächtigen Perlen besser zu beschauen; sie entsteht, wenn das Wasser kommt, und verschwindet, wenn dies fortgeht. Was also hat die gesuchte Brücke mit einer gewöhnlichen nur gemein? (Den Bogen.) Wie wird nun die Brücke (oder der Brückenbogen) heißen? (Regenbogen.)

2. Nachweis, daß die Auflösung richtig ist. Die Perlen sind die Regentropfen; der graue See ist eine Regenwolke. Der Regenbogen entsteht im Nu durch die Stellung der Sonne zur Regenwolke und verschwindet, wenn sich diese Stellung ändert. Der Bogen steht scheinbar mit den Enden auf der Erde und mit dem höchsten Punkte hoch oben am Himmel, höher als Türme und Schiffsmasten. Eine Last kann er nicht tragen, und mit der Hand kann er nicht betastet werden, da er nur eine farbige Strahlenbrechung ist. Gott, der höchste Baumeister, läßt ihn kommen und verschwinden mit den Regenwolken. 1. Mos. 9, 13: „Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken —."

II.

1. Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
der kleinste Rahmen faßt es ein;
doch alle Größe, die dich rühret,
kennst du durch dieses Bild allein.

2. Und kannst du den Kristall mir nennen?
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
er leuchtet, ohne je zu brennen,
das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
in seinem wundervollen Ring,
und doch ist, was er von sich strahlet,
noch schöner, als was er empfing.

1. Vermittlung der Lösung. Ein Bild und zwar in Form eines Kristalls wird gesucht. Wo entsteht ein Bild? (Auf einem Grunde von Leinwand, Papier, Glas, Porzellan usw.) Wodurch erhält es Glanz? (Durch Farben.) Wann sieht man's deutlich? (Bei rechtem Lichte.) Warum kann sich die Szene nicht ändern? Was geschieht im Laufe der Zeit mit allen Bildern? Wie sind Bilder, die Vieles und Großes darstellen? (Groß.) Ihr Rahmen? — Unser Bild hat einen zarteren Grund als Leinwand und Glas, hat selber Licht und Glanz in sich, verändert beständig die Szenen, bleibt immer frisch, stellt auf dem kleinsten Raume im engsten Rahmen das Größte dar. Was unser Herz rührt, hat zuvor auf dem Bilde gestanden und ist so in die Seele gedrungen.

Es hat die Form eines ringförmigen Kristalls, ist wertvoller als alle Edelsteine der Welt, strahlt licht und hell ohne Feuer, nimmt die Bilder des Weltalls und des Himmels auf, strahlt aber auch das Beste und Schönste wieder aus, was Himmel und Erde enthält. Wie heißt das herrliche Bild auf dem kostbaren Kristall? (Das Auge.)

2. Nachweis, daß die Rätsel-Auflösung richtig ist. Was ist der zarte Grund, Licht und Glanz (Goethe schrieb dem Auge eine sonnenhafte, selbstleuchtende Natur zu), der Wechsel der Bilder, die Frische und Ganzheit derselben, der engste Raum, der kleinste Rahmen, die Größe, die uns rührt, der Kristall, der unendliche Wert, das Licht ohne Feuer, das Einsaugen des Weltalls, der wundervolle Ring, das Ausstrahlen des Schönsten (der rechten Liebe)?

3. Aufgabe. In derſelben Weiſe iſt das in den meiſten Leſebüchern befindliche Rätſel vom geſtirnten Himmel („Auf einer großen Weide gehen viel tauſend Schafe ſilberweiß") zu löſen. Fr. P.

43. Der Brunnen des Verderbens.

Friedr. Rückert, Werke. Leipzig und Wien, Bibl. Inſtitut. Bd. I 287.

Es ging ein Mann im Syrerland,
führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Tier mit grimmigen Gebärden
urplötzlich anfing ſcheu zu werden
und tat ſo ganz entſetzlich ſchnaufen,
der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen ſah
von ungefähr am Wege da.
Das Tier hört' er im Rücken ſchnauben,
das mußt' ihm die Beſinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
er ſtürzte nicht, er ſchwebte noch.
Gewachſen war ein Brombeerſtrauch
aus des geborſtnen Brunnens Bauch;
daran der Mann ſich feſt tat klammern
und ſeinen Zuſtand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und ſah
dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
das ihn wollt' oben faſſen wieder.
Dann blickt' er in den Brunnen nieder;
da ſah am Grund er einen Drachen
aufgähnen mit entſperrtem Rachen,
der drunten ihn verſchlingen wollte,
wenn er hinunter fallen ſollte.
So ſchwebend in der beiden Mitte —
da ſah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerſpalte ging
des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
da ſah er ſtill ein Mäuſepaar,
ſchwarz eine, weiß die andre war.
Er ſah die ſchwarze mit der weißen
abwechſelnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zauſten, gruben, wühlten,
die Erd' ab von der Wurzel ſpülten:
und wie ſie rieſelnd niederrann,
der Drach' im Grund aufblickte dann,
zu ſehn, wie bald mit ſeiner Bürde
der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angſt und Furcht und Not,
umſtellt, umlagert und umdroht,
im Stand des jammerhaften Schwebens,
ſah ſich nach Rettung um vergebens.
Und da er alſo um ſich blickte,
ſah er ein Zweiglein, welches nickte
vom Brombeerſtrauch mit reifen Beeren;
da konnt' er doch der Luſt nicht wehren.
Er ſah nicht des Kameles Wut
und nicht den Drachen in der Flut
und nicht der Mäuſe Tückeſpiel,
als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Tier von oben rauſchen
und unter ſich den Drachen lauſchen
und neben ſich die Mäuſe nagen,
griff nach den Beerlein mit Behagen,
ſie deuchten ihm zu eſſen gut,
aß Beer' auf Beerlein wohlgemut,
und durch die Süßigkeit im Eſſen
war alle ſeine Furcht vergeſſen.

Du fragſt: „Wer iſt der töricht' Mann,
der ſo die Furcht vergeſſen kann?"
So wiſſ', o Freund, der Mann biſt du!
Vernimm die Deutung auch dazu:
Es iſt der Drach' im Brunnengrund
des Todes aufgeſperrter Schlund;
und das Kamel, das oben droht,
es iſt des Lebens Angſt und Not.
Du biſt's, der zwiſchen Tod und Leben
am grünen Strauch der Welt mußt ſchweben.
Die beiden, ſo die Wurzel nagen,
dich ſamt den Zweigen, die dich tragen,
zu liefern in des Todes Macht,
die Mäuſe heißen Tag und Nacht.
Es nagt die ſchwarze wohl verborgen
vom Abend heimlich bis zum Morgen;
es nagt vom Morgen bis zum Abend
die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwiſchen dieſem Graus und Wuſt
lockt dich die Beere Sinnenluſt,
daß du Kamel, die Lebensnot,
daß du im Grund den Drachen Tod,
daß du die Mäuſe Tag und Nacht
vergiſſeſt und auf nichts haſt acht,
als daß du recht viel Beerlein haſcheſt,
aus Grabes Brunnenritzen naſcheſt.

I. **Kernfragen.** Wie zeigte ſich die Wut des ſcheu gewordenen Kamels? Wie rettete ſich der Mann? Warum wurde er nicht die Beute des raſenden Kamels und des rachenaufſperrenden Drachen? Welche Unterſchiede ſind zwiſchen nagen, zauſen, graben, wühlen, ſpülen? Warum war die Arbeit der Mäuſe ge-

fahrdrohend? Worin bestand die dreifache Not des Mannes? Wie zeigte er seinen Leichtsinn? Warum sagt der Dichter Rückert zu uns wie einst der Prophet Nathan zu David: Du bist der Mann? Warum heißen die Ergötzungen der Sinne „Beeren, aus Grabes Brunnenritzen genascht"? (Weil sie jenen Beeren aus den Mauerritzen des Brunnens gleichen, in dem der Arme lebendig begraben war. Sie locken wie Beeren, wachsen gleichsam aus dem Grabe, betören den Menschen und lassen ihn vergessen, daß er im „Leibe des Todes" wandelt.)

II. **Vertiefung.** 1. Charakter des Mannes. Zeige aus dem Gedicht, wie der Mann flüchtig, kopflos, gewandt, bejammernswert, von drei Seiten bedroht, lüstern und leichtsinnig war! Zähle auf, was er alles getan hat! (Er führte das Kamel, entlief vor dem wütenden Tiere, sah einen Brunnen, kroch hinein, klammerte sich an einen Brombeerstrauch der Mauer, schwebte zwischen Himmel und Erde, bejammerte seinen Zustand usw.)

2. Gedankengang. a) Ein Kamelführer muß vor seinem wütend gewordenen Tiere flüchten. b) Er rettet sich in einen Brunnen und klammert sich an einen Brombeerstrauch der Mauer. c) Über ihm droht das wütende Kamel, d) unter ihm im Wasser ein Drache mit aufgesperrtem Rachen, und e) in der Mauer nagen zwei Mäuse die Wurzeln des Strauches los. f) Verzweifelt sieht er sich nach Rettung um. g) Da bemerkt er reife Beeren am Strauche, genießt sie mit Behagen und vergißt darüber alle Angst und Not. h) Dem törichten Manne gleichen die leichtsinnigen Genußmenschen. Der Brunnenschacht ist die Welt, das Sträuchlein das Erdenleben, der Drache der Tod, das Kamelhaupt sind Angst und Sorgen des Lebens, die Mäuse Tag und Nacht und die Beeren der Sinnengenuß.

Grundgedanke. Der Mensch steht täglich in Gefahr des Todes, und doch vergißt er oft über dem Sinnesgenuß Tod, Gericht und Ewigkeit.

3. Dichtungsart. Das Gedicht ist eine Parabel oder ein Gleichnis. Durch eine Erzählung aus dem Leben der Menschen oder der Natur werden uns höhere, himmlische Wahrheiten veranschaulicht. Die schönsten und die tiefsinnigsten Parabeln sind die Gleichnisse Jesu. Parabeldichter sind Krummacher, Herder, Rückert u. a.

III. **Verwertung.** 1. Mahnungen für Herz und Leben. „Heut' lebst du, heut' bekehre dich; eh' morgen kommt, kann's ändern sich." — Hebr. 3, 7. 8: „Heute, so ihr hören werdet seine Stimme, so verstocket eure Herzen nicht." — Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft. — Fliehet die Sinnenlust und schickt das Herz dahinein, wo ihr ewig wünscht zu sein!

2. Verwandtes. Uhlands „Kapelle". — Holbeins Gemälde: Der Totentanz. — Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen. — Der Wanderer in der Sägemühle. — Absalom am Eichbaume. — Der Prophet Jonas. — Waldmännchen, das Tollkirschen aß. — Der reiche Narr im Evangelium Luk. 12, 20.

3. Aufgaben. a) Welche Gefahren umlagerten den Mann in des Brunnens Bauch? — b) Wann gleiche ich dem törichten Manne? — c) Was tat der Mann, das Kamel, der Drache, das Mäusepaar, der Strauch? — d) Was bedeuten die Ausdrücke: aufgähnen mit entsperrtem Rachen, im Stand des jammerhaften Schwebens, der Mäuse Tückespiel, des Todes aufgesperrter Schlund?

Fr. P.

44. Die Kreuzſchau.

Adelbert von Chamiſſo, Werke. Leipzig, Bibl. Inſtitut. Bd. I 343.

1. Der Pilger, der die Höhen überſtiegen,
ſah jenſeits ſchon das ausgeſpannte Tal
in Abendglut vor ſeinen Füßen liegen.

2. Auf duft'ges Gras im milden Sonnenſtrahl
ſtreckt' er ermattet ſich zur Ruhe nieder,
indem er ſeinem Schöpfer ſich befahl.

3. Ihm fielen zu die matten Augenlider,
doch ſeinen wachen Geiſt enthob ein Traum
der ird'ſchen Hülle ſeiner trägen Glieder.

4. Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
zu Gottes Angeſicht, das Firmament
zu ſeinem Kleid, das Land zu deſſen Saum.

5. „Du wirſt dem, deſſen Herz dich Vater nennt,
nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
wenn ſeine Schwächen er vor dir bekennt.

6. Daß, wen ein Weib gebar, ſein Kreuz hienieden
auch duldend tragen muß, ich weiß es lange,
doch ſind der Menſchen Laſt und Leid verſchieden.

7. Mein Kreuz iſt allzuſchwer; ſieh, ich verlange
die Laſt nur angemeſſen meiner Kraft;
ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."

8. Wie er ſo ſprach zum Höchſten kinderhaft,
kam brauſend her der Sturm, und es geſchah,
daß aufwärts er ſich fühlte hingerafft.

9. Und wie er Boden faßte, fand er da
ſich einſam in der Mitte räum'ger Hallen,
wo ringsum ſonder Zahl er Kreuze ſah.

10. Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgeſpeichert iſt das Leid; du haſt
zu wählen unter dieſen Kreuzen allen."

11. Verſuchend ging er da, unſchlüſſig faſt,
von einem Kreuz zum anderen umher,
ſich auszuprüfen die bequemre Laſt.

12. Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu ſchwer,
ſo ſchwer und groß war jenes andere nicht,
doch, ſcharf von Kanten, drückt' es deſto mehr.

13. Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
das lockt' ihn, unverſucht es nicht zu laſſen;
dem goldnen Glanz entſprach auch das Gewicht.

14. Er mochte dieſes heben, jenes faſſen,
zu keinem neigte noch ſich ſeine Wahl,
es wollte keines, keines für ihn paſſen.

15. Durchmuſtert hatt' er ſchon die ganze Zahl —
verlorne Müh'! Vergebens war's geſchehen!
Durchmuſtern mußt' er ſie zum andernmal.

16. Und nun gewahrt' er, früher überſehen,
ein Kreuz, das leidlicher ihm ſchien zu ſein,
und bei dem einen blieb er plötzlich ſtehen.

17. Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß.
„Herr", rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!"

18. Und wie er's prüfend mit den Augen maß, —
es war dasselbe, das er sonst getragen,
wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Das Kreuz war bei den Römern ein Marterwerkzeug aus zwei rechtwinkelig zusammengefügten Balken, an welchem die Verbrecher einen qualvollen Tod erlitten. Seitdem Christus am Kreuze gestorben, ist das Kreuz zum Symbol der Christen geworden, zum Zeichen, in dem die Welt erlöset ward. Wie das Kreuz der Inbegriff von Christi Leiden war, so bezeichnen wir alle Leiden und Lasten, die wir um des Glaubens willen tragen, als unser Kreuz. Wir sollen dem Heiland das Kreuz nachtragen, wie Simon von Kyrene tat, d. h. wir sollen alle Leiden und Verfolgungen um seinetwillen geduldig tragen. (Luk. 9, 23: Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach.)

Die frommen Pilger, welche nach den heiligen Stätten im Morgenlande zogen, wollten dem Heilande auch darin nachfolgen, daß sie sich allerlei Lasten und Beschwerden auflegten; so nahmen sie z. B. ein Kreuz auf ihre Schulter, um durch Selbstpeinigung das Leiden des Herrn nachzuahmen, das Fleisch zu ertöten und ihr Verdienst zu erhöhen. Jeder Mensch, der vom Weibe geboren ist, gleicht den Pilgern, denn auch er wandert nach einer heiligen Stätte, nach dem Jerusalem droben, und trägt seine Last. Dem einen nagt still und heimlich ein bittres Leid am Herzen; der andere trägt, allen sichtbar, irgendeine Last auf seinen Schultern. Jeder meint, seine Last sei die größte, sein Druck der schwerste, sein Zwang der härteste, und seufzt und klagt darob.

In der schönen Parabel „Die Kreuzschau" zeigt uns der Dichter Chamisso, wie weise der Vater im Himmel jedem seine Bürde ausgewählt hat.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. I. Die Rast des Pilgers (Str. 1—2). Str. 1: Der Pilger schaut abends von der Höhe in das Tal hinab. Str. 2: Er legt sich betend zur Ruhe nieder.

II. a) Sein Traum (Str. 3—4). Str. 3: Ein Traum entführt seinen Geist der Hülle des Leibes. Str. 4: Er sieht den Herrn in seiner Herrlichkeit (Firmament = Himmelsgewölbe).

b) Sein Gebet (Str. 5—7). Str. 5: Er bekennt dem Herrn seine Schwächen, Str. 6: gesteht, daß jeder Mensch Lasten und Leiden zu tragen habe (hienieden = hier unten, auf Erden), Str. 7: beklagt sich aber über sein allzuschweres Kreuz.

c) Seine Entrückung in die Kreuzeshalle (Str. 8—10). Str. 8: Ein Sturmwind entführt ihn durch die Luft (kinderhaft = nach Art der Kinder, kindisch), Str. 9: setzt ihn in einer Halle mit vielen Kreuzen nieder (räumig = geräumig), Str. 10: und eine Donnerstimme fordert ihn auf, sich eins von den Kreuzen zu wählen.

d) Die Musterung der Kreuze, Kreuzschau (Str. 11—15). Str. 11: Er sucht nach der bequemsten Last, Str. 12: findet das eine Kreuz zu groß, das andere zu schwer, das dritte zu scharfkantig. Str. 13: Ein goldglänzendes lockt

ihn, erweist sich aber als besonders schwer. Str. 14: Er kommt zu keiner Wahl. Str. 15: Zum zweitenmal beginnt er die Wanderung und Musterung.

e) Seine Wahl (Str. 16—18). Str. 16: Ein bisher übersehenes Kreuz erscheint ihm leidlicher (erträglicher) als die andern. Str. 17: Er wählt es als seiner Kraft angemessen. Str. 18: Er erkennt darin bei näherer Prüfung sein eigenes, das er hinfort geduldig trägt (sich vermaß = sich erkühnte).

2. Grundgedanken. Gott hat jedem Menschen als Erziehungs- und Läuterungsmittel eine besondere Last nach seiner Kraft und seinem Bedürfnis aufgelegt. Jeder findet seine Bürde schwerer als die anderer und klagt darüber. Würde es ihm gestattet, mit andern zu tauschen und ihre Lasten zu versuchen, so würde er gerne wieder die eigene als die passendste und leichteste zurückwünschen und sie hinfort geduldig und gottergeben tragen.

3. Charakter des Pilgers. Er ist müde vom Wandern, ermattet von des Tages Hitze und seiner Last, streckt sich ruhebedürftig in das Gras, befiehlt sich fromm im Gebete seinem Gott, träumt mit geschlossenen Augen, aber wachen Geistes, sieht sich der Erde entrückt, bekennt demütig dem Herrn seine Schwächen, klagt kinderhaft, d. h. wie die Kinder ohne Einsicht, über den unerträglichen Druck seiner Lebensbürde, beschaut und prüft vorsichtig die Kreuze, durchmustert sie zweimal unschlüssig, wählt endlich verständig das eigene Kreuz als das geeignetste und trägt es fortan geduldig.

4. Eigentümlichkeiten in der Form. Wachen und Träumen, Irrtum und Wahrheit, Gleichnis und Wirklichkeit greifen ineinander wie die Glieder einer Kette. Die Klage im wachen Zustande klingt im Traume weiter; die Belehrung im Traume wird zur Richtschnur für das weitere Leben; die Wahrheit des Gleichnisses verscheucht den Irrtum der Wirklichkeit. Dieses kettenartige Ineinandergreifen hat der Dichter sehr schön durch die eigentümliche Form der Terzine ausgedrückt. Über diese Strophenform s. den Anhang zu Teil II, 2!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Dein Leben sei eine Pilgerfahrt nach heiliger Stätte! Murre nicht über die Last, die dir Gott auflegt! — Beneide andere nicht um ihre scheinbar leichteren Lasten! Gott weiß besser als du, was dir wahrhaft heilsam ist! Dein Seufzen, Klagen und Murren macht deine Last nur schwerer. Trage sie geduldig, dann gereicht sie dir zum Segen!

2. Verwandtes. (Zu Str. 4.) 2. Mos. 24, 10: Sie sahen den Gott Israels. Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Saphir und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist. Jes. 66, 1: Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Fußbank. Ps. 104, 2: Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich. — (Zu Str. 5.) 1. Mos. 18, 27: Abraham sprach: Siehe, ich habe mich unterwunden, zu reden mit dem Herrn, wiewohl ich Erde und Asche bin. — (Zu Str. 6.) Gal. 6, 5: Ein jeglicher wird seine Last tragen. „Wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit." — (Zu Str. 7.) 1. Kor. 10, 13: Gott läßt euch nicht versucht werden über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr's könnet ertragen. Ps. 68, 20: Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. — (Zu Str. 8.) Hes. 3, 14: Da kam ein ungestümer Wind, hob mich auf und führete mich weg. Und ich fuhr dahin und erschrak sehr, aber des Herrn Hand hielt mich fest. Matth. 4, 1: Da ward Jesus vom Geiste in die Wüste ge-

führt. — (Zu Str. 18.) Ebr. 12, 2—13: Laſſet uns aufſehen auf Jeſum. — V. 11—13: Alle Züchtigung, wenn ſie da iſt, dünket ſie uns nicht Freude, ſondern Traurigkeit zu ſein; aber danach wird ſie geben eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet ſind. Darum richtet wieder auf die läſſigen Hände und die müden Knie und tut gewiſſe Tritte mit euren Füßen —. Gellerts Lied: „Auf Gott und nicht auf meinen Rat" — führt in vortrefflicher Weiſe den Grundgedanken der Parabel aus; ähnlich Georg Neumarks: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" —, Paul Gerhardts: „Befiehl du deine Wege" — und Paul Flemings: „In allen meinen Taten" —. Friedrich Wilhelm III. ſchrieb in ſeinem Teſtamente: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott." Fr. P.

45. Legende vom Hufeiſen.

J. W. Goethe. Werke. Berlin 1868. Bd. II 38.

Als noch verkannt[1]) und ſehr gering[2]) unſer Herr auf der Erde ging und viele Jünger ſich zu ihm fanden[3]), die ſehr ſelten ſein Wort verſtanden[4]), liebt' er ſich gar über die Maßen, ſeinen Hof zu halten[5]) auf der Straßen, weil unter des Himmels Angeſicht man immer beſſer und freier ſpricht. Er ließ ſie da die höchſten Lehren aus ſeinem heiligen Munde hören; beſonders durch Gleichnis und Exempel macht' er einen jeden Markt zum Tempel.[6]) — So ſchlendert' er in Geiſtes Ruh'[7]) mit ihnen einſt einem Städtchen zu[8]), ſah etwas blinken auf der Straß', das ein zerbrochen Hufeiſen was (war). Er ſagte zu Sankt Peter[9]) drauf: „Heb doch einmal das Eiſen auf!" Sankt Peter war nicht aufgeräumt[10]), er hatte ſoeben im Gehen geträumt ſo was vom Regiment der Welt, was einem jeden wohlgefällt[11]) — denn im Kopf hat das keine Schranken —, das waren ſo ſeine liebſten Gedanken. Nun war der Fund ihm viel zu klein, hätte müſſen Kron' und Zepter ſein; aber wie ſollt' er ſeinen Rücken nach einem halben Hufeiſen bücken? Er alſo ſich zur Seite kehrt und tut, als hätt' er's nicht gehört. — Der Herr nach ſeiner Langmut drauf hebt ſelber das Hufeiſen auf und tut auch weiter nicht dergleichen.[12]) Als ſie nun bald die Stadt erreichen, geht er vor eines Schmiedes Tür, nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür. Und als ſie über den Markt nun gehn, ſieht er daſelbſt ſchöne Kirſchen ſtehn, kauft ihrer ſo wenig oder ſo viel, als man für einen Dreier geben will, die er ſodann nach ſeiner Art ruhig im Ärmel aufbewahrt.[13])

Nun ging's zum andern Tor hinaus, durch Wieſ' und Felder ohne Haus, auch war der Weg von Bäumen bloß; die Sonne ſchien, die Hitz' war groß, ſo daß man viel an ſolcher Stätt' für einen Trunk Waſſer gegeben hätt'. Der Herr geht immer voraus vor allen, läßt unverſehens eine Kirſche fallen. Sankt Peter war gleich dahinter her, als wenn es ein goldener Apfel wär'; das Beerlein ſchmeckte ſeinem Gaum.[14]) Der Herr nach einem kleinen Raum ein ander Kirſchlein zur Erde ſchickt, wonach Sankt Peter ſchnell ſich bückt. So läßt der Herr ihn ſeinen Rücken gar vielmal nach den Kirſchen bücken. Das dauert eine ganze Zeit. Dann ſprach der Herr mit Heiterkeit: „Tätſt du zur rechten Zeit dich regen, hättſt du's bequemer haben mögen. Wer geringe Dinge wenig acht't, ſich um geringere Mühe macht."

I. **Erläuterungen.** [1]) Nicht als Gottes Sohn und Weltheiland erkannt. [2]) „Des Menſchen Sohn hat nicht, da er ſein Haupt hinleget." Lied: Lobt Gott, ihr Chriſten, allzugleich —. Str. 3: „Er äußert ſich all ſeiner G'walt, wird niedrig und gering —". [3]) Nenne ſolche Jünger! (Die 12 Apoſtel, die 70 Jünger.) [4]) Joh. 16, 18: „Wir wiſſen nicht, was er redet." Joh. 16, 12: „Ich habe euch noch viel zu ſagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen." [5]) Hof halten, d. h. wie ein König die Seinigen um ſich ſammeln. [6]) Bergpredigt Matth. 5—7. Feldpredigt Luk. 6. Schiffspredigt Luk. 5. Führt Gleichniſſe und Exempel,

d. h. Beispiele, des Herrn an! [7]) Er ging mit langsamen Schritten und ruhigem Gemüt. [8]) Nenne Wanderungen des Herrn mit seinen Jüngern! [9]) Sankt Peter, der heilige Petrus. Das ist seiner Spott, denn noch war sein Herz nicht heilig, wie die Legende zeigt. [10]) Er hatte fremde Gedanken im Kopfe und darum keinen Raum für des Herrn Wort. [11]) Anspielung auf die Päpste in Rom, die Nachfolger Petri. Den Jüngern lagen solche Gedanken nicht fern. Die Mutter der Söhne Zebedäi erbat für ihre Söhne die nächsten Plätze am Throne des Herrn. Die Jünger wollten für ihre Nachfolge belohnt sein und stritten darüber, wer der Erste sein würde. Jesus stellte ein Kind unter sie als Bild der Demut und Anspruchslosigkeit. [12]) Er verliert kein Wort des Tadels. [13]) Weite Kleider mit weiten Ärmeln waren Sitte im Morgenlande. [14]) Nebenform zu Gaumen.

II. **Vertiefung.** 1. Einzelbilder. a) Jesus auf dem Markte vor eines Schmiedes Tür. b) Jesus mit seinen Jüngern auf dem baumlosen Felde.

2. Charakterzeichnung. Der Herr des Himmels wandelt verkannt und gering auf der Erde. Selbst seine Anhänger mißverstehen ihn häufig. Jede Stätte weiht er durch sein Wort. Seine Lehrweise paßt er dem Bedürfnis seiner Hörer an. Nie verliert er die Ruhe des Gemütes und die Klarheit des Geistes. Auch auf das Kleinste hat er acht. Des geringsten Werkes schämt er sich nicht. Die Schwächen der Seinen trägt er mit Geduld. Als weiser, weitsichtiger Erzieher hat er in seiner Seele klar einen Erziehungsplan für den schwerhörigen Jünger mit den hochmütigen Gedanken. Schlicht führt er ihn aus; die Tat und Erfahrung sollen belehren, wo das Wort ungehört verhallt ist. Heiter und nicht ohne feine Ironie zieht der Herr am Ende die Nutzanwendung, die den Jünger von seinem Hochmut heilt und für alle eine himmlische Wahrheit enthält. — Jeder Strich des Heilandsbildes in der Legende entspricht dem biblischen Bilde.

Petrus, mit einem Anflug von Spott Sankt Peter genannt, träumt Herschergedanken, wie sie seiner feurigen, tatkräftigen Natur entsprachen. Das Bücken nach einem halben Hufeisen ist ihm zu mühsam und gering. Des Meisters Wort überhören oder mißverstehen, kommt manchmal bei ihm vor. Jesu immer auf dem Fuße folgen und zuerst die niedergefallene Kirsche sehen und aufheben, entspricht seinem raschen Wesen. Auch die Beschämungen sind nicht selten in Petri Leben. (Sucht Beispiele!)

3. Gedankengang. a) Der Herr Jesus liebte es, im Freien zu lehren. b) Einst sah er auf dem Wege ein halbes Hufeisen blinken und mahnte Petrus, es aufzuheben. c) Dieser trug sich gerade mit hochfahrenden Gedanken und überhörte absichtlich die Mahnung. d) Jesus hob das Eisen selbst auf, verkaufte es und kaufte für den kleinen Erlös Kirschen. e) Auf dem Wege durch ein baumloses Feld in der Sonnenglut litten alle Durst. f) Jesus ließ eine Kirsche nach der andern fallen, und Petrus las sie eifrig auf. g) Heiter wandte sich der Herr um und zeigte dem Jünger den Wert der Demut und Bescheidenheit.

Grundgedanke: „Wer sich selbst erhöhet, der soll erniedrigt werden."

4. Eigentümlichkeit der poetischen Sprache. Der Herr „hielt Hof" auf der Straße. Der Himmel hat gleichsam ein Angesicht und darin die Sonne als Auge. Der Markt wird durch die heiligen Lehren zum Tempel geweiht. „Straßen" und „was" statt „war" sind altertümliche Sprachformen. „Gedanken haben im Kopfe keine Schranken", die hochmütigsten am wenigsten. Gegensatz zwischen dem

halben „Hufeiſen“ und „Krone und Zepter“. „Zur Seite kehren“, wegblicken. „Er tut auch weiter nicht dergleichen“, d. h. macht kein Aufhebens davon. „Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür“ ſtatt „verkauft's für einen Dreier“, „kauft ihrer ſo wenig oder ſo viel“, d. h. „kauft davon ein paar“. Das Kirſchlein erſcheint wertvoll wie ein goldner Apfel. Das „Beerlein ſchmeckte ſeinem Gaum“, d. h. in ſchlichter Sprache: „Die Kirſche labte ihn“. „Nach kleinem Raum“, d. h. „nach kurzer Zeit“. „Er ſchickt die Kirſche zur Erde“ ſtatt „er läßt ſie abſichtlich fallen“.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“ Gott widerſteht den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. — Trachtet nicht nach hohen Dingen, ſondern haltet euch herunter zu den Niedrigen. — „Da ſie ſich für weiſe hielten, ſind ſie zu Narren geworden.“

2. Aufgaben. a) Welche Anklänge an die bibliſche Geſchichte finden ſich in der Legende? b) Schlichte Proſaerzählung. c) Beiſpiele, wie dem Hochmut die Beſchämung folgte! Fr. P.

46. Der gerettete Jüngling.

Joh. Gottfried Herder, Werke. Leipzig. Bd. II 478.

Eine ſchöne Menſchenſeele finden
iſt Gewinn; ein ſchönerer Gewinn iſt
ſie erhalten, und der ſchönſt' und ſchwerſte,
ſie, die ſchon verloren war, zu retten.

I. **Ziel.** Hört eine fromme Erzählung von dem Apoſtel Johannes, dem Lieblingsjünger des Herrn Jeſus!

II. **Erläuterungen.** Sankt (der heilige) Johannes iſt der Apoſtel und Evangeliſt, der Lieblingsjünger Jeſu. Er wurde von Domitian auf die kleine, öde Felſeninſel Patmos, ſüdweſtlich von Samos, verbannt. Hier zeigt man noch eine Höhle, in welcher er die Offenbarung geſchrieben haben ſoll. Nach Domitians Tod, 96 n. Chr., kehrte er nach Epheſus zurück und war wieder ſeiner Herden Hirt, d. h. ſorgte für die geordnete Verwaltung und die geiſtliche Pflege der kleinaſiatiſchen Chriſtengemeinden, ordnete ihnen Wächter, d. h. beſtellte Aufſeher — Biſchöfe —, auf ihr Innerſtes aufmerkſam, die alſo ſorgſam auf das innere Seelenleben der Gemeinden und ihrer Glieder merken, es nähren und fördern ſollten. — Fröhliche Geſundheit glänzte ihm vom Geſicht, d. h. ſein ſchönes Geſicht zeugte von Geſundheit, Kraft und Frohmut. Die liebevollſte Feuerſeele ſprach aus den Augen, d. h. der lebhafte, feurige Blick der Augen verriet einen begabten, feurigen Geiſt und ein liebewarmes Gemüt. — Hierüber zeuge mir und dir vor Chriſto die Gemeinde, d. h. die ganze Gemeinde ſoll vor Chriſto, dem Herrn, bekunden, daß der Jüngling dem Biſchof von Johannes auf die Seele gebunden wurde und dieſer die größte Sorgfalt gelobt hat. — Früchte blühen, d. h. es waren Früchte zu hoffen, aber ſie blieben Blüten, reiften nicht zu Früchten, wurden keine Taten. — Freiheit ward ein Netz, d. h. eine Schlinge, ein Fallſtrick, die Urſache des Verderbens. — Süße Schmeicheleien, daß er ohne Fleiß, allein durch ſeine Begabung doch immer alles am beſten mache, — lullten ſeinen Fleiß und ſeine Wachſamkeit ein. — Fröhlichen Betrug verſuchten ſie beim Würfelſpiel um Geld in fröhlicher Geſellſchaft. —

Der Herrschaft Reiz kostete er; befehlen und herrschen ist süß. — Die Spiel- oder Spießgesellen sind die Genossen seiner leichtfertigen Streiche. — Gott abgestorben, geistlich tot ist der Mensch, wenn er sich von Gott lossagt und von seinen Wegen weicht. — Ich habe dich gelobet meinem Herrn, d. h. meinem Heilande das Gelübde oder Versprechen abgelegt, deine Seele ihm zu erhalten. Für dich muß ich antworten, d. h. verantwortlich sein, bürgen, Rechenschaft ablegen. Dich mit meiner Seele Gott verpfändet, d. h. meine Seele hat dich Gott als ein Unterpfand übergeben; dies Pfand darf nicht verloren gehen, sonst muß ich's mit der eigenen Seele büßen. — Er läuterte (reinigte) sein Herz mit der süßen Flamme der Liebe. Die rechte Liebe ist ein heiliges Feuer, das die Seele nach und nach von aller Unlauterkeit säubert. — Er goß seine Seele, d. h. seine heilige, liebevolle Gesinnung, in des Jünglings Seele, so daß sie der seinen ähnlich, mit ihr eins wurde.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung. I. Einleitung (V. 1—4): Die Rettung einer verlornen Seele ist die schwerste Arbeit, aber der schönste Gewinn. II. Legenden-Erzählung (V. 5—60): a) Der schöne Jüngling wird von Johannes gefunden, dem Bischof anvertraut, von ihm erzogen, durch Mangel an Wachsamkeit verloren (V. 5—27). b) Er wird durch Johannes von dem Bischof zurückgefordert, im Gebirge aufgesucht, unter Räubern gefunden, trotz Widerstrebens gerettet und durch die Liebe festgehalten (V. 28—60). III. Schluß: Glaube und Liebe sind die Retter der Verlornen (V. 61—65).

Grundgedanke: Das Auge der Wahrheit erkennt die Seelen der Menschen, der Glaube sucht sie dem Herrn zu gewinnen, das Zutrauen verzweifelt auch nicht beim Falle, die Liebe rettet unbezwingbar auch die verlornen, und die Treue (Festigkeit) erhält sie im Glauben und heiligen Leben.

2. Ort und Zeit. Das Ereignis würde etwa in die Jahre 96—100 und in eine Stadt des westlichen Kleinasiens, unsern Ephesus, zu verlegen sein. Führe folgende Bilder aus: a) Johannes findet bei einer Bischofsweihe einen schönen Jüngling in der Menge und übergibt ihn der Erziehung des Bischofs. b) Bei seiner Wiederkehr fordert er Rechenschaft über denselben und erfährt seinen tiefen Fall. c) Er rettet ihn. (Berg, Wald, Räuber als Wachtposten, der waffenlose Greis im bloßen Haupte und mit ausgestreckten Armen, der bewaffnete Hauptmann vor ihm fliehend.)

3. Charakterzeichnung. Weise nach, daß der Jüngling schön von Gestalt, feurig von Charakter, begabt an Geist und Herz, hoffnungerweckend, unbeaufsichtigt, müßig, spiel- und herrschsüchtig, unehrlich, seinen Mitmenschen gefährlich, geistlich tot, beschämt, reumütig, bußfertig, bekehrt, wiedergeboren, geheiligt, mit Johannes untrennbar vereinigt war!

Zeige, daß Johannes ein treuer Oberhirt der Gemeinden, ein aufmerksamer Wächter, ein mutiger Held, ein liebevoller Vater, ein geduldiger Erzieher und ein treuer Jünger Jesu war!

4. Vergleich der Dichtung mit der Prosaerzählung, die der Bischof Eusebius in seiner Kirchengeschichte gibt:

Nach dem Tode des Tyrannen Domitian, der den heiligen Johannes auf die öde Felseninsel Patmos, westlich von Kleinasien, verbannt hatte, kehrte der fromme Ober-

hirt nach Ephesus zurück und verwaltete wieder sein Amt als Führer der kleinasiatischen Christengemeinden. Als er einst in einer Stadt einen greisen Priester zum Wächter und Hirten der Gemeinde einsetzte, bemerkte er unter der Menge einen Jüngling von schöner Gestalt, aus dessen feurigen Augen ein ungewöhnlicher Geist sprach. Johannes empfahl diesen Jüngling der besonderen Obhut des neuen Bischofs und rief die ganze Gemeinde zu Zeugen darüber auf, daß der Bischof die treue Ausführung des Auftrages gelobt habe.

Der Bischof erzog den Jüngling mit Fleiß und Treue, freute sich über die ungewöhnlichen Fortschritte desselben und taufte ihn endlich. Als aber der Bischof in seiner strengen Aufsicht nachließ, da fiel der Jüngling in Müßiggang und Weltlust, gesellte sich zu losen Buben, die ihm schmeichelten und ihn zu üppigen Gelagen, betrügerischen Spielen, ja Diebstählen verleiteten. Von Stufe zu Stufe sank der Jüngling, bis er endlich an seiner eigenen Rettung verzweifelte und wie ein wildgewordenes Roß, das Zaum und Gebiß zerrissen hat, dem Abgrunde zustürmte. Aus seinen Spießgesellen bildete er eine Räuberbande, trat an ihre Spitze als Hauptmann und verübte allerlei Greueltaten.

Als Johannes wieder in die Stadt kam, fragte er nach dem „anvertrauten Gute". Der Bischof erschrak und wußte nicht gleich, welches „Anvertraute" der Apostel meine. Aber Johannes rief: „Die anvertraute Seele, den Jüngling, meinen Sohn!" Da seufzte der Bischof, schlug die Augen nieder und sagte: „Er ist gestorben, — ist Gott abgestorben, — ist ein Räuber geworden, — haust dort mit seiner Bande in den Wäldern des Berges!"

„Welchen Wächter habe ich bestellt!" rief der Apostel. „Einst, am Tage des Gerichts, werde ich des Jünglings Seele von dir fordern! — Doch führt mich auf den Berg zu den Räubern!"

Dort ergriffen ihn die ausgestellten Wachen und führten ihn, just wie er's wollte, zu dem Hauptmann. Als dieser Johannes erkannte, da überwältigten ihn Scham und Reue, und er entfloh. Der greise Apostel eilte ihm nach und rief: „Warum fliehest du, o Sohn, den waffenlosen Vater? Habe Erbarmen mit mir! Ich habe deine Seele dem Herrn gelobt und meine eigene dafür verpfändet. Dem Herrn muß ich Rechenschaft darüber geben. Sterben will ich gern für dich, aber dich in Sünde und Verderben lassen kann und darf ich nicht!"

Da blieb der Jüngling gesenkten Blickes stehen, warf seine Waffen weg, fiel zur Erde und umfaßte des Heiligen Knie, verbarg erst starr und stumm sein Antlitz, dann erzitterte er und weinte bitterlich. So ward er durch seine Reuetränen zum zweitenmal getauft. Johannes aber kniete nieder und betete brünstig, daß der Heiland dem verlornen und wiedergefundenen Sohn seine Sünden vergeben und seine Seele retten wolle; dann küßte er ihm die Hand zum Zeichen, daß sie aufs neue gereinigt sei, und führte ihn zurück zu der Gemeinde als neugeschenktes Glied. Wie das Feuer das Erz läutert, so läuterte Johannes durch Fasten und Beten, durch Liebe und Zucht des Jünglings Herz, also daß er ein großes Beispiel der Wiedergeburt und ein leuchtendes Siegeszeichen des Glaubens ward.

Das Gedicht folgt im ganzen treu der Prosaerzählung, nur ist die Sprache knapper, die Wirkung ergreifender. Statt des Grundgedankens der Prosaerzählung: „Auch für den tiefgefallenen Sünder ist Rettung möglich!" tritt im Gedichte ein anderer hervor: „Die Rettung der Sünder ist eine Tat des Glaubens und der Liebe!" Auch der Schluß ist abgeändert. Johannes und der Jüngling lebten fortan in unzertrennlicher Gemeinschaft. Johannes' schöne Seele überträgt sich ganz in den schönen Leib des Jünglings, so daß letzterer ihm ganz ähnlich, sein geistiger Erbe wird. — Das Gedicht ist in fünftaktigen, reimlosen Trochäen geschrieben.

5. Aufgaben. a) Beweise die Wahrheiten der Einleitung und des Schlusses aus der Legende! — b) Wie hat sich Johannes als treuer Seelenhirt erwiesen? — c) Was war schön, was häßlich an dem Jüngling? — d) Wie sank er Schritt für Schritt ins Verderben? — e) Selbstbekenntnisse des Jünglings. — f) Welche

Gefahren drohten Johannes bei seinem Rettungsversuche? — g) Wie zeigten sich in Johannes mächtig: Wahrheit, Glauben, Zutrauen, Liebe und Festigkeit? Fr. P.

47. A. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Friedrich Rückert, Werke. Leipzig, Bibl. Inst. Bd. I 277.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
in gutem und schlechtem Wetter.

I. **Zielangabe,** dann **Vortrag.** Jetzt sollt ihr die Geschichte von dem unzufriedenen Bäumlein hören, das andere Blätter haben wollte!

Beim Vortrag ist besonders darauf zu achten, daß die verschiedenen Gefühle und Stimmungen des Bäumleins zu Gehör kommen: seine Unzufriedenheit (Str. 2), sein Grämen (Str. 5) und Trauern (Str. 8), sein Stolz und seine Freude (Str. 3, 6, 9), seine reuevolle Entsagung und Sehnsucht nach dem früheren Zustande (Str. 11); hervorzuheben sind auch die Worte „Das war eine Pracht" (Str. 3 u. 6), ferner „und lacht und lacht" (Str. 12).

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. A. Str. 1. Bäumleins Unzufriedenheit mit seinen spitzen Nadeln. (Str. 1. ist gestanden — süddeutscher Sprachgebrauch.) B. Bäumleins törichte Wünsche (Str. 2—10): Es wünscht sich goldene Blätter (Str. 2—4), gläserne (Str. 5—7), grüne (Str. 8—10), erhält sie und verliert sie wieder. — Str. 3: Holz wird hier in seiner ursprünglichen Bedeutung = Wald gebraucht. Str. 6. Das Eigenschaftswort glasen ist von Glas gebildet, wie golden von Gold; uns ist geläufiger gläsern. — glitzern = funkeln (von demselben Stamme wie gleißen, Glanz). Str. 8: dauern = halten aus, behalten ihr grünes Laub. C. Bäumleins kluger Wunsch (Str. 11—13): Es wünscht sich seine alten Nadeln wieder und bekommt sie. — Str. 11: Das Zeitwort begehren ist hier, dem ursprünglichen Gebrauch entsprechend, mit dem Genetiv verbunden. Wie sah das Bäumlein aus, und wo stand es? Es war so klein, daß die Ziege alle Blätter von unten bis oben wegfressen konnte, hatte ursprünglich spitze Nadeln und stand auf einer Lichtung im Walde, die rings von hohen Bäumen mit Laubblättern (Buche, Birke, Ahorn, Eiche usw.) umgeben war. Was ist traurig an der Geschichte vom Bäumlein? Sein Neid, seine Unzufriedenheit, sein Hochmut gegenüber den andern Kameraden, seine Trauer und Enttäuschung über den mehrmaligen Raub seiner neuen Blätter. Was ist zum Lachen? Des Bäumleins Freude über die neuen Blätter und zuletzt über seine Nadeln, das Lachen des ganzen Waldes über das klug gewordene Bäumlein, der lustige Schluß der Geschichte („Rühr's nicht an! Warum denn nicht? Weil's sticht."). — Warum war das Bäumlein unzufrieden geworden? 1) „Alle meine Kameraden haben schöne Blätter an" (Str. 1) — also Neid; 2) „Niemand rührt mich an" — Schmerz über seine Vereinsamung. Welche Erfahrungen hat es nun mit seinem Wunsche gemacht, mit anderen in Berührung zu kommen? Warum freute es sich so sehr über seine wiedergeschenkten Nadeln?

2. Zur Eigenart des Gedichts. Es ist das zweite der „Fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein", die Friedrich Rückert „zum Christtag 1813" für seine am 15. November 1810 geborene Schwester gedichtet hat. Zu ihnen

gehört auch die Geschichte „Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen". — In der Gestaltung der rhythmischen Form hat sich der Dichter viel Freiheit gelassen: die Reihen sind meist vierhebig, doch kommen auch drei- und zweihebige vor, der letzte Vers ist einhebig; meist beginnt die Reihe mit einem ein- oder zweisilbigen Auftakte, doch fehlt dieser auch öfter; ebenso wechselt im Innern der Reihen die Zahl der unbetonten Silben. Die Strophen bestehen aus sechs Reihen bis auf die letzte, die acht Reihen hat.

B. Blauveilchen.

Friedrich Förster, Romanzen, Erzählungen, Legenden. Berlin 1838. S. 86.

Ein kleines Blauveilchen unten im Tal am Bach,
stand eben erst ein Weilchen da dacht' es einmal nach.

Vertiefung. 1. Gedankengang und Erläuterungen. A. Blauveilchens Unzufriedenheit mit seinem niederen Standort und seine törichten Wünsche (V. 1—83.). — Blauveilchen ist mit seinem Standort im Tal unzufrieden (V. 1—13). — Es ersteigt behende den Hügel, um ein Stückchen weiter zu sehen (V. 14—26). — Langsam erklettert es den Berg, um in die weite Welt zu sehen (27—49). V. 44: pusten = hauchen; verpusten = verschnaufen, d. h. „aufhören zu schnaufen, so daß man dazu gelangt, wieder ruhig Atem zu holen". — Mühselig erklimmt es die Alpenhöhe, um in den Himmel hinein zu sehen (V. 50—69). V. 54: Alp (Alpe) ist eine Bergweide, hier steht das Wort im Sinne von „Gipfel des Hochgebirgs". V. 64: Beschwer oder Beschwerde von beschweren = Mühsal. V. 66: flimmern und flimmen sind Ablautbildungen zu „flammen", also = leuchten, funkeln; hier = von der Überanstrengung sprüht es ihm wie Funken vor den Augen. — Mit Reue über seine Unzufriedenheit stirbt Blauveilchen vor Frost (V. 70—83). — B. Des Dichters Mahnung (V. 84 u. 85).

2. Aufgaben. a) Wie zeigte sich das Veilchen klein und doch anspruchsvoll, wanderlustig, aber langsam und endlich erschöpft, hoffnungsvoll, aber immer enttäuscht, ausdauernd, aber nicht belohnt? — b) Der Dichter vermenschlicht das Veilchen; weise das an den einzelnen Zügen nach! — c) Vergleiche A und B! I. Ähnlichkeiten: Bäumlein und Blauveilchen sind mit ihrem Schicksal unzufrieden, wollen höher hinaus, wünschen immer neue Veränderungen und werden durch schmerzliche Erfahrungen belehrt. — Beide Gedichte haben keinen streng gebundenen Rhythmus. Handlungen, die sich wiederholen, werden mit den gleichen oder nur wenig veränderten Worten geschildert; z. B. A Str. 3, Z. 1 u. 2, Str. 6, 9 und 12; B V. 15—18 = 37—41 = 60—63 usw. — II. Verschiedenheiten. Dem Bäumlein mißfällt sein schlichtes, unbequemes Kleid, dem Veilchen sein niedriger Standort. Jenes wünscht sich nacheinander Blätter von Gold, Glas und Laub, dieses einen freieren, weiteren Blick vom Hügel, Berge, Hochgebirgsgipfel. Jenes erlangt alles mühelos im Schlafe, dieses muß sich den höheren Platz mühsam erarbeiten. Das Bäumlein verliert sein Glück nacheinander durch den Juden, den Wirbelwind und die Geiß, das Veilchen wird des Glücks immer bald überdrüssig. Das erstere erlangt nach schmerzlichen Erfahrungen sein altes Glück wieder, das letztere verliert sein Leben. Jenes lacht

zum Spotte der Kameraden, dieses stirbt mit Reue über seine Torheit. B endet mit einer Lehre, in A will der Dichter sein Schwesterlein und andere Hörer zunächst ergötzen, aber daneben klingt durch das ganze Gedicht die Mahnung zur Zufriedenheit. Fr. P. (Dr. P.)

48. Bei Goldhähnchens.

Heinr. Seidel. (Aus: Glockenspiel.)

1. Bei Goldhähnchens war ich jüngst zu Gast;
sie wohnen im grünen Fichtenpalast,
in einem Zimmerchen klein,
sehr niedlich und sehr fein.

2. Was hat es gegeben? Schmetterlingsei,
Mückensalat und Gnitzenbrei
und Käferbraten famos —
zwei Millimeter groß.

3. Dann sang uns Vater Goldhähnchen was;
so zierlich klang's wie gesponnenes Glas.
Dann wurden die Kinder besehn:
sehr niedlich alle zehn!

4. Dann sagt ich: „Adieu" und: „Danke sehr!"
Sie sprachen: „Bitte, wir hatten die Ehr',
und hat uns mächtig gefreut!"
Es sind doch reizende Leut'!

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Im dunkelgrünen Fichtenwalde hauste einmal ein Pärchen Goldhähnchen; das sind unsere kleinsten Vögel. Sie hatten ihr zierliches Nestchen in einem dichtbuschigen Fichtenzweig hoch oben gebaut, und da lagen nun 10 ganz, ganz kleine Junge darin. Als die Eltern einst für diese nach Nahrung suchten, nach Schmetterlingseiern, Mücken und dgl., trafen sie mit einem Zaunkönig zusammen, unterhielten sich mit ihm und luden ihn schließlich ein, sie einmal in ihrem Häuschen zu besuchen. Das tat er dann auch bald. Wie erging es denn nun dem Zaunkönig bei seinem Besuche? Das soll er uns selbst erzählen.

II. **Besprechung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. Str. 1. Goldhähnchens Wohnung. Der grüne Fichtenpalast ist eine hohe, dunkelgrüne Fichte, deren breite Äste — wie bei einem Palaste — mehrere Geschosse bilden. — Str. 2. Die köstliche Bewirtung. Gnitzen sind eine besondere Art von ganz kleinen Stechmücken. famos, ein lateinisches Wort = berühmt, vortrefflich. — Str. 3. Die gute Unterhaltung. Vater Goldhähnchens Stimmchen klingt so fein wie die ganz feinen Fäden gesponnenen Glases. — Str. 4. Der höfliche Abschied.

2. Was ist spaßhaft an der Tiergeschichte? a) Die Winzigkeit des Haushaltes der Familie Goldhähnchen. Nachweis im einzelnen! b) Die Übertragung der Formen menschlichen Verkehrs auf das Leben der Vögel. Nachweis im einzelnen! Achte auf den übertreibenden Ausdruck des Vergnügens an dem Besuche und der Höflichkeit („sehr" viermal gesetzt, „famos", „mächtig", „reizend")!

Dr. P.

49. Matten Haf'.[1])

Klaus Groth, Quickborn. Kiel 1910. S. 61.

1. Lütt[2]) Matten de Haf'
de mak sik[3]) en Spaß,
he weer bi't Studeern[4]),
dat Danzen to lehrn[5]),
un danz ganz alleen
op de achtersten Been[6])

2. Keem Reinke de Voß[7])
und dach: „Das[8]) en Kost!"
un seggt: „Lüttje[9]) Matten,
so flink oppe Padden[10])?
Un danzst hier alleen
oppe achtersten Been?

3. Kumm, lat uns toſam[11]!
Ik kann as de Dam!
De Krei de ſpelt Fitel[12]),
denn geit dat canditel[13]),
denn geit dat mal ſchön;
op de achterſten Been!"

4. Lütt Matten gev Pot.[14])
De Voß beet em dot[15])
und ſett[16]) ſik in Schatten,
verſpiſ'[17]) de lütt Matten:
de Krei de kreeg[18]) een
vun de achterſten Been.

[1]) Martin Haſe. [2]) klein (mhd. lütze, hd. lützel). [3]) machte ſich. [4]) er war beim Studieren. [5]) = lernen; ſo mundartlich noch heute — wie in der Schriftſprache bis ins 17. Jahrh. [6]) auf den hinterſten Beinen, Hinterbeinen (achter nd. = after, vgl. Aftermieter, afterreden). [7]) Kam Reineke der Fuchs. Reineke = Reiniko, Kurzform von Reinhard, Raginhard = ſtark an Rat. Dies iſt der Name des Fuchſes in der Tierfabel, vgl. Goethes „Reineke Fuchs". Daſelbſt heißt der Haſe „Lampe" = Lampo, Kurzform von Lambert, Lambrecht, Landebert = landglänzend. [8]) Das iſt. [9]) Verkleinerungsform zu lütt. [10]) auf den Pfoten. [11]) laß uns zuſammen tanzen. [12]) Die Krähe ſpielt die Fiedel oder Geige. [13]) dann geht das luſtig. [14]) gab Pfote. [15]) biß ihn tot. [16]) ſetzte. [17]) verſpeiſte. [18]) kriegte, bekam.

I. **Ziel,** dann **Vortrag** und **Einleſen** mit den erforderlichen ſprachlichen Erklärungen. Hört eine Geſchichte vom Haſen und vom Fuchs, die in niederdeutſcher Sprache gedichtet iſt!

II. **Vertiefende Beſprechung.** Was iſt luſtig an der Geſchichte? Der Haſe hat wie ein Menſch ſeinen Vornamen Martin. Er iſt noch jung (Str. 1 lütt, Str. 2 lüttje) und möchte gern wie ein Menſchenjüngling das Tanzen auf zwei Beinen lernen. Zeichne ein Bild des tanzenden Haſen! (Der Tanzplatz ein abgeerntetes Feld etwa im September; in der Nähe ein Baum, auf dem eine Krähe ſitzt und neugierig zuſieht; der Haſe auf den beiden Hinterfüßen umherhüpfend, als wenn er tanzen wollte; vom nahen Walde ein Fuchs herankommend.) — Der Fuchs bietet ſich an, als Dame — er, der größer iſt als der Haſe! — zu tanzen, damit dieſer es beſſer lerne; ſein roter Pelz als feines Damengewand, ſein langer, buſchiger Schwanz als Schleppe; die Krähe mit ihrem Gekrächze als Fiedelmann.

Was iſt traurig an der Geſchichte? Der Haſe in ſeiner jugendlichen Unerfahrenheit und Tanzwut erkennt nicht im Fuchſe den Todfeind ſeines Geſchlechts, reicht ihm zum Tanze die Vorderpfote, wird vom Fuchſe nach wenigen Schritten gepackt und kläglich abgewürgt. Das iſt das traurige Ende der ſo luſtig begonnenen Tanzſtunde! Zeichne das Schlußbild! (Der Fuchs verſpeiſt gemächlich im Schatten des Baumes das dumme Häschen; der Krähe überläßt er großmütig ein mageres Hinterbein des Raubes, das dieſe in reſpektvoller Entfernung von dem Räuber mit ihrem Schnabel bearbeitet.) Dr. P.

50. Die Heinzelmännchen.

August Kopiſch, Gedichte. Berlin 1836. S. 98.

Wie war zu Köln es doch vordem
mit Heinzelmännchen ſo bequem!
Denn war man faul, man legte ſich
hin auf die Bank und pflegte ſich:
da kamen bei Nacht,
ehe man's gedacht,
die Männlein und ſchwärmten
und klappten und lärmten
und rupften
und zupften
und hüpften und trabten
und putzten und ſchabten . . .
und eh ein Faulpelz noch erwacht,
war all ſein Tagewerk bereits gemacht.

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Von Zwergen habt ihr ſchon allerlei gehört oder geleſen. Solche kleinen Leute, die in den Häuſern der Menſchen ihr Weſen

trieben, nannte man auch Heinzelmännchen. Nun will ich euch ein lustiges Märchen von den Heinzelmännchen vortragen.

Beim Vortrag ist besonders der Gegensatz zwischen dem frischen, emsigen Schaffen der Heinzelmännchen (St. 1—6) und der notgedrungenen Arbeit der Menschen (Str. 8) in Tonfall und Tempo herauszuarbeiten, ebenso der traurig-sehnsüchtige Rückblick und Wunsch in den beiden letzten Zeilen des Gedichts.

II. **Vertiefung.** 1. Sprachliche Erläuterungen. Str. 1. Heinzelmännchen: Heinz, ahd. Heinzo, ist die Kurz- oder Koseform von Hein—rich (Heim—rich = Fürst des Hauses), eine Weiterbildung wie Fritzel ist Heinzel; der Allerweltsname Heinz ist dann auch auf die emsigen Hausgeister übertragen worden. — vordem = vor dieser Zeit, früher. — Faulpelz urspr. = faule Haut (Pelz = Fell, Haut) oder der, der auf der faulen Haut liegt. Str. 2. berappen = mit Mörtel bewerfen, kappen = vorn abschneiden. Str. 4. Die Kreuz und Quer': die formelhaft verbundenen Ausdrücke erhalten das weibliche Geschlechtswort, das nur zu „Quere" paßt. Der oder das Speil = dünner Stab, wie er z. B. durch Fleisch oder Würste gesteckt wird. Str. 5. Küfer = einer, der Kufen macht; Kufe (aus der lateinischen Sprache mit dem Weinbau eingebürgert) = Bottich. — Der Klobe oder Kloben (zu klieben, klauben): urspr. ein gespaltenes Holzstück zum Klemmen, Festhalten, dann auch starker Haken. pan(t)schen = in einer Flüssigkeit herumwühlen — so auch manschen —, auch Wein mit Wasser mischen, also fälschen. Str. 6. Staatsrock = ein Rock, mit dem man „Staat machen" kann, Rock für feierliche Gelegenheiten. Str. 7. vermaledeien vom lat. maledicere = fluchen, verfluchen (Gegensatz: benedeien vom lat. benedicere). Str. 8. sonsten ist eine veraltete Nebenform zu sonst. — schniegeln = übertrieben sorgfältig, stutzerhaft putzen; biegeln oder bügeln = plätten.

2. Gliederung. Str. 1. Das bequeme Leben in Köln. Str. 2—7. Das emsige Schaffen der Heinzelmännchen bei Zimmermann, Bäcker, Fleischer, Schenk und Schneider (also bei denen, die für die notwendigsten Bedürfnisse des Lebens — für Wohnung, Nahrung und Kleidung — zu sorgen hatten) und ihre Vertreibung durch die törichte Neugierde der Schneidersfrau. Str. 8. Das Leben der kölnischen Handwerker ohne die Heinzelmännchen.

3. Zur Eigenart des Gedichts gehört sein Humor. Humoristisch wirkt der Gegensatz zwischen der Bequemlichkeit des Einst und der Unbequemlichkeit des Jetzt in Köln, zwischen den faulen Handwerkern und den schaffenseifrigen Heinzelmännchen, zwischen der Größe der Werkstücke, die zu bearbeiten waren, und der Kleinheit der sich abmühenden Männlein; die Häufung und schnelle Aufeinanderfolge der anschaulich malenden Tätigkeitswörter; das Bild des Schreckens und der Verwirrung, die durch die ausgestreuten Erbsen unter den Männlein hervorgerufen wird. Dr. P.

51. Das Riesenspielzeug.

Adelbert von Chamisso, Werke. Leipzig, Bibl. Inst. Bd. I 170.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Auf einer Bergkuppe des Wasgenwaldes im Elsaß, westlich von Straßburg, liegen die Trümmer der Burg Niedeck. Der Wanderer steht staunend vor den umhergestreuten riesigen Blöcken. Was für Menschen waren es, die einst solche Blöcke zu Mauern und Gebäuden auftürmten? Wie lebten sie auf der Burg? Wohin sind sie gekommen? In den Dörfern drunten im Tale erzählen sich die Leute noch Sagen von der Burg Niedeck. Hört eine solche Sage!

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. A. Str. 1. Einleitung. Niedeck, ehemals eine Burg der Riesen, jetzt eine Trümmerstätte. — Niedeck = Ecke des Nido; Nido ist die Kurzform eines mit Nid—, Neid— (im Sinne von „Kampfgrimm") zusammengesetzten Personennamens Nithardt, Neidhard = der im Zorn stark ist. — B. Str. 2—10. Die Sage vom Riesenfräulein und Bauer. a) Str. 2 und 3. Der Spaziergang des Riesenfräuleins. — sonder Wartung = ohne die Aufsicht ihrer Wärterin. Haslach, Hasel—ach = Haselbach (mit Haselsträuchern umwachsener Bach), heute zwei Ortschaften Ober- und Niederhaslach am gleichnamigen Bache. — b) Str. 4—8. Das Riesenfräulein und der pflügende Bauer. — spreiten = ausbreiten. Wie groß muß das Fräulein gewesen sein, wenn sie den Bauer und sein Pferde- oder Ochsengespann ohne Beschwerde in ihr Tuch packen und aufwärts tragen konnte? Wie groß ihr „Tüchlein", wie groß ihre Schritte? Wie mag es dem Bauer zumute gewesen sein, als er das Riesenfräulein kommen sah, und als er mit seinem Gespanne in das Tüchlein gefegt wurde? — c) Str. 9 und 10. Die Zurechtweisung des Fräuleins durch den Riesenvater. — Wie groß stellst du dir den Vater vor, das Zimmer, den Tisch, an dem er saß, und auf dem der Pflug und das Gespann aufgestellt werden konnten, das Gefäß, aus dem er behaglich seinen Wein trank? Welche Bedeutung hat der Bauernstand für die Riesen? Welche Mahnung prägt der Vater dem Töchterlein ein? „Der Bauer ist kein Spielzeug." Wie hat die Tochter den Befehl des Vaters ausgeführt? — C. Str. 11. Schluß. Die Eingangsstrophe wird wiederholt, aber während sie im Eingange nur geschichtliche Feststellungen machte, nötigt sie uns hier zur Fortführung des Gedankens: Die Riesen sind ausgestorben, ohne daß eine Lücke entstanden wäre; aber der Bauernstand, der Nährstand im ursprünglichen Sinne des Wortes, blüht noch heute zum Wohle der übrigen Stände.

Grundgedanke: „Der Bauer ist kein Spielzeug."

2. Eigentümlichkeiten. Der Dichter erzählt schlicht und einfach, aber doch anschaulich die alte Sage; ihrem Charakter entsprechend hat er für den Rhythmus die neue Nibelungenstrophe gewählt. — Ergötzlich wirkt der Gegensatz zwischen der riesigen Körpergröße und dem kindlich-unverständigen Gebaren des Riesenfräuleins.

3. Aufgaben. Zeichne ein Charakterbild a) des Riesenfräuleins, b) des Riesenvaters! — Beschreibe die Lage in dem Augenblicke, als das Riesenfräulein den Bauer mit seinem Gespann ins Tüchlein fegt! Fr. P. (Dr. P.)

B. Poetische Erzählungen.

52. Die alte Waschfrau.

Adelbert von Chamisso, Werke. Leipzig, Bibl. Inst. Bd. I 212.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
die Alte dort in weißem Haar,
die rüstigste der Wäscherinnen
im sechsundsiebenzigsten Jahr.

So hat sie stets mit sauerm Schweiß
ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
und ausgefüllt mit treuem Fleiß
den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

I. **Vertiefung.** Der Dichter Adelbert von Chamisso lebte in Berlin und freute sich oft an dem Fleiße und dem heitern, frommen Sinne seiner alten Waschfrau. In freundlicher Unterredung erfuhr er ihre Lebensschicksale, harte Schicksale, wie sie tausend andere auch erleben, aber hier verklärt durch ein schlichtes, herrliches Gemüt. Er sah in den kleinen Wellenschlag eines armen, stillen Pflichtlebens, voll Mühe und Entbehrungen und doch auch voll kleiner Freuden und Hoffnungen. Seine Teilnahme für ein solches Weib des Volkes und seine Bewunderung eines solchen Heldentums der Pflicht klang aus in dem innigen, schönen Gedichte „Die alte Waschfrau".

II. **Unmittelbare Darbietung.** a) Durch guten Vortrag. b) Durch Kernfragen. Was ist mit dem Linnen gemeint? (Die Wäsche aus Leinwand.) Wie zeigte die Waschfrau ihre Geschäftigkeit? (Sie rührte flink die Hände, sah sich nicht um und verschwatzte die Zeit nicht.) Worin bestand die Rüstigkeit? (Sie war für ihr Alter noch gesund, kräftig und beweglich.) Welches Brot ist nicht mit Zucht und Ehre gegessen? (Diebesbrot und Bettelbrot.) Welchen Kreis hatte Gott der Frau zugemessen? (Den Kreis der Pflichten als Gattin, Mutter, Hausfrau und Christin.) Welches ist das Los des Weibes nach der Bibel? (Gehilfin des Mannes; ihm untertan; Kindererziehung.) Wie erfüllte sie ihre Pflicht als Gattin? (Pflegte, unterhielt und begrub ihren Mann.) Als Mutter? (Sie ernährte und erzog die Kinder, ließ sie etwas Tüchtiges lernen und entließ sie mit ihrem Segen.) Welches Gut gab sie den Kindern mit? (Die Gewöhnung zu Fleiß und Ordnung.) Warum entließ sie die Kinder? (Damit sie selbst ihren Unterhalt suchten.) Was bewahrte sich die Frau von der Jugend bis ins Alter? (Den heitern Mut.) Wie entstand ihr Sterbehemd? Welchen doppelten Zweck hatte es? (Sie zog es Sonntags für den Kirchgang an und wollte einst darin begraben sein.) Warum war's ihr Kleinod und ihr Schatz? (Sie hatte es durch ihren Fleiß und ihre Gedanken geweiht, erschien darin im Hause Gottes — zur einzigen Ruhe in der Woche — und knüpfte daran die Hoffnung auf die ewige Ruhe.) Wer nennt sich in der 6. Str. ich? (Der Dichter.) Was wünscht er? Was ist die Pflichterfüllung? (Tun, was man soll.) Was ist bei den verschiedenen Menschen in der Pflicht verschieden? (Die Grenzen und das Bereich, d. h. der Umfang und die Bedeutung der Pflichten.) Was ist der Kelch des Lebens? (Der Kelch kann Süßes und Bitteres enthalten. Der süße Kelch enthält die Freuden, der bittere die Leiden.) Wann hat man Lust an seinem Sterbehemde? (Wenn man mutig und freudig dem Tod ins Auge schaut.) Wie erwirbt man diese Todesfreudigkeit? (Durch treue Pflichterfüllung.)

III. **Vertiefung.** 1. Einzelbilder: a) Die 76jährige Greiſin an der Waſchwanne; b) die Gattin als Pflegerin am Krankenbett des Mannes; c) die Witwe bei der Bereitung ihres Sterbehemdes; d) die Chriſtin im Hauſe Gottes am Sonntage.

2. Charakter der Waſchfrau. Sie iſt bejahrt (76 Jahre, in weißen Haaren), noch rüſtig (denn ſie übertrifft ihre Gefährtinnen bei der Arbeit), immer geſchäftig (nur den Sonntag bricht ſie die Arbeit ab), ehrlich (in Zucht und Ehre ißt ſie ihr Brot), pflichttreu als Gattin, auch in den ſchwerſten Lagen, ſorgfältig als Mutter in der Erziehung ihrer Kinder, heiter in jungen und alten, guten und böſen Tagen, ſparſam (da galt's die Kinder zu ernähren. — Sie hat geſpart —), vorſorglich (ſie fertigt ſelbſt ihr Sterbehemd an), fromm (ſie geht in die Kirche und prägt ſich Gottes Wort ein), todesmutig (gern und furchtlos denkt ſie an den Tod). Die ſchlichte Frau iſt ein Muſter ſtiller, treuer Pflichterfüllung und anſpruchsloſen Lebensglückes. Von ihr kann man lernen erfolgreich ſchaffen, zufrieden leben und ſelig ſterben.

3. Gliederung und Gedankengang. Str. 1. Die unermüdliche, ehrliche Arbeiterin. Str. 2. Die treue Gattin. Str. 3. Die liebevolle Mutter. Str. 4. Die vorſorgliche Hausfrau. Str. 5. Die fromme Chriſtin. Str. 6. Das Vorbild für jeden in der Kunſt des Lebens.

4. Schönheiten in der Form. Der Dichter redet den Leſer an und zieht ihn ſo ins Intereſſe; ſich ſelbſt wünſcht er den Sinn des ſchlichten Weibes, eine ſolche Treue in der Pflichterfüllung, eine ſolche Zufriedenheit mit dem Lebensloſe und eine ſolche Todesfreudigkeit. — Die Waſchfrau wird uns in der Gegenwart, in der Vergangenheit und in der Zukunft, aber immer als ſchlichte harmoniſche Einheit im Denken und Tun vorgeführt. — Der Dichter ſtellt das Schlichte und Alltägliche im Lichte der Treue, der Zufriedenheit und der Frömmigkeit dar. Nicht Reichtum und hohe Stellung adelt und beglückt, ſondern allein die Geſinnung. — Der Lebensinhalt erſcheint ihm als Kelch. Der letztere kann erquickenden Wein und bittere Arznei enthalten. Wer heiter und rein die Freuden genießt und geduldig die Leiden trägt, der labt ſich am Kelche des Lebens. — Ein ſinniger, ſchöner Zug iſt's, daß der Dichter das Sterbehemd, d. h. die Sorge um ein ſeliges Abſcheiden, zum Mittelpunkte ihres einſamen Alters macht, wie die Sorge um Mann und Kinder die Jahre ihrer Kraft ausfüllte. Das Sterbehemd iſt der ſichtbare Beweis ihrer Sparſamkeit, ihres Fleißes, ihrer Sorgfalt, ihrer Frömmigkeit, ihrer Zukunftshoffnung, der einigende Mittelpunkt ihres Denkens, Fühlens und Hoffens. Und wo ein Leben — auf der Höhe oder in der Tiefe — in ſolchem Mittelpunkte ſich geſammelt hat, da wohnt auch ein beſcheidenes Glück.

Das Gedicht „Die alte Waſchfrau" ſtammt aus dem Jahre 1833. Fünf Jahre ſpäter trat der Dichter mit dem „Zweiten Liede von der alten Waſchfrau" vor ſeine Hörer und Leſer hin (Werke, Bd. I 243):

Es hat euch anzuhören wohl behagt,
was ich von meiner Waſchfrau euch geſagt,
ihr habt's für eine Fabel wohl gehalten?
Fürwahr, mir ſelbſt erſcheint ſie fabelhaft,
der Tod hat längſt ſie alle hingerafft,
die jung zugleich geweſen mit der Alten.

Dies werdende Geſchlecht, es kennt ſie nicht
und geht an ihr vorüber ohne Pflicht
und ohne Luſt, ſich ihrer zu erbarmen.
Sie ſteht allein. Der Arbeit zu gewohnt,
hat ſie, ſolang es ging, ſich nicht geſchont,
jetzt aber — wehe der vergeſſ'nen Armen!

Jetzt drückt darnieder ſie der Jahre Laſt,
noch emſig tätig, doch entkräftet faſt,
geſteht ſie's ein: „So kann's nicht lange währen.
Mag's werden, wie's der liebe Gott beſtimmt;
Wenn er nicht gnädig bald mich zu ſich nimmt —
nicht ſchafft's die Hand mehr —, muß Er mich ernähren."

Solang ſie rüſtig noch beim Waſchtrog ſtand,
war für den Dürftgen offen ihre Hand;
da mochte ſie nicht rechnen und nicht ſparen.
Sie dachte bloß: „Ich weiß, wie Hunger tut." —
Vor eure Füße leg ich meinen Hut,
ſie ſelber iſt im Betteln unerfahren.

Ihr Fraun und Herrn, Gott lohn' es euch zumal,
er geb' euch dieſes Weibes Jahre Zahl
und ſpät dereinſt ein gleiches Sterbekiſſen!
Denn wohl vor allem, was man Güter heißt,
ſind's dieſe beiden, die man billig preiſt:
ein hohes Alter und ein rein Gewiſſen.

Des Dichters Bitte hatte den gewünſchten Erfolg: ſeine Freunde verſcheuchten durch eine reiche Sammlung die Not von der Greiſin und geſtalteten ihre letzten Lebenstage freundlich. Fr. P.

53. Auf der Straßenbahn.

Jakob Loewenberg.

In Hitz' und Froſt, in Staub und Regen,
jedwedem Wetter die Stirn entgegen,
die Hand an der Kurbel, das Auge geſpannt:
ſo ſteht der Führer auf ſeinem Stand,
ſo ſteht er von früh bis abends ſpät.
Das ſchwatzt um ihn, das kommt und geht,
das ſtößt und drängt ſich, das ſcherzt und lacht
bis in die tiefe Mitternacht.
Starr blickt er hinab in der Straße Gewühl,
er ſteht auf Poſten, er kennt nur ein Ziel,
wie's um ihn auch haſtet und wirrt und flieht;
daß nur kein Unglück, kein Unglück geſchieht!
Nur einmal da draußen, da kann es geſchehn,
wo grün an der Straße die Bäume noch ſtehn,
da bricht ein Lächeln die ſtarre Ruh'.
Vom Wegrand nickt fröhlich ſein Weib ihm zu,
ſein Junge ſpringt flink an die Vordertür
und bringt ihm ein Brot und bringt ihm ein Bier,
fährt jubelnd mit zur Endſtation.
Das iſt des Tages reichſter Lohn. —
Sei jedem, wie und wo er auch fährt,
ſolch eine Strecke Weges beſchert!

I. **Die Einführung** geht aus von dem, was die Kinder an und auf der Straßenbahn geſehen und erlebt haben; ſchließlich wird ihr Intereſſe auf den Straßenbahnwagenführer, ſeinen Beruf und deſſen Eigenart hingeleitet.

II. **Zuſammenfaſſende Fragen.** Was will der Dichter uns an dem Berufe des Wagenführers anſchaulich zeigen? Einmal die Schwere dieſes Berufs; ſie tritt deutlich hervor, wenn wir ſeine Lage mit der ſeiner Umgebung vergleichen: um ihn herum iſt alles in Bewegung, — er muß ſtille ſtehen; die Leute auf der Straße und der Straßenbahn ſprechen, ſcherzen und lachen miteinander — er darf mit niemand ſprechen; die anderen ſuchen und finden im Laufe des Tages Abwechſelung — bei ihm geht der ſchwere Dienſt gleichförmig fort vom Morgen bis zum Abend;

bei Hitze, Kälte, Regen und Schnee ſuchen die andern möglichſt Schutz — er muß in jedem Wetter aushalten. — Warum ſtellt denn dieſer Beruf ſo ſchwere Anforderungen an den Beamten? Er hat eine ſchwere Verantwortung übernommen; das iſt das zweite, worauf der Dichter hinweiſen will, und das tut er mit beſonderem Nachdrucke — in welchen Worten? Durch die Wiederholung in V. 12 „nur kein Unglück, kein Unglück" (beim zweiten Mal iſt jede Silbe ſtark betont, langſamer und mit gehobener Stimme auszuſprechen). Der Wagenführer hat dafür zu ſorgen, daß die Sicherheit ſeiner Fahrgäſte und der auf der Straße ſich Bewegenden nicht gefährdet wird — durch Zuſammenſtoß mit Wagen, Überfahren von Tieren und Menſchen, Entgleiſung.

Aber der Dichter kennt auch für den Wagenführer einen Lohn treuer Pflichterfüllung: den Gruß ſeiner Frau und die Freude ſeines Jungen, ihm Speiſe und Trank bringen und ein Stück mit dem Vater fahren zu können. Dr. P.

54. Das taube Mütterlein.

Friedrich Halm.

1. Wer öffnet leiſe Schloß und Tür?
Wer ſchleicht ins Haus hinein? —
Es iſt der Sohn, der wiederkehrt
zum tauben Mütterlein.

2. Er tritt herein! Sie hört' ihn nicht,
ſie ſaß am Herd und ſpann.
Da tritt er grüßend vor ſie hin
und ſpricht ſie „Mutter!" an.

3. Und wie er ſpricht, ſo blickt ſie auf,
und — wundervoll Geſchick —
ſie iſt nicht taub dem milden Wort,
ſie hört ihn mit dem Blick.

4. Sie tut die Arme weit ihm auf,
und er drückt ſich hinein,
da hörte ſeines Herzens Schlag
das taube Mütterlein.

5. Und wie ſie nun beim Sohne ſitzt
ſo ſelig, ſo verklärt, —
ich wette, daß taub Mütterlein
die Englein ſingen hört.

Vertiefung. 1. Gedankengang. Das kleine Gedicht führt uns in eine niedere Hütte. Die Stube iſt zugleich Küche, der Herd zugleich Ofen. Daneben ſitzt eine Greiſin in dürftigen Kleidern und ſpinnt unermüdlich. Sie blickt nicht von dem Faden auf, als jemand leiſe auf die Klinke drückt und die Tür öffnet, denn ſie iſt taub. Ein ſauberer Handwerksburſche mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Stab in der Hand tritt mit geſpannten Blicken ein, nähert ſich mit leiſen Schritten der Spinnerin und ſpricht ſanft: „Grüß' Gott, liebe Mutter!" Sie hat es nicht gehört, und doch blickt ſie auf. Hat ſie den Hauch geſpürt, den Schatten geſehen oder ein heimlich Gefühl von der Nähe eines Glückes gehabt? Mit ihrem Blicke verſteht ſie im Nu den Liebesgruß, erkennt den Sohn, breitet die Arme aus, drückt ihn ans Herz und fühlt den Schlag ſeines Herzens mit dem ihren. Und wie ſie dann mit verklärtem Antlitz und glückſeligem Herzen neben ihm ſitzt, da hört ſie zwar ſeine Worte mit dem Ohre nicht, aber ſie lieſt ſie mit den Augen, verſteht ſie mit dem Geiſte, fühlt ſie mit dem Herzen und hört den Lobgeſang der Engel in ihrem Gemüte. Ihr iſt's, als habe der Heiland auch zu ihr ſein Hephata, d. i. Tue dich auf! geſprochen.

Grundgedanken. Was das Ohr nicht hört, das ſieht das Auge der Liebe und empfindet das Herz einer Mutter.

2. Schönheiten. Der Sohn will die Mutter überraſchen und tut darum ſo leiſe; er hätte die Vorſicht nicht nötig, da ſie taub iſt. Die Sprache der Liebe

hört ſie mit dem Blick und fühlt ſie mit dem Herzen. So kommt das Herz den ſtumpfen Sinnen zu Hilfe. Die Liebe hat das feinſte Gehör und redet die vernehmlichſte Sprache. Sie öffnet weit die Arme, — er drückt ſich hinein! o ſelige Vereinigung von Mutter- und Sohnesliebe!

3. Aufgaben. a) Welche verſchiedene Sprache redet das Herz? (Der Mund — Liebesworte; das Auge — liebevolle Blicke; das Geſicht — freundliche Mienen; die Hand — Liebkoſungen, Blumen, Briefe uſw.; der Fuß — allerlei Dienſte und Wege; die Bruſt — lautes, freudiges Klopfen.) — b) Suche Sprüche, Lieder und Geſchichten, welche die Mutterliebe verherrlichen! — c) Was für Schickſale hat wohl der Sohn vor ſeiner Heimkehr gehabt? (Der Vater ſtarb und ließ Mutter und Sohn in Not. Ein entfernter Verwandter nahm den Sohn in die Lehre. Später wanderte er als Handwerksburſche weit in die Welt. Er hielt ſich brav, war fleißig und ſparſam. Er wollte nicht mit leerer Hand zur Mutter heimkehren. Gott ſegnete ſein Streben. Die Sehnſucht zog ihn wieder zur Mutter. Nach langer Wanderung kehrte er heim und fand ſie noch lebend, aber taub. Ihren Lebensabend wird ſeine Liebe freundlich geſtalten.) Fr. P.

55. Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Theod Fontane Gedichte. Stuttgart 1913. S. 293.

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
ein Birnbaum in ſeinem Garten ſtand,
und kam die goldene Herbſteszeit,
und die Birnen leuchteten weit und breit,
da ſtopfte, wenn's Mittag vom Turme ſcholl,
der von Ribbeck ſich beide Taſchen voll.
Und kam in Pantinen ein Junge daher,
ſo rief er: „Junge, wiſte 'ne Beer?“
Und kam ein Mädel, ſo rief er: „Lütt Dirn,
kumm man röwer, ick hebb 'ne Birn!“

So ging es viel Jahre, bis lobeſam
der von Ribbeck auf Ribbeck zu ſterben kam.
Er fühlte ſein Ende. 's war Herbſteszeit,
wieder lachten die Birnen weit und breit;
da ſagte von Ribbeck: „Ich ſcheide nun ab.
Legt mir eine Birne mit ins Grab!“
Und drei Tage drauf aus dem Doppeldachhaus
trugen von Ribbeck ſie hinaus.
Alle Bauern und Büdner mit Feiergeſicht
ſangen „Jeſus, meine Zuverſicht“,
und die Kinder klagten, das Herze ſchwer:
„He is dod nu. Wer giwt uns nu 'ne Beer?“

So klagten die Kinder. Das war nicht recht,
ach, ſie kannten den alten Ribbeck ſchlecht.
Der neue freilich, der knauſert und ſpart,
hält Park und Birnbaum ſtrenge verwahrt.
Aber der alte, vorahnend ſchon
und voll Mißtraun gegen den eigenen Sohn,
der wußte genau, was damals er tat,
als um eine Birn' ins Grab er bat.
Und im dritten Jahr aus dem ſtillen Haus
ein Birnbaumſprößling ſproßt heraus.

Und die Jahre gehen wohl auf und ab,
längſt wölbt ſich ein Birnbaum über dem Grab,
und in der goldenen Herbſteszeit
leuchtet's wieder weit und breit.
Und kommt ein Jung' übern Kirchhof her,
ſo flüſtert's im Baume: „Wiſte 'ne Beer?"
Und kommt ein Mädel, ſo flüſtert's: „Lütt Dirn,
kumm man röwer, ick gew' di' ne Birn."

So ſpendet Segen noch immer die Hand
des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Hört eine Erzählung von einem vornehmen Herrn, der den Kindern gern eine Freude machte!

II. **Vertiefung.** Gedankengang und Erläuterungen. A. V. 1—10. Der kinderfreundliche Herr von Ribbeck. V. 1. Das Rittergut Ribbeck liegt im Havellande weſtlich von Nauen. V. 7. Pantinen = Holzſchuhe. V. 8. „Willſt du eine Birne?" V. 9. lütt = klein. V. 10. „Komm nur herüber!" Der Herr von Ribbeck ſpricht mit den Kindern in ihrer Sprache, Niederdeutſch. — Mit einer gewiſſen Feierlichkeit führt der Dichter den Helden der Erzählung ein; dann bricht er aber plötzlich den Satz ab und fängt einen neuen an, in dem er den Birnbaum, gleichſam die zweite „Hauptperſon" des Gedichts, an die Spitze ſtellt: es iſt, als wenn er in ſchalkhafter Weiſe Spannung erregen wolle. Schildere den Herrn von Ribbeck, wie er mit vollgeſtopften Taſchen am Hoftore ſteht und an die Jungen und Mädchen Birnen austeilt!

B. V. 11—22. Sein letzter Wunſch und ſein Begräbnis. V. 11. lobeſam = löblich, lobenswert. Das Wort wurde im Mittelalter „gleichſam als Teil eines Titels" einem perſönlichen Subſtantivum nachgeſetzt, z. B. der künec lobesam; von neuhochdeutſchen Dichtern iſt es ſo in altertümelnder Weiſe wieder aufgenommen worden, vgl. Uhland, Schwäbiſche Kunde: „Als Kaiſer Rotbart lobeſam." Fontane hat es hier vorangeſtellt, weil es nicht gut zwiſchen den Familien- und den Ortsnamen eingeſchoben werden konnte. V. 17. Doppeldach iſt ein Dach, „auf welchem die Ziegel ſo gelegt ſind, daß ein oberer Ziegel auf die Fuge zweier unterer kommt". V. 19. Büdner (von Bude) = Häusler, der zwar ein Haus im Dorfe, aber kein Feld in der Dorfflur beſitzt. — Auch das Sterben des Herrn von Ribbeck führt der Dichter mit einer gewiſſen Feierlichkeit ein (Angabe des vollen Namens, Verwendung des altertümelnden lobeſam und des beſonderen Ausdrucks zu ſterben kam). Aber dann horchen wir auf: was für ein ſeltſamer Wunſch eines Sterbenden, eine Birne mit ins Grab zu nehmen! Der Gedanke wird dann abgebrochen durch die kurze, anſchauliche Schilderung des feierlichen Begräbniſſes und die ſelbſtſüchtig-rührende Totenklage der Kinder.

C. V. 23—32. Seine weiſe Fürſorge über den Tod hinaus. Der Sinn des ſeltſamen Wunſches wird nun klar, und mit der Rührung über die kinderfreundliche Fürſorge des Sterbenden verbindet ſich das Vergnügen über die ſchalkhafte Weiſe, mit der er noch im Sterben ſeinem knauſerigen Sohne und Nachfolger ein Schnippchen geſchlagen hat.

D. V. 33—42. Der Birnbaum auf dem Grabe des Herrn von Ribbeck. Das Raſcheln der Blätter des Birnbaums im Winde deutet der Dichter in ſeiner Weiſe um in die Worte, die die Kinder ſo oft aus dem Munde des Lebenden

gehört haben. So erweist der märkische Gutsherr noch aus dem Grabe heraus den Kindern seines Dorfes seine Freundlichkeit, und so wird der Ort des Todes zu einer Stätte der Freude für die Kinder. Warum konnten die Jungen und Mädchen sich jetzt ungestört Birnen holen?

Weise die Mischung von Ernst und Schalkhaftigkeit in der Erzählung nach!

Dr. P.

56. Rübezahl.

Ferd. Freiligrath, Ein Glaubensbekenntnis. Mainz 1844. S. 227.

Nun werden grün die Brombeerhecken.
Hier schon ein Veilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
die Koppe nur sieht weiß ins Tal;
ich habe mich von Haus geschlichen,
hier ist der Ort — ich wag's einmal:
Rübezahl!

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Ich will euch heute nach Schlesien ins Riesengebirge führen. Im Gebirge sind die Äcker schmal und nicht tiefgründig; sie tragen wenig oder gar kein Brotgetreide, meist nur Kartoffeln. So können die Gebirgsbewohner nicht als Bauern vom Ertrag ihres Landes leben, sondern müssen sich andere Beschäftigungen suchen; welche wohl? Als Holzfäller, Köhler, Hirten. Im schlesischen Riesengebirge haben sich viele Leute der Leinwandweberei zugewandt. Die fertige Leinwand wird auf den Gebirgswiesen ausgebreitet und mit dem klaren, frischen Gebirgswasser fleißig begossen, Sonne und Wind bleichen, so daß die Leinwand schneeweiß wird. So ist die schlesische Leinwand noch heute berühmt. Aber der Verdienst der Leinwandweber ist heute noch nicht groß und war es noch viel weniger im vorigen Jahrhundert. Wenn dann einmal eine Stockung im Handel eintrat und die fertige Leinwand nicht verkauft werden konnte, wenn obendrein die Kartoffelernte schlecht ausfiel, dann entstand große Not in den Weberdörfern. So war es besonders in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. — Wir wollen nun einmal einem Weberhäuschen einen Besuch abstatten. Es liegt hoch im Gebirgstal, nicht sehr weit von der Schneekoppe, der höchsten Erhebung des Riesengebirges; Sonne und Luft haben freien Zutritt zu ihm, nicht weit davon rauscht ein Gebirgswasser in die Tiefe. Im Hause ist ein einziges Wohnzimmer; einen großen Teil des Raumes nimmt der Webstuhl ein, der in der Ecke zwischen zwei Fenstern steht, so daß er von zwei Seiten Licht erhält. Am Webstuhl sitzt in eifriger Arbeit der Hausvater; mit den Füßen setzt er den Webstuhl in Bewegung, und die Hände lassen die Weberschiffchen hin und her fliegen. Sein Arbeitstag ist lang, er dauert vom Morgen bis zum Abend. Nur wenn die kärglichen Mahlzeiten aufgetragen werden, läßt der Vater die Arbeit für kurze Zeit im Stich. Von dem langen Aufenthalt in der Stube ist seine Gesichtsfarbe bleich. Wenn die Hausmutter nicht in der Küche oder im Stall beschäftigt ist, hilft sie bei den Vorbereitungen zum Weben, ebenso die Großmutter; auch die Kinder müssen nach ihren Kräften helfen und können nicht wie andere Kinder ihres Alters spielen. Jetzt ist schwere Zeit für die Familie. Der Frühling ist zwar da, aber der lange Winter hat die schmalen Kartoffelvorräte aufgezehrt. Manchen Gang hat der Vater in die Stadt gemacht, um Leinwand zu verkaufen, aber niemand nimmt sie ihm ab: das Angebot ist zu groß, die Nachfrage zu gering. Beim Kaufmann hat er einige Stücke Leinwand

versetzt, um wenigstens etwas Lebensmittel mit nachhause nehmen zu können, aber da bekommt er natürlich nicht den vollen Preis. So müht er sich ab, muß aber bei allem Fleiße mit den Seinen hungern. Der älteste Sohn, der Dreizehnjährige, versteht trotz seiner Jugend die Not der Eltern, er möchte so gerne helfen, aber wie? Können Menschen helfen? Die Nachbarn? Die sind in gleicher Not. Die Kaufleute in der Stadt? Die sind vorsichtig und wollen ihr Geld nicht einbüßen. Mit diesen Gedanken quält er sich ab, als er eines Abends droben im Dachkämmerchen in seinem Bette liegt. Da fällt ihm ein: die Großmutter hat in der Dämmerung, wenn nicht mehr gearbeitet werden konnte, so oft von Rübezahl, dem Berggeiste oder Gnomen des Riesengebirges, erzählt. In alten Zeiten hat er dort im Gebirge sein Wesen getrieben, hat wohl manchem einsamen Wanderer einen Schabernack gespielt, aber auch manchem armen Manne, mancher armen Frau, die unverschuldet ins Elend gekommen waren, aus der Not geholfen. Wer von euch kennt so eine Geschichte? Und nun denkt der Webersohn: „Der einzige, der uns jetzt in der Not helfen kann, ist Rübezahl; ich steige morgen früh hinauf auf den Kamm des Gebirges und rufe seinen Namen, dann kommt er. Ich will ihn aber nicht anbetteln, sondern werde ein Stück von Vaters bester Leinwand mitnehmen und es ihm für seine Hilfe anbieten!" — Wie wird der Gang des Knaben zu Rübezahl ausfallen?

II. **Vertiefung.** 1. Der Gang der Stimmung im Gedichte. In kindlich-treuherzigem Glauben an Rübezahl hat der Knabe den Weg zum Gebirgskamm angetreten, das Leben des erwachenden Frühlings stärkt ihm den Mut; so ruft er denn in einer Mischung von Glauben, Sorge und Zaghaftigkeit den Namen des launenhaften Berggeistes einmal, zweimal, mit Ungeduld auch zum drittenmal. Mit dem Ausbleiben des Helfers steigert sich das Verlangen nach Hilfe, es äußert sich darin, daß er den Namen jedesmal nun zweimal ruft (Str. 4 bis 6) und sich die Wirkungen der gehofften Hilfe in den lebhaftesten Farben ausmalt. Aber Rübezahl kommt nicht, die Hoffnung sinkt, der Hunger macht sich geltend, matt und unter Tränen ruft er noch einmal „Rübezahl!" Die große Enttäuschung und die Hoffnungslosigkeit drücken sich in dem „Hu" der 8. Str. aus. Hoffnungs- und trostlos ist die Aussicht auf das Grab, dem das junge Leben entgegengeht. Das Gedicht klingt aus in dem wie ein höhnisches Echo anmutenden Namen des vergeblich gerufenen Berggeistes.

Der Hörer oder Leser des Gedichts weiß, daß ein Rübezahl nicht helfen kann; je näher er nun mit dem Wunsche des Knaben bekannt wird, und je tiefer er in die Not der Familie eindringt, um so quälender legt sich ihm das Bewußtsein aufs Herz, daß der Knabe vergeblich den Berggeist um Hilfe anruft.

2. Die Stellung des Dichters. Aus sozialem Empfinden, aus der Anteilnahme des Dichters an dem Schicksale von Volksgenossen heraus ist das Gedicht „Rübezahl" entstanden. Es ist des Dichters gutes Recht, leidenden Volksgenossen, die selbst ihre Not nicht vor die Allgemeinheit bringen können, seine Stimme zu leihen und so die Öffentlichkeit auf diese Not hinzuweisen, damit Hilfe gebracht werden kann. Das Bild der hungernden Weberfamilie ist sicher in grellen Farben gemalt, aber die große Not erforderte die Anwendung kräftiger Mittel, und die Grenze des dem Dichter Erlaubten ist hier nicht überschritten.

Dr. P.

57. Die Einladung.

Albert Knapp.

Ein frommer Landmann in der Kirche ſaß;
den Text der Pfarrer aus Johanne las
am Oſtermontag, wie der Heiland rief
vom Ufer: „Kindlein, habt ihr nichts zu eſſen?“
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
daß er in ſtiller Wehmut dageſeſſen.

Vertiefung. 1. Ort und Zeit. a) Im Hauſe Gottes. Es iſt Oſtermontag auf einem Dorfe und die Kirche mit andächtigen Landleuten gefüllt. Der Pfarrer predigt über das Bibelwort Joh. 21, 5: Jeſus ſpricht zu ihnen: „Kinder, habt ihr nichts zu eſſen?“ Sie antworteten ihm: „Nein.“ Unter den Zuhörern ſitzt ein frommer Landmann und lauſcht mit beſonderer Andacht dem göttlichen Worte. In ſeinem Auge ſpiegelt ſich Wehmut, in ſeinem Antlitze tiefe Bewegung, und ſeine Lippen bewegen ſich im Gebete.

b) Im Hauſe des Landmannes. Es iſt am Sonntag nach Oſtern um die Mittagszeit. Wir blicken in das ſaubere Wohnzimmer des Landmannes. In einem Fenſter der Stube ſteht ein friſcher Strauß von Frühlingsblumen. Auf dem Tiſche dampft eine gute Hühnerſuppe. Um den Tiſch ſtehn in ihrem beſten Schmucke die Kinder nebſt ihrer Mutter. Noch halten ſie die Hände gefaltet von dem eben geſprochenen Tiſchgebet. Die Tür nach der Hausflur iſt geöffnet. Dort ſteht auf der ſauber gefegten und ſandbeſtreuten Flur ein Greis mit ſilbergrauen Haaren, ſehr dürftigen Kleidern, eingefallenen Backen, flehenden Augen und bittend ausgeſtreckten Händen. Der Hausvater iſt ihm entgegengeeilt mit freudeſtrahlendem Geſicht, heißt ihn als langerwarteten Gaſt willkommen, führt ihn am Arme in die Stube und ſetzt ihn auf den Ehrenplatz am Tiſche.

2. Charakter des Landmannes. Zeige aus der Erzählung, daß der Landmann fromm und kirchlich, andächtig und von Wehmut ergriffen, ſchlicht und einfältig in ſeinem Glauben, innig in ſeiner Selbſterkenntnis, ausdauernd in ſeinen Bitten, dankbar für die göttlichen Wohltaten, verſtändnisvoll für den geiſtigen Sinn des Bibelwortes, beglückt über die Erhörung ſeiner Bitte war!

3. Gliederung und Gedankengang. I. Die Einladung. a) Die Frage des Heilands trifft das Herz des Landmannes. b) Er ladet ihn demütig, aber innig zu Tiſche ein.

II. Die Vorbereitungen. a) Er wiederholt die Bitte täglich die ganze Woche hindurch. b) Er läßt das Haus am Samstag auf den Beſuch eines hohen Gaſtes rüſten. c) Den Namen des Gaſtes verſchweigt er Frau und Kindern.

III. Die Erwartung. a) In der Kirche wiederholt er die Einladung. b) Die Mutter rüſtet ein gutes Mittagsmahl. c) Sie und die Kinder fangen nach 12 Uhr an, ungeduldig zu werden.

IV. Die Erfüllung. a) Im Tiſchgebet wird Jeſus nochmals eingeladen. b) Ein armer, hungriger Greis erſcheint an der Tür und bittet um ein Stücklein Brot. c) Der Landmann führt ihn voll Freude an den gedeckten Tiſch. d) Er ſieht in dem Armen den Heiland, den er zu Tiſche geladen hat.

4. Grundgedanke. Matth. 25, 35. 36. 40: „Der König wird ſagen zu denen zu ſeiner Rechten: Ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich geſpeiſet. Ich bin durſtig geweſen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gaſt geweſen, und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackend geweſen, und ihr habt mich bekleidet.

Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen. — Was ihr getan habt an einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan."

5. Aufgaben. a) Weise den Glauben, die Liebe und die Hoffnung des Landmannes aus dem Gedichte nach! b) Welche Werke der christlichen Barmherzigkeit hat er wohl an dem Bettler geübt? Fr. P.

58. Weihnachten auf fremdem Meere.

Ernst von Wildenbruch.

Über das weite, das dunkle Meer,
wo keine Brücke und wo kein Steg,
wandelt schweigend die Weihenacht,
kommt aus dem deutschen Lande her,
hat zu wandeln gar weiten Weg,
hat zu tragen gar schwere Fracht:
tausend Gedanken aus Hütte und Haus,
alle in Liebe und Sorge gehegt,
sind ihr zu tragen auferlegt,
soll sie bestellen fern da drauß.
Soll dem Sohne am fernen Strand
sagen: „Die Mutter denket dein."
Soll dem Vater im fremden Land
Bote von Weib und Kindern sein.
Weihenacht wandelt treulich geschwind
bis an die ferne, die fremde Bucht;
weiße Schiffe wiegen im Wind,
deutsche Schiffe, die sie gesucht,
Weihenacht schwingt sich an Schiffes Bord,
über den Schiffen wird ein Licht,
Schiffsvolk schlummert, vernimmt sie nicht,
singend erhebt sich ihr süßes Wort:
„Blonder Knabe, dir einen Kuß
bring ich vom fernen Muttermund;
bärtiger Mann, einen süßen Gruß
tu ich von Kindern und Weib dir kund,
Schiffsvolk, du deutsches, jung und alt,
über das dunkle, das pfadlose Meer
schickt eure Heimat mich zu euch her,
schickt einen Hauch euch der deutsche Wald."
Schiffsvolk, träumend, vom Schlaf erwacht:
„Was ist geschehen, wer trat herein?
Heut in Deutschland ist Weihenacht,
ferne Heimat, wir denken dein."
Männer draußen im Wogentanz
denken heim an den Tannenbaum,
denken heim an den Lichterglanz,
jubelnder Kinder singenden Kranz,
Männer, umbrüllt von Wellenschaum,
träumen den seligen Weihnachtstraum.
Über das weite, das dunkle Meer,
wo keine Brücke und wo kein Steg,
wandelt schweigend die Weihenacht,
kommt aus dem fernen Lande her,
hat bis Deutschland gar weiten Weg,
hat zu tragen gar schwere Fracht.
Grüße an all', die in Hütte und Haus
heut unterm Baum zusammen sind,
Vater und Mutter und Weib und Kind,
Grüße, viel tausend, am Herzen gehegt,
haben die Männer, die fernen da drauß,
ihr zu bestellen auferlegt.
Weihenacht wandelt, es spritzen die Wellen,
sorgt nicht — sorgt nicht, sie wird's bestellen.

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Vor dem Weltkriege fuhren jahraus jahrein viele deutsche Schiffe durch fremde Meere oder lagen in fremden Häfen, um Waren abzugeben oder wieder aufzunehmen. Wenn dann Weihnachten nahte und in Deutschland jeder, den bisher Beruf oder Geschäft draußen festgehalten hatte, ins Elternhaus oder zu seiner Familie zurückkehrte, dann konnten Tausende von Jünglingen und Männern auf den Schiffen an der Weihnachtsfeier daheim nicht teilnehmen. Ihnen allen widmete Ernst von Wildenbruch sein Gedicht „Weihnachten auf fremdem Meere".

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. A. V. 1—14. Die Weihnacht wandelt als Botin, beladen mit vielen Grüßen aus der deutschen Heimat, über die fremden Meere und in die fernen Häfen. — V. 3. Weihenacht, mhd. wîhe naht = heilige Nacht; die längere Form Weihnachten ist urspr. ein Dat. Plur.,

entstanden aus mhd. ze den wîhen nahten = in den heiligen Nächten. — V. 10. **draußt** ist entstanden aus mhd. dar ûze = darauß, draußen, d. i. da oder dort außen. — B. V. 19—30. Die Weihnacht überbringt den Jünglingen und Männern auf deutschen Schiffen die Grüße aus der deutschen Heimat und dem deutschen Walde. — V. 30. Mit Weihnachten ist die Erinnerung an den Tannennadelduft des Weihnachtsbaums aufs engste verbunden. — C. V. 31—40. Von der Botin gegrüßt, denkt das deutsche Schiffsvolk an die Weihnachtsfeiern der Heimat mit Sehnsucht zurück. — D. V. 41—54. Von den deutschen Schiffen wandelt die Botin wieder heimatwärts, um dort in den Familien alle ihr mitgegebenen Grüße zu bestellen.

2. Die Weihnacht als Botin der Heimat. Wildenbruch läßt die Weihnacht als Botin der Heimat auftreten. Schwerbeladen mit den Gedanken, Grüßen und Küssen der daheimgebliebenen Mütter, Frauen und Kinder, wandelt sie mit Gedankenschnelle dahin und sucht jedes deutsche Schiff auf fremdem Meere oder in fremdem Hafen auf. Überall weckt sie die deutsche Schiffsmannschaft, überbringt jedem einzelnen die Grüße der Heimat und den Tannennadelgeruch des deutschen Waldes und weckt in ihnen die Sehnsucht nach Heimat, Familie und Weihnachtsfeier im Familienkreise. Mit ihren Grüßen beladen, kehrt sie ebenso schnell wieder in die deutsche Heimat zurück und sucht die einzelnen Familien auf, um ihren Auftrag auszurichten. — So verbindet Weihnachten, das Fest der Liebe, die Herzen der räumlich getrennten Familienglieder. Es weckt bei denen draußen die Sehnsucht nach der deutschen Heimat und die Erinnerung an so manche deutsche Weihnachtsfeier und kann sie in Stunden der Versuchung vor dem Bösen bewahren.

Dr. P.

59. Die Kapelle.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart. Bd. I 11.

1. Droben stehet die Kapelle,
schauet still ins Tal hinab;
drunten singt bei Wies' und Quelle
froh und hell der Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
schauerlich der Leichenchor;
stille sind die frohen Lieder,
und der Knabe lauscht empor.

3. Droben bringt man sie zu Grabe,
die sich freuten in dem Tal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
dir auch singt man dort einmal!

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Eine Kapelle, eine kleine Kirche, hat Ludwig Uhland zum Mittelpunkte eines seiner Gedichte gemacht. Wo findet man solche kleinen Kirchen? Auf Friedhöfen, bei Anstalten christlicher Liebestätigkeit, auf Bergen. Hört das Gedicht!

II. **Vertiefung.** Erstes Bild (Str. 1). Ein sonniger Herbsttag liegt über der Erde. Auf einem Hügel erhebt sich eine Kapelle, ein kleiner Glockenturm ragt in die blaue Luft. Ringsum ist Stille gebreitet. Am Fuße des Hügels dehnt sich eine Wiese aus, durch die ein Bächlein fließt, und auf der Schafe hin und her weiden. Ihr Hirte, ein Knabe, sitzt inmitten seiner Herde am Bache und ist fröhlich trotz seiner Einsamkeit; er schickt seine frohen Lieder über die Wiese, aber sie finden keinen Widerhall bei der stillen Kapelle: zwischen drunten und droben ist scheinbar keine Beziehung.

Zweites Bild (Str. 2). Die Stille droben wird plötzlich unterbrochen. Das Glöcklein der Kapelle hat angefangen zu läuten — nicht in fröhlichen Tönen, sondern in langsamen, traurigen Schlägen. Sie weisen den Weg dem Leichenzuge, der die Straße bergauf zur Kapelle wandelt — voran ein Knabe, der ein hohes Kruzifix trägt, dann der Pfarrer im schwarzen Talare, die Träger mit dem schwarzen Sarge, die Leidtragenden in dunkeln Kleidern, Begräbnislieder in getragenen Tönen singend. Jetzt wissen wir, daß die Stille, von der die Kapelle umgeben war, ihren besonderen Grund hatte: um sie breitet sich der Friedhof mit seinen Gräbern und Kreuzen aus, es ist die Stille des Todes, die droben herrscht; sie wird jetzt durch den Leichenzug unterbrochen, der den Toten wieder einen Toten zuführt. Und die so plötzlich entstandene Bewegung droben, die Klänge der Glocke und die Töne des Leichenchors wirken auf das Leben drunten im Tale ein: der Knabe hat aufgehört zu singen und lauscht auf die Klänge von droben. Aber es gibt noch eine tiefere Beziehung zwischen dem Drunten und Droben (Str. 3). Der Friedhof droben nimmt die Leichen derer auf, die drunten im Tale gelebt, gearbeitet und sich gefreut haben. Einst wird wieder einmal das Glöcklein der Friedhofskapelle läuten, werden wieder Grabeslieder ertönen, und der, den sie dann zur letzten Ruhe geleiten, wird sein der Hirtenknabe. Dr. P.

60. Der Postillion.

Nikolaus Lenau, Sämtliche Werke. Leipzig, Bibl. Institut. Bd. I 102.

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen
ob der holden Frühlingspracht
freudig hingezogen.

2. Schlummernd lagen Wies' und Hain,
jeder Pfad verlassen;
niemand als der Mondenschein
wachte auf der Straßen.

3. Leise nur das Lüftchen sprach,
und es zog gelinder
durch das stille Schlafgemach
all der Frühlingskinder.

4. Heimlich nur das Bächlein schlich,
denn der Blüten Träume
dufteten gar wonniglich
durch die stillen Räume.

5. Rauher war mein Postillion,
ließ die Geißel knallen,
über Berg und Tal davon
frisch sein Horn erschallen.

6. Und von flinken Rossen vier
scholl der Hufe Schlagen,
die durchs blühende Revier
trabten mit Behagen.

7. Wald und Flur im schnellen Zug
kaum gegrüßt — gemieden;
und vorbei wie Traumesflug
schwand der Dörfer Frieden.

8. Mitten in dem Maienglück
lag ein Kirchhof innen,
der den raschen Wanderblick
hielt zu ernstem Sinnen.

9. Hingelehnt an Bergesrand
war die bleiche Mauer,
und das Kreuzbild Gottes stand
hoch, in stummer Trauer.

10. Schwager ritt auf seiner Bahn
stiller jetzt und trüber;
und die Rosse hielt er an,
sah zum Kreuz hinüber:

11. „Halten muß hier Roß und Rad!
Mag's euch nicht gefährden;
drüben liegt mein Kamerad
in der kühlen Erden!

12. Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell
wie mein Kamerade!

13. Hier ich immer halten muß,
dem dort unterm Rasen
zum getreuen Brudergruß
sein Leiblied zu blasen!"

14. Und dem Kirchhof sandt' er zu
frohe Wanderfänge,
daß es in die Grabesruh'
seinem Bruder dränge.

15. Und des Hornes heller Ton
klang vom Berge wider,
ob der tote Postillion
stimmt' in seine Lieder. —

16. Weiter ging's durch Feld und Hag
mit verhängtem Zügel;
lang mir noch im Ohre lag
jener Klang vom Hügel.

I. **Vorbereitung.** Der Dichter Lenau suchte in Amerika das Glück, das er in Deutschland nicht gefunden hatte. Aber auch dort floh es ihn, und nichts als schmerzliche Enttäuschungen fand er in der neuen Welt. Aus seinen widerlichen Verhältnissen auf seiner Farm am Missouri flogen seine sehnenden Gedanken zurück nach Deutschland und malten ihm die Bilder der Heimat in den schönsten Farben. So gestaltete sich eine nächtliche Reiseerinnerung aus Schwaben zu dem köstlichen Gedichte „Der Postillion". In einer mondhellen Mainacht fuhr Lenau im Postwagen von Stuttgart über Tübingen und Hechingen nach Balingen durch eine schöne schwäbische Landschaft, ein blühendes Revier. Vier flinke Rosse zogen den Wagen; auf dem einen saß ein gewandter Postillion, d. h. Postkutscher, den die Reisenden scherzhaft auch Schwager nennen (eine Entstellung des Wortes chevalier, d. i. Reiter, wie man die ersten reitenden Postboten unter Kaiser Maximilian I. nannte). Er schwang die Geißel (Peitsche) und blies auf seinem Posthorn muntere Wanderlieder. Die Fahrt ging über Berg und Tal, durch Wiesen und Haine (Wälder), durch schlafende Dörfer und blühende Hage (Gehege, Gebüsche, Zäune) im Fluge davon (dahin, fort). Unter einem Berghange, an den sich ein Friedhof lehnte, machte der Postillion halt und entschuldigte sich bei seinem Passagier wegen der Säumnis, die aber die Erreichung des Reisezieles nicht gefährden (in Gefahr bringen, in Frage stellen) sollte. Im bleichen Mondenschimmer ragte aus den Kreuzen und Leichensteinen das „Kreuzbild Gottes", d. h. ein hohes Kreuz mit dem gekreuzigten Gottessohne. Hier am Ruheplatz der Toten übte der Postillion als treuer Freund einen Dienst der Liebe, der dem Dichter unvergeßlich blieb.

II. **Vertiefung.** Gliederung und Erläuterungen. A. Str. 1—4. Liebliche Mondnacht im Mai — Himmel, Erde, Blumen, Bächlein. Str. 1. ob = über; so noch in der Dichtersprache. Str. 2. auf der Straßen: Der Dichter behält hier im Sing. die schwache Biegung des weiblichen Hauptwortes bei, wie sie früher gebräuchlich war; vgl. Str. 11 in der kühlen Erden. Führe das Bild vom „stillen Schlafgemach der Frühlingskinder" durch! Welche Stimmung liegt über den vier ersten Strophen? — B. Str. 5—7. Eilige Postfahrt. In welchem Verhältnisse steht die Stimmung dieser Strophen zu den vorhergehenden? Gegensatz: dort alles lieblich, leise, still, heimlich — hier alles rauh, laut, eilig; dort Schlaf und Traum — hier waches, kräftiges Leben. — C. Str. 8—10. Der Halt am stillen Friedhofe. Wieder ein rascher Wechsel der Stimmung! Dem Maienglück steht gegenüber der Friedhof der Toten mit seiner im Mondenscheine bleich schimmernden Mauer und dem hohen Kruzifix. Und wie bisher die Blicke des Fahrgastes mit Behagen durch die Schönheiten der Maiennacht rasch gewandert waren, so werden sie jetzt durch den Anblick des Friedhofes festgehalten, und die ernste Stimmung teilt sich nun auch dem Postillion mit. — D. Str. 11—15. Gruß der Liebe an einen Toten. Str. 13. Leiblied: In der älteren Sprache wird Leib für die ganze Person gebraucht; „Leiblied" ist also das einer Person zusagende Lied oder das Lieblingslied. — Str. 14: Die frohen Wandersänge

ſind Wander- oder Reiſemelodien, wie ſie gerade für den Beruf eines Poſtillions paſſen. — Str. 15: Die Konjunktion ob ſteht hier — wie im älteren Neuhochdeutſch — im Sinne von „als ob". — E. Str. 16. Weiterfahrt und Weiterklingen des Liedes. Mit verhängtem, d. h. hängen gelaſſenem Zügel, ſo daß die Pferde nicht mehr zurückgehalten werden, ſondern frei ausgreifen dürfen, um den Zeitverluſt wieder gutzumachen. — Die vorher getrennten Stimmungen, die Freude an der ſchnellen Fahrt durch die Maiennacht und die Rührung über den Liebesdienſt des Poſtillions, klingen jetzt im Innern des Dichters nebeneinander fort. Wie erklärt ſich die Wirkung dieſes Erlebniſſes, das den Dichter über das große Waſſer hinüber begleitete und dort in einem Gedichte Geſtalt gewann? Dieſe Wirkung beruht auf den ſtarken Gegenſätzen: die ſtille Maiennacht — die laute Fahrt, in der Frühlingspracht — ein Friedhof, auf raſcher Fahrt — ein plötzliches Halt, der rauhe Poſtillion — ſein zarter Liebesdienſt. Fr. P. (Dr. P.)

61. Tod in Ähren.

Detlev von Liliencron, Sämtliche Werke. Berlin und Leipzig 1904. Bd. VII 9.

1. Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
liegt ein Soldat, unaufgefunden,
zwei Tage ſchon, zwei Nächte ſchon,
mit ſchweren Wunden, unverbunden.

2. Durſtüberquält und fieberwild,
im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
ſein brechend Auge ſchlägt nach oben.

3. Die Senſe rauſcht im Ährenfeld,
er ſieht ſein Dorf im Arbeitsfrieden,
ade, ade du Heimatwelt —
und beugt das Haupt und iſt verſchieden.

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Der Dichter Detlev von Liliencron hat 1866 an dem Kriege in Böhmen teilgenommen. Ein Erlebnis, das er damals gehabt, kam ihm nicht aus dem Sinn. In einem der Kämpfe war ein Soldat ſchwerverwundet in einem Weizenfelde niedergeſunken und nach der Schlacht wegen der hohen, dichten Ähren nicht gleich geſehen worden. Erſt am dritten Tage wurde er entdeckt — tot. Die ihn fanden, merkten wohl, daß er nicht plötzlich und ſchnell den Tod gefunden, ſondern erſt noch viel gelitten hatte; und doch lag es wie Frieden auf dem Antlitze des Toten. Wie kam es, daß wenigſtens ſein Sterben friedlich geweſen war?

II. **Vertiefung.** Schildere den Ort, wo der verwundete Soldat lag! Warum wurde er nicht früher aufgefunden? Was hat er erdulden müſſen? Wundſchmerz, Fieber, Durſt, Verlaſſenheit. Nun geht es mit ihm zu Ende, noch einmal ſchlägt er die Augen auf und ſieht die goldenen Ähren, die ſich vom Himmel abheben. Welches Bild ſteigt da vor ihm auf? Er ſieht ſein märkiſches Dorf an einem heißen Julitage daliegen; die Getreideernte iſt in vollem Gange. Er ſelbſt mit ſeinem Vater und ſeinen Brüdern mäht mit der Senſe das Getreide. Von der Tagesarbeit iſt er dann müde und durſtig, er will heimwärts ins Elternhaus gehen. — Mit dieſem Traumbilde vor Augen ſtirbt er. Was ließ ihn mit Frieden ſterben? Der Gedanke an die friedliche Heimat und ſeine friedliche Arbeit in ihr.

Dr. P.

62. John Maynard.

Theod. Fontane, Gedichte. 9. Aufl. S. 205.

John Maynard!*
Wer ist John Maynard?
„John Maynard war unser Steuermann,
aushielt er, bis er das Ufer gewann,
er hat uns gerettet, er trägt die Kron',
er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.
John Maynard."

Die „Schwalbe" fl egt über den Eriesee,
Gischt schäumt um den Bug wie Flocken von Schnee,
von Detroit fliegt sie nach Buffalo —
die Herzen aber sind frei und froh,
und die Passagiere mit Kinder und Frau'n
im Dämmerlicht schon das Ufer schau'n,
und plaudernd an John Maynard heran
tritt alles: „Wie weit noch, Steuermann?"
Der schaut nach vorn und schaut in die Rund':
„Noch dreißig Minuten .... halbe Stund."

Alle Herzen sind froh, alle Herzen sind frei —
da klingt's aus dem Schiffsraum her wie Schrei,
„Feuer!" war es, was da klang;
ein Qualm aus Kajüt' und Luke drang,
ein Qualm, dann Flammen lichterloh,
und noch zwanzig Minuten bis Buffalo.

Und die Passagiere, buntgemengt,
am Bugspriet stehn sie zusammengedrängt,
am Bugspriet vorn ist noch Luft und Licht,
am Steuer aber lagert sich's dicht,
und ein Jammern wird laut: „Wo sind wir? Wo?"
Und noch fünfzehn Minuten bis Buffalo.

Der Zugwind wächst, doch die Qualmwolke steht,
der Kapitän nach dem Steuer späht,
er sieht nicht mehr seinen Steuermann,
aber durchs Sprachrohr fragt er an:
„Noch da, John Maynard?" „Ja, Herr, ich bin."
„Auf den Strand! In die Brandung!" „Ich halte drauf hin."
Und das Schiffsvolk jubelt: „Halt aus! Hallo!"
Und noch zehn Minuten bis Buffalo.

„Noch da, John Maynard?" Und Antwort schallt's
mit ersterbender Stimme: „Ja, Herr, ich halt's!"
Und in die Brandung — was Klippe, was Stein! —
soll Rettung kommen, so kommt sie nur so.
Rettung: der Strand von Buffalo!

* * *

Das Schiff geborsten. Das Feuer verschwelt.
Gerettet alle. Nur einer fehlt.

* * *

Alle Glocken geh'n; ihre Töne schwell'n
himmelan aus Kirchen und Kapell'n,
ein Klingen und Läuten, sonst schweigt die Stadt,
ein Dienst nur, den sie heute hat:

* Es ist nicht erforderlich, den Namen englisch auszusprechen.

Zehntauſend folgen oder mehr,
und kein Aug' im Zuge, das tränenleer.
Sie laſſen den Sarg in Blumen hinab,
mit Blumen ſchließen ſie das Grab,
und mit goldner Schrift in den Marmorſtein
ſchreibt die Stadt ihren Dankſpruch ein:
„Hier ruht John Maynard. In Qualm und Brand
hielt er das Steuer feſt in der Hand,
er hat uns gerettet, er trägt die Kron',
er ſtarb für uns, unſre Liebe ſein Lohn.
John Maynard."

I. **Einführung in den Schauplatz und die Handlung,** dann **Vortrag.** In Nordamerika erſtreckt ſich als einer der fünf großen Kanadiſchen Seen der Erie- (ſpr. Iri-) See 395 km lang von SW. nach NO. Im Weſten ergießt ſich ihn der Detroit- (ſpr. Ditreut-) Fluß, an dem die Handelsſtadt Detroit liegt. In ſeiner Nordoſtecke hat ſich als Hafen- und Handelsſtadt Buffalo entwickelt. Zwiſchen dieſen beiden Städten vermittelte den Menſchen- und Güterverkehr der Dampfer „Schwalbe". Einſt war dieſes Schiff wieder mit einer großen Schar von Fahrgäſten von Detroit nach Buffalo unterwegs. Kurz vor dem Ziele bei hereinbrechender Nacht geriet es in ſchwerſte Gefahr. Aber unter den Schiffsleuten war ein Held, der die Rettung der Paſſagiere vollbrachte. Wie hieß der Mann?

II. **Gang der Ereigniſſe und der Stimmungen.** 1. V. 1—7. Der Held und ſeine Tat.

2. V. 8—17. Schnelle, glückliche Fahrt, hereinſinkende Dämmerung, das Ziel in 30 Minuten erreicht — Fahrgäſte in froher Stimmung.

3. V. 18—23. Umſchwung: Ausbruch eines Feuers im Schiffsraum, erſt Qualm, dann lichterlohe Flammen — Beſorgnis, da Buffalo noch 20 Minuten entfernt iſt.

4. V. 24—29. Die Fahrgäſte vorn am Bugſpriet, wo Licht und Luft iſt, zuſammengedrängt, das Heck des Schiffes mit dem Steuerruder in dichten Qualm gehüllt — Todesangſt und Jammern unter den Inſaſſen des Schiffes, da Buffalo immer noch 15 Minuten entfernt iſt.

5. V. 30—37. Einzige Möglichkeit der Rettung, wenn das Schiff ſo ſchnell wie möglich auf den Strand aufläuft, Befehl des Kapitäns an den Steuermann, der noch auf ſeinem Poſten aushält — Wiedererwachen der Hoffnung, anfeuernde Zurufe an den Steuermann, aber noch 10 Minuten bis Buffalo!

6. V. 38—45. Qualm und Glut wachſen; Spannung, ob der Steuermann aushalten kann und will. Schon wird die Brandung hörbar, das Schiff läuft auf; Rettung der Paſſagiere, nur der Steuermann auf ſeinem Poſten tot — Freude und Trauer.

7. V. 46—60. Glockenläuten von allen Kirchen und Kapellen Buffalos; alle Arbeit in der ſonſt ſo arbeitsfreudigen Stadt ruht, nur ein Dienſt wird verrichtet — der Dienſt der dankbaren Liebe — Leichenbegängnis des Steuermanns, Dank der Geretteten, ihrer Familien, der ganzen Stadt durch Tränen, Blumen, Denkſtein von Marmor mit goldener Inſchrift.

III. **Das Heldentum John Maynards in Tat und Leiden.** Als das Feuer im Schiffsraum ausbrach, blieb John Maynard auf ſeinem Poſten und verließ

ihn auch nicht, als Qualm und Glut wuchsen und alles nach dem Bugspriet flüchtete. Er erkannte, daß der einzige Weg, alle Fahrgäste und Mannschaften oder wenigstens einen Teil zu retten, der sei, das Schiff auf den Strand auflaufen zu lassen, und führte den Befehl des Kapitäns aus. Mit ersterbender Kraft hielt er das Steuerruder so lange fest, bis das Schiff aufgelaufen war. So war er in seinem Berufe treu bis in den Tod, ein Held und Retter, das Vorbild schlichter Pflichterfüllung. Seine Heldentat bildet eine Erläuterung zu den Bibelworten: a) Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde (Joh. 15, 13). b) Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben (Off. Joh. 2, 10).

IV. **Des Dichters Kunst.** Die Dichtung beginnt mit dem Namen eines unbekannten Mannes. Unwillkürlich wird die Frage laut, wer dieser John Maynard sei. Die Antwort kommt aus dem Munde eines der geretteten Fahrgäste; nachdrucksvoll wird am Ende der Name des Helden wiederholt. Diese Antwort wie die nachfolgende Erzählung gibt der Dichter in schlichten vierhebigen Verspaaren ohne strophische Gliederung. Auftakt und Senkungen sind frei behandelt, bald ein-, bald zweisilbig. An bedeutsamer Stelle fällt der Auftakt fort; das Gewicht der ersten Hebung wird dadurch verstärkt: so V. 20 (Feuer) und V. 43 (Rettung).

Die Handlung entwickelt sich vor unsern Augen und Ohren in 30 Minuten; sie schreitet vorwärts mit dem Zeiger der Uhr von 10 bzw. 5 zu 5 Minuten. Der Gleichschritt tritt in dem Wortlaut zutage, den die Schlußzeilen der einzelnen Abschnitte haben; kehrreimartig heißt es: „Noch dreißig Minuten", „Und noch zwanzig, fünfzehn, zehn Minuten bis Buffalo". Aber diese einander so ähnlich lautenden Zeilen bringen ganz verschiedene Gefühle zum Ausdruck (Vortrag!); die Hörer müssen es empfinden, wie lang sich diese Minuten für die Beteiligten dehnen. Über die furchtbaren Qualen, die der heldenmütige Steuermann erdulden mußte, um die Insassen des Schiffes zu retten, deckt der Dichter absichtlich einen Schleier; nur ahnen läßt er uns etwas von diesen Qualen (V. 27, 32, 39).

Schlicht wie die rhythmische Form ist auch der sprachliche Ausdruck, in dem der Dichter die schlichte Heldentat des einfachen Mannes erzählt (Anaphora in V. 21 und 22, V. 38 und 39). Charakteristisch ist die Knappheit in den Fragen des Kapitäns und den Antworten des Steuermanns (V. 34 und 35, V. 38 und 39). Aus den abgebrochenen Sätzen in V. 44 f. klingt es wie mühsam verhaltener Schmerz. Der Ausgang der Dichtung kehrt zum Eingang zurück. Wir sehen nun, daß die einleitende Antwort des Fahrgastes mit den entsprechenden Änderungen von der Grabschrift hergenommen ist: diese bringt in kürzester, schlichtester Form die Tat des Helden und den Dank der Liebe zum Ausdruck, sie prägt sich auch leicht und fest ein.

V. **Aufgabe.** Vergleiche John Maynards Heldentat mit der des alten Lotsen in L. Giesebrechts Gedicht „Der Lotse"! Dr. P.

63. Das Grab im Busento.

Aug. Graf v. Platen.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Wer war Alarich? Welche Züge und Siege von ihm habt ihr in der Geschichte kennen gelernt? Was ereignete sich bei der Erstürmung Roms 410? Wodurch reizte er den Zorn und Haß der Römer? (Durch eine ungeheuere Brandschatzung.) Welche Pläne verfolgte er nach der Eroberung Roms? (Er wollte Sizilien und Nordafrika erobern.) Warum konnte er diesen Plan nicht ausführen? (Er starb.) Wo und in welchem Alter? (In Cosenza, 34 Jahre alt.) Wo liegt Cosenza? (In Kalabrien an der Mündung des Flusses Busento in den Crati.) Hier bereiteten die treuen Goten ihrem geliebten Könige ein eigentümliches Begräbnis. Sie wollten ihn dadurch noch im Tode ehren, aber auch seine Leiche vor dem Hasse und der Habgier der Römer bergen. Der Dichter Graf August von Platen, der lange in Unteritalien lebte, hat dies Begräbnis in dem nachfolgenden Gedichte besungen. Das Rauschen des Schilfes und das Brausen der Wasserwirbel, denen er gelauscht, haben ihm das nächtliche, geheimnisvolle Ereignis, das vor fünfzehn Jahrhunderten hier stattfand, gleichsam verraten. Hört nun das Gedicht!

1. Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder;
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wider.

2. Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

3. Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.

4. Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette!
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

5. In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde;

6. Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

7. Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

8. Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habgier soll dir je dein Grab verfehren."

9. Sangen's und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere.
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

II. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Die Nacht liegt auf der Erde, aber ein lichter Schein erhellt sie. Tausende von westgotischen Kriegern haben sich am Ufer des Flusses Busento gesammelt. In weitem Bogen fließt der Fluß durch ein neugegrabenes Bett ab, durch das alte Bett aber ist ein Damm gezogen. Unter dem Damme ist das Flußbett wogenleer. Hier ist ein tiefes, weites Grab gegraben. In demselben steht, gestützt, ein getötetes Roß, und darauf sitzt ein toter Krieger in königlicher Rüstung, umgeben von seinen Waffen und Schätzen. Ein Chor bärtiger Krieger singt dem Toten Grab- und Heldenlieder. Bald wird man die Leiche mit Erde und Felsblöcken zugedeckt, den Damm wieder durchstochen und die Fluten als Hüter über das Grab geleitet haben. Aber hohe Stromgewächse werden aus dem Grabe wachsen und durch ihr Lispeln und Rauschen an die Grabgesänge der Goten erinnern.

2. Charakterzeichnung. Wodurch ist in dem Gedichte die Jugend und Schönheit Alarichs, seine Tapferkeit, sein Reichtum, die Dauer und weite Verbreitung seines Ruhmes, die Trauer, Liebe und Fürsorge seiner Goten, Haß und Habgier der Römer und die zweimalige Veränderung des Flußlaufes angedeutet?

3. Gliederung und Gedankengang. I. Die Grabwache. Str. 1: Das Schilf lispelt die Grablieder, und das Wasser gibt geheimnisvolle Antwort auf die Fragen nach dem hier eingesenkten Toten. Str. 2: Man glaubt in den Nebeln die Schatten der Goten auf- und abziehen zu sehen und in dem Schilfsäuseln ihre Klagen zu hören.

II. Das Begräbnis vor 1500 Jahren. Str. 3: Jung und heimatfern starb hier Alarich. Str. 4: Am Ufer des Flusses versammelten sich seine Goten und leiteten das Wasser in ein neues Bett. Str. 5: In das leere Bett wühlten sie ein tiefes Grab und senkten den König in der Rüstung auf seinem Rosse ein. Str. 6: Dann deckten sie alles mit Erde zu; Str. 7: durchstachen den Damm und leiteten die Busentowogen in ihr altes Bett über das Grab.

III. Die Grabgesänge. Str. 8: Sie werden von den Gotenhelden gesungen; Str. 9: von den Busentowellen in alle Meere getragen.

Grundgedanke. Die Liebe des Volkes ist die beste Hut und der schönste Schmuck der Königsgräber.

4. Schönheiten des Gedichts. Anfang und Schluß haken ineinander: die von Meer zu Meer fortgewälzten Grab-, Helden- und Ehrenlieder sind nicht verklungen; sie klingen wider im Rauschen des Wassers, im Lispeln des Schilfes und im Tosen der Wirbel, und der Dichter versteht ihren Klang und wird ihr Dolmetscher. Das Leichengefolge ist nicht verschwunden, sondern die Schatten der Goten ziehen noch klagend auf und ab am Flußufer; und der Dichter ist der Seher, dessen Blick die Nacht und die Jahrhunderte durchdringt. Das teure Königsgrab ruht in vierfacher Hut: Erde deckt den Heldenleib; Wasser verschließt die Grabespforten; Kriegerschatten halten Wacht; der Dichter spricht das Wort der Weihe.

III. **Aufgaben.** 1. Suche verwandte Stoffe! (Attilas Begräbnis in einem dreifachen Sarge. — Der reichste Fürst. — Heil dir im Siegerkranz. — Ich bin ein Preuße.) — 2. Beweise, daß das Gedicht die Tapferkeit und den Ruhm eines edlen Königs sowie die Liebe und Treue eines Volkes verherrlicht! — 3. Wie vollzogen sich die Veränderungen im Busentolaufe? — 4. Was haben die Lobgesänge an Alarich gepriesen? Fr. P.

64. A. Gotentreue.

Felix Dahn.

1. Erschlagen war mit dem halben Heer
der König der Goten, Theodemer.

2. Die Hunnen jauchzten auf blutiger Wal!
Die Geier stießen herab zu Tal.

3. Der Mond schien hell; der Wind pfiff kalt,
die Wölfe heulten im Föhrenwald.

4. Drei Männer ritten durchs Heidegefild,
den Helm zerschroten, zerhackt den Schild.

5. Der erste über den Sattel quer
trug seines Königs zerbrochenen Speer.

6. Der zweite des Königs Kronhelm trug,
den mittendurch ein Schlachtbeil schlug.

7. Der dritte barg im treuen Arm
ein verhüllt Geheimnis im Mantel warm.

8. So kamen ſie an den Iſter tief. —
Und der erſte hielt mit dem Roß und rief:

9. „Ein zerhau'ner Helm — ein zerhack-
ter Speer, —
von dem Reiche der Goten blieb nicht mehr!"

10. Und der zweite ſprach: „In den
Wellen dort
verſenkt den traurigen Gotenhort!

11. Dann ſpringen wir nach von dem
Uferrand, —
was ſäumeſt du, Meiſter Hildebrand?"

12. „Und tragt ihr des Königs Helm
und Speer, —
ihr treuen Geſellen, — ich trage mehr!"

13. Auf ſchlug er ſeinen Mantel weich:
„Ich trage der Goten Hort und Reich!

14. Und habt ihr gerettet Speer und
Kron', —
ich habe gerettet des Königs Sohn!

15. Erwache, mein Knabe! Ich grüße dich,
du König der Goten, Jung Dieterich!"

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Im Jahre 375 ſchlugen die Hunnen oder Heunen, ein kriegeriſches Hirten- oder Reitervolk aus dem innern Aſien, das tapfere Volk der Goten im öſtlichen Europa und unterjochten es auf lange Zeit. Erſchlagen mit der Hälfte ſeines Heeres lag der Gotenkönig auf blutiger Wal oder Walſtätte. (Das iſt das Schlacht- oder Kampffeld, von dem nach dem Glauben der Germanen die Walküren oder himmliſchen Schlachtenjungfrauen die gefallenen Helden nach Walhalla, dem Götterſaal, trugen.) Nur drei gotiſche Helden, feſt und treu, entrannen dem Gemetzel und retteten auf ihren ſchnellen Roſſen den Hort (Schutz und Schatz) der Goten, die Kleinode ihres erſchlagenen Königs. Einer von ihnen war des Königs Waffenmeiſter, der ſagenberühmte Hildebrand, d. h. Kriegsflamme. Aber es war ein trauriger Ritt durch die lange Nacht über das weite, eintönige Heide- oder Steppengefilde Ungarns. Die Aasgeier zogen kreiſchend nach dem Leichenfelde und ſtießen gierig herab; die Wölfe heulten im Föhren- oder Kiefernwalde, weil auch ſie die Beute auf dem Schlachtfelde witterten. So kamen die drei Helden an den Iſter oder die Donau, als der Tag anbrach. Was ſich hier begab, möge das herrliche Gedicht von Felix Dahn „Gotentreue" ſagen!

II. **Vertiefung.** 1. Charakter der Perſonen. Der Gotenkönig hatte tapfer gekämpft, davon zeugten der zerbrochene Speer und der zerſpaltene Kronhelm. Er hatte den Tod der Schande vorgezogen, denn „der ſcheide von dem Leben, von dem die Freiheit ſchied!" Gleich tapfer hatten ſeine Helden gekämpft. Davon ſprachen die zerſchrotenen Helme und zerhackten Schilde. Gern wären ſie mit ihrem Könige auf dem Felde der Ehre gefallen, — aber die Ehre und die Treue geboten ihnen, die Kleinode ihres Königs zu retten, damit ſie nicht in die Hände der Feinde fielen. Mutig und getreu ihrer Mannenpflicht, entriſſen ſie mit Lebensgefahr Kronhelm und Speer des Königs den Feinden, während der dritte, Meiſter Hildebrand, aus dem Königszelt den Kronerben rettete. Stumm und traurig reiten ſie durch die Nacht. Hoffnungslos wie die Heide liegt die Zukunft vor ihnen. Lebensüberdrüſſig wollen ſie ſich mit den Kleinoden in den Donaufluten begraben und auch im Tode noch die Treue bewahren. Aber Hildebrand trägt die lebendige Hoffnung, die feſte Zuverſicht auf eine glänzende Zukunft ſeines Volkes warm und weich unter ſeinem Mantel und in ſeinem Herzen. Freudig zeigt er im Glanze der aufgehenden Sonne den geretteten Königsſohn, grüßt ihn als Hoffnung ſeines Volkes, huldigt ihm als Gotenkönig und nennt ihn ahnungsvoll mit dem Heldennamen, deſſen Ruhm ſpäter die Welt erfüllte.

2. Gedankengang. I. Die Walstatt (Str. 1—3). Str. 1: Der Gotenkönig und sein halbes Heer liegen erschlagen auf der Walstatt. Str. 2: Die Hunnen jauchzen, und die Aasgeier stoßen herab. Str. 3: Auf der kalten, mondhellen Heide hört man das Heulen der gierigen Wölfe im Föhrenwalde.

II. Die Gotenhelden auf der Flucht (Str. 4—7). Str. 4: Sie tragen an sich die Spuren des furchtbaren Kampfes. Str. 5: Der erste rettete den zerbrochenen Königsspeer, Str. 6: der zweite den gespaltenen Königshelm, Str. 7: der dritte unter dem Mantel den Königssohn.

III. Ankunft an der Donau und Hoffnungslosigkeit der beiden ersten Goten (Str. 8—11). Str. 8: Sie kommen an die Donau und halten ihre Rosse an. Str. 9: Der erste klagt, daß außer des Königs Helm und Speer nichts mehr vom Gotenreiche übrig sei. Str. 10: Der zweite schlägt vor, diese traurigen Reste der Gotenherrlichkeit in die Fluten zu versenken. Str. 11: Dann wollen sie sich selber daneben in die Fluten begraben.

IV. Die Hoffnung Hildebrands und des Gotenreiches (Str. 12—15). Str. 12: Hildebrand trägt mehr als des Königs Helm und Speer. Str. 13: Unter dem Mantel hat er der Goten Hort und Zukunft. Str. 14: Seine Genossen haben Speer und Krone, er hat des Königs Sohn gerettet. Str. 15: Er weckt den Knaben, bietet ihm den Morgengruß, huldigt ihm als König und nennt ihn bei seinem künftigen Heldennamen.

3. Grundgedanke. Die Treue verzagt und klagt nicht, sondern handelt; sie harrt auch im Unglück aus und sieht immer wieder aus dunkler Nacht einen hellen Hoffnungsstern aufgehen.

III. **Aufgaben.** 1. Zeichne nach dem Gedichte a) ein Bild der Walstatt, b) der drei Flüchtlinge, c) der Gruppe an der Donau! 2. Weise nach a) die Tapferkeit der gotischen Helden, b) ihre Treue, c) ihre Hoffnungslosigkeit, d) die neue Hoffnung und Zuversicht! 3. Suche die Gegensätze im Gedicht! 4. Vergleiche das folgende Gedicht mit dem vorstehenden!

B. Die letzten Goten.

Felix Dahn.

1. „Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt!
Wir sind die letzten Goten,
wir tragen keine Krone mit —
wir tragen einen Toten.[1])

2. Mit Schild an Schild und Speer an Speer,
wir ziehn nach Nordlands Winden,
bis wir im fernsten grauen Meer
die Insel Thule finden.

3. Das soll der Treue Insel sein,
dort gilt noch Eid und Ehre.
Dort senken wir den König ein
im Sarg der Eichenspeere.

4. Wir kommen her — gebt Raum dem Schritt! —
aus Romas falschen Toren!
Wir tragen nur den König mit —
die Krone ging verloren."

[1]) König Tejas wurde 555 in der Vernichtungsschlacht am Vesuv beim Wechseln des Schildes, der mit 12 Speeren gespickt war, durch einen Wurfspieß getötet. Der oströmische Feldherr Narses bewilligte dem Reste der Ostgoten freien Abzug. Nach der Sage kehrten sie in die Urheimat der Goten, nach Norwegen, Schweden und den nordischen Inseln, zurück.

1. Ähnlichkeiten. Die Goten erleiden eine furchtbare Niederlage. Der König fällt nach dem tapferſten Widerſtande. Wenig getreue Mannen verlaſſen die Heimat, retten die Waffen und den letzten Hort des Reiches.

2. Verſchiedenheiten. A führt uns nach Ungarn, B nach Unteritalien. A verſetzt uns in das Jahr 375, bezw. 455, B in das Jahr 555. A zeigt eine Niederlage der Goten durch die wilden Hunnen, B eine ſolche durch den oſtrömiſchen Feldherrn Narſes und die falſchen Römer. In A ſehen wir drei gotiſche Helden auf der Flucht nach dem Süden, in B die letzten Goten auf dem Abzuge nach Norden. In A wird die Krone des Königs gerettet, in B verloren. In A bleibt die Königsleiche auf dem Schlachtfeld, aber der letzte Königsſproß wird gerettet; in B wird die Königsleiche in einem Sarge aus Eichenſpeeren fortgetragen, aber kein Königsſproß iſt mehr da. A klingt hoffnungsvoll, B hoffnungslos aus. A iſt ein Morgengeſang, B ein Grabgeſang der Gotenhoffnung.

Fr. P.

65. Heinrich der Vogler.

Joh. Nep. Vogl, Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden. Wien 1851. S. 52.

1. Herr Heinrich ſitzt am Vogelherd
recht froh und wohlgemut;
aus tauſend Perlen blinkt und blitzt
der Morgenröte Glut.

2. In Wieſ' und Feld und Wald und Au —
horch, welch ein ſüßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
die ſüße Nachtigall!

3. Herr Heinrich ſchaut ſo fröhlich drein:
„Wie ſchön iſt heut die Welt!
Was gilt's? Heut gibt's 'nen guten Fang!"
Er lügt zum Himmelszelt.

4. Er lauſcht und ſtreicht ſich von der Stirn
das blondgelockte Haar:
„Ei doch! Was ſprengt denn dort herauf
für eine Reiterſchar?"

5. Der Staub wallt auf; der Hufſchlag dröhnt,
es naht der Waffen Klang.
„Daß Gott! Die Herrn verderben mir
den ganzen Vogelfang!"

6. „Ei nun! — Was gibt's?" Es hält der Troß
vorm Herzog plötzlich an,
Herr Heinrich tritt hervor und ſpricht:
„Wen ſucht ihr da? Sagt an!"

7. Da ſchwenken ſie die Fähnlein bunt
und jauchzen: „Unſern Herrn! —
Hoch lebe Herzog Heinrich! — Hoch
des Sachſenlandes Stern!"

8. Dies rufend, knieen ſie vor ihn hin
und huldigen ihm ſtill
und rufen, als er ſtaunend fragt:
„'s iſt deutſchen Reiches Will'!"

9. Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabſt mir einen guten Fang! —
Herr Gott, wie dir's gefällt!"

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Der deutſche König Heinrich I. aus dem ſächſiſchen Herzogsſtamme führte außer ſeinem Beinamen „der Städtebauer" auch noch die Beinamen „der Finkler", „der Vogler" und „der Vogelſteller". Erkläre dieſe Beinamen! Er liebte es der Sage nach, den Finken und den Vögeln überhaupt am Vogelherde nachzuſtellen. Solche Lieblingsplätze Heinrichs werden am Harze bei Goslar, Quedlinburg, Ilfeld und Pöhlde gezeigt. Ein Vogelherd iſt ein freier Platz auf einer Waldlichtung oder am Waldrande, auf dem die Käfige mit den Lockvögeln verdeckt ſtehen, und der mit Vogelfutter beſtreut iſt; hat der Schlag der Lockvögel die wilden Sänger des Waldes zum Futter herbeigelockt, ſo werden ſie mit dem Schlagnetze gefangen. Wie Herzog Heinrich an ſolch einem Vogelherde

die Nachricht von seiner Wahl zum deutschen Könige erhielt, erzählt Vogls Gedicht „Heinrich der Vogler".

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. A. Str. 1—3. Herzog Heinrichs Hoffnung auf einen guten Fang am Vogelherde. Str. 1. Herr bezeichnet den Gebietenden, Vornehmen, Adeligen; im gleichen Sinne steht das Wort nachher in Str. 5: Heinrich erkennt an den Rüstungen, den Abzeichen und Fähnchen, daß nicht gewöhnliche Kriegsleute, sondern Vornehme heransprengen. — Str. 3. „Was gilt's?" wird urspr. in dem Sinne von „Wollen wir wetten?" gebraucht. — lugen = schauen, gehört der oberdeutschen Mundart an (Vogl ist in Wien geboren). — Schildere den Vogelherd und seine Umgebung! Ein freier Platz am Waldrand mit Gebüsch umstanden, in der Nähe Felder (Wachtel!), ein Fahrweg führt allmählich hinab, in der Tiefe eine Aue oder Wiese mit Bach und Gebüsch, aus der Nachtigallschlag ertönt. — Beschreibe den Frühlingsmorgen! In welcher Stimmung befand sich Heinrich? Was erhoffte er von dem schönen Morgen? Er wollte, frei von Herrschersorgen, sich an der Schönheit des Frühlingsmorgens erfreuen und auf dem Vogelherde einen guten Fang tun; weiter gingen seine Gedanken und Wünsche nicht. — B. Str. 4 und 5. Die Störung des Vogelfangs durch eine heransprengende Reiterschar! Str. 5. Daß Gott, nämlich: es verhüte! — Verfolge den Wechsel in der Stimmung Heinrichs! Ein fremdartiger Klang fällt störend in seine Freude, er wundert sich über das Heransprengen der Reiterschar, er empfindet Unmut über die Störung seines Vogelfangs, der noch immer sein ganzes Denken beherrscht. — C. Str. 6—8. Die Huldigung der Reiterschar vor Heinrich als dem neugewählten deutschen Könige. Str. 6. Die Worte: „Einun! Was gibt's?" spricht Heinrich noch im Verstecke für sich, um seine steigende Verwunderung auszudrücken, daß die Reiterschar gerade an seinem Platze Halt macht. — Troß, aus dem Lat., urspr. = Gepäck, bes. eines Heeres, dann ein Haufe von Menschen. — Str. 7: Heinrich hat sich nie zum römischen Kaiser krönen lassen; das Wort ist hier als Amtsbezeichnung verwendet. — Als Stern leuchtet Heinrich seinen Sachsen voran. — Str. 8. huldigen: zu dem Adj. hold = herablassend, freundlich, tritt als Subst. Huld, davon das ältere Zeitwort hulden, jünger huldigen = „die Huld eines Höhergestellten erwerben", sich ihn hold machen. — Als staunende Frage Heinrichs ist etwa zu ergänzen: „Wie ist das möglich?" — Schildere die Huldigungsszene! D. Str. 9. Heinrichs frommer Dank. Zeige, wie Heinrichs Verwunderung (Str. 4—6) in Staunen (Str. 8) und endlich in tiefe Herzensbewegung (Str. 9) übergeht! — Als Heinrich zum erstenmal zum Himmel emporschaute (Str. 3), tat er es, um nach den Wetterzeichen am Himmel zu sehen; jetzt steigen seine Gedanken und Gefühle höher hinauf, zu Gott, der den Willen des deutschen Volkes lenkte, daß es Heinrich zu seinem Oberhaupte wählte. Für dieses wunderbare Walten dankt er tiefbewegt Gott und ergibt sich in dessen Willen. In seinen Worten kehrt er zu dem zurück, was er in Str. 3 gesagt hatte („Heut gibt's 'nen guten Fang!"): seine Erwartung hat sich in ungeahnter Weise erfüllt. — Welche Aussicht eröffnet das fromme Schlußwort des neuen Königs? Grundgedanke: Einen guten Fang auf dem Vogelherde wollte Herzog Heinrich tun, die deutsche Königskrone gewann er.

2. Aufgabe. Schildere den Stimmungsverlauf des Gedichtes! Dr. P.

66. Schwäbische Kunde.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen Stuttgart. Bd. I 233.

Als Kaiser Rotbart lobesam
zum heil'gen Land gezogen kam,
da mußt' er mit dem frommen Heer
durch ein Gebirge wüst und leer.

I. **Zielangabe.** Eine verwunderliche Geschichte, die sich auf dem Kreuzzuge Kaiser Friedrich Barbarossas oder Rotbarts (1190) zutrug, erzählt uns Ludwig Uhland.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. Schwäbische Kunde: Kunde urspr. = Kenntnis, auch „sichere Nachricht von einem einzelnen Geschehen", von Uhland mit Vorliebe in dem Sinne von „einzelne epische Überlieferung", „Heldenlied" gebraucht, hier also schwäbisches Heldenlied, Lied von einer schwäbischen Heldentat. — A. V. 1—11. Wie auf dem Kreuzzuge Kaiser Rotbarts Mann und Roß Not litten. V. 1. Über die Bedeutung und Stellung von lobesam s. S. 94! — In V. 3 wird das Heer fromm genannt, weil es ein frommes Werk, die Befreiung des heiligen Landes, verrichten wollte. — V. 5 erhub: Im Mhd. heißt das Präteritum huob, im älteren Nhd. noch hub; Uhland hat hier wie in V. 22 mit Absicht die alte Form gewählt. — V. 9. Hat den Trunk sich abgetan, hat das Trinken abgelegt, sich abgewöhnt, kann entweder mit humoristischem Seitenblick auf die Trinklust der Deutschen heißen: ist aus Mangel an Getränken sehr mäßig geworden, oder: ist vor Durst gestorben. V. 11. Mähre, das alte deutsche Wort für das weibliche Pferd, wird jetzt in verächtlichem Sinne für ein schlechtes Pferd gebraucht. — Schildere die Not der Kreuzfahrer auf dem Durchzuge durch das kleinasiatische Hochland! — B. V. 12 bis 45. Wie ein schwäbischer Ritter aus Mitleid mit seinem Rößlein dazu kam, eine Heldentat zu verrichten. V. 12. Herr bezeichnet den Vornehmen, Adligen. — V. 16. nimmer, verneintes immer, urspr. = nicht mehr, nicht länger, hier = niemals. — V. 24: forcht: Im Mhd. hieß das Präteritum zu fürchten: vorhte, so auch noch im älteren Nhd. forchte. — nit ist die süddeutsche Form für nicht. — V. 26. spicken gehört zu Speck: wie ein Braten mittels der Spickgabel mit Speckstückchen besetzt wird, so spickten die Türken den Schild des Schwaben mit Pfeilen. V. 27. tät blicken umschreibend = blickte; im Mhd. lautete das Präteritum von tuon: tete, von Uhland hier altertümelnd gebraucht in der Schreibung tät. — spöttlich ist eine seltene Nebenform von spöttisch = zum Spotte, verspottend. — V. 37. Sattelknopf = „Erhöhung in der Mitte des vorderen Sattelbogens". — V. 42. Graus oberdeutsch = Grausen. — Wie kam der schwäbische Ritter in schwere Gefahr? Er konnte sich nicht entschließen, sein Roß, das ihm bisher treue Dienste geleistet hatte, nun aber krank war, im Stiche zu lassen; so blieb er als einzelner hinter dem Heere zurück und wurde von einer Streifschar landeskundiger, leichtberittener Türken überfallen. Wie rettete er sich aus der schweren Gefahr? Welche Eigenschaften bewies er in der Not? Mitleiden und Treue gegenüber seinem Rosse, Furchtlosigkeit und besonnene Ruhe, schnelle Entschlossenheit und gewaltige Körperkraft gegenüber dem Feinde. — C. V. 46—57. Wie der schwäbische Ritter dem Kaiser Rotbart die Herkunft seines Streiches witzig erläuterte. V. 48. mit gutem Bedacht (Bedacht gebildet wie Andacht, aber männlichen Geschlechts). Der

Ausdruck stammt aus dem älteren Neuhochdeutsch. — V. 49: was Arbeit (hier ist Arbeit Genetiv) in mittelalterlicher Fügung = was für eine Arbeit, Heldentat. — V. 52: mein Ritter wert mit der in der älteren Sprache gebräuchlichen Nachstellung des Eigenschaftswortes, vgl. Siegfrieds Schwert: „Begegnet ihm manch Ritter wert". — V. 55: sind im Schwange, eine alte Redeweise = sind im Gebrauche. — V. 57: halt: „ein alter Komparativ mit Verlust der Endung", gehört der süddeutschen Umgangssprache an = eben, nun einmal. — Wie wurde die Heldentat dem Kaiser bekannt? Wie ehrte er den Ritter? Welchen Witz enthält die Antwort des Ritters? Der Humor der Antwort beruht auf dem Doppelsinn des Wortes Streich: 1) Hieb, 2) plötzlicher, törichter Einfall, das letztere besonders von „Schwabenstreichen". Die Antwort bedeutet dann also: „Einer besonderen Lehre bedurfte es nicht; wir Schwaben führen solche gewaltigen Streiche und lieben solche plötzlichen, manchmal törichten Einfälle." Welche Eigenschaften verrät diese Antwort? Witz und Bescheidenheit. Welche Berechtigung hat die Überschrift?

2. Zur Charakteristik des Gedichtes. Der Erzähler sitzt inmitten seines Zuhörerkreises mit ernstem Gesichte. Er beginnt seine Geschichte in treuherzig-ernsthaftem Tone. Der berühmte, ehrwürdige Kaiser Rotbart auf der Fahrt nach dem heiligen Lande, das fromme Kreuzheer, seine Not und seine Opfer auf dem Wege — das sind Personen und Dinge, die das Herz ernst stimmen. Aber jetzt horchen die Zuhörer auf: „hat dort den Trunk sich abgetan" (V. 9), „fast mußte der Reiter die Mähre tragen" (V. 11) — das ist ein ganz anderer Ton; die Zuhörer merken, daß dem Erzähler bei aller Ernsthaftigkeit doch der Schalk im Nacken sitzt. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn sie hören, wie der Schwabe seinen Weg im Pfeilregen fortsetzt. Und wenn sie die Wirkung des gewaltigen Schwerthiebes vernehmen, so denken sie nicht an den Tod des Mannes und an das Grausige der Szene, sondern hören den scherzhaften Unterton heraus, daß der ganze Türke auf einmal in zwei halbe Türken zerlegt wird. Den Beschluß macht die witzig-bescheidene Antwort des Ritters. — Dazu kommt das dichterische Gewand, das Uhland seiner Erzählung umgelegt hat. Der Ausdruck weist viele Anklänge an die ältere Sprache und die süddeutsche Heimat des Dichters und seines Helden auf. Als Rhythmus sind vierhebige Reimpaare gewählt. Alles, Inhalt und Form zusammengenommen, bezeugt, daß der Dichter einen Schwank mit ernstem Hintergrunde im Stile der alten Reimchroniken erzählen wollte.

3. Aufgaben. Schildere den schwäbischen Ritter nach seinem Äußeren und nach seinen Eigenschaften! Welche Stellung nimmt der Dichter zu dem Helden seiner Erzählung ein? Dr. P.

67. Der Choral von Leuthen.

Hermann Besser.

1. Gesiegt hat Friedrichs kleine Schar. Rasch über Berg und Tal
von dannen zog das Kaiserheer im Abendsonnenstrahl;
die Preußen stehn auf Leuthens Feld, das heiß noch von der Schlacht;
des Tages Schreckenswerke rings umschleiert mild die Nacht.

2. Doch dunkel ist's hier unten nur, am Himmel Licht an Licht,
die goldnen Sterne ziehn herauf, wie Sand am Meer so dicht;
sie strahlen so besonders heut, so festlich hehr ihr Lauf,
es ist, als wollten sagen sie: Ihr Sieger, blicket auf!

3. Und nicht umsonst. Der Preuße fühlt's: es war ein großer Tag
Drum still im ganzen Lager ist's, nicht Jubel noch Gelag,
so still, so ernst die Krieger all, kein Lachen und kein Spott —
auf einmal tönt es durch die Nacht: „Nun danket alle Gott!"

4. Der Alte, dem's mit Macht entquoll, singt's fort, doch nicht allein,
Kam'raden, Grenadier umher, gleich stimmen sie mit ein,
die Nachbarn treten zu, es wächst lawinengleich der Chor,
und voller, immer voller steigt der Lobgesang empor.

5. Aus allen Zelten strömt's, es reiht sich singend Schar an Schar,
einfallen jetzt die Jäger, jetzt fällt ein auch der Husar;
auch Musika will feiern nicht, zu reiner Harmonie
lenkt Horn, Hobo' und Klarinett' die heil'ge Melodie.

6. Und stärker noch und lauter noch, es schwillt der Strom zum Meer,
am Ende wie aus einem Mund lobsingt das ganze Heer;
im Echo donnernd widerhallt's das aufgeweckte Tal,
wie hundert Orgeln braust hinan zum Himmel der Choral.

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Die Schlacht bei Roßbach war geschlagen (5. November 1757), König Friedrich hatte mit ganz geringen Opfern einen glänzenden Sieg errungen. Aber nun liefen böse Nachrichten aus Schlesien ein, aus dem Gebiete, um das der Kampf zwischen Preußen und Österreich sich entsponnen hatte: die Östreicher waren mit einem großen Heere in Schlesien eingedrungen, hatten die starke Festung Schweidnitz erobert und nach einem Siege bei Breslau die Hauptstadt der Provinz besetzt. Jetzt eilte der König nach Schlesien. Bitterschwer war die Aufgabe, die er hier zu lösen hatte, mancher andere wäre schier verzagt. Hier standen ihm nicht wie bei Roßbach zusammengeraffte Reichstruppen und großmäulige Franzosen gegenüber, sondern das kampferprobte und kampfwillige Heer der Kaiserin Maria Theresia, das noch dazu mehr als doppelt so stark war (80000 Östreicher gegen 32000 Preußen). Um das Bestehen des preußischen Staates ging es in dem kommenden Kampfe: das wußte König Friedrich, das wußten seine Offiziere. In diesem Bewußtsein griff der König mit seiner kleinen Schar den überlegenen Feind am 5. Dezember 1757 bei Leuthen an. Noch ehe der kurze Wintertag zu Ende ging, war ein gewaltiger Sieg von den Preußen errungen. Weit über 10000 Gefangene und fast 8000 Tote und Verwundete verloren die Östreicher; 51 Fahnen und Standarten sowie 131 Geschütze ließen sie in den Händen der Preußen. Eilends zog das geschlagene Heer ab. — Hier nun setzt ein Gedicht Hermann Bessers ein, das die Überschrift „Der Choral von Leuthen" trägt.

II. **Vertiefende Besprechung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. A. Str. 1. Besiegte und Sieger am Abend der Schlacht bei Leuthen. Achte auf die Gegensätze! Die Östreicher ziehen von dannen — als Besiegte, die Preußen stehen auf dem Schlachtfelde und behaupten es als Sieger; die Schreckenswerke des Tages — der mild verhüllende Schleier der Nacht. — B. Str. 2. Die Mahnung der Sterne. Gegensatz: das Dunkel auf der Erde — Licht an Licht am Himmel. Zu wem sollen die Sieger aufblicken? Zu Gott, dem Lenker der Völkerschicksale und dem Geber aller guten Gabe. — C. Str. 3—6. Der Dankchoral der Preußen. Warum war es ein großer Tag? Die Größe der Gefahr, das Wunder des Siegs, die Größe des Siegs.

Wie hätten die Preußen ihren Sieg feiern können? Durch lautes Rühmen ihrer Heldentaten, Spott über den besiegten Feind, Zechgelage (Gelage ist urspr. das „Zusammengelegte", was also von einer Gesellschaft verzehrt wird). Sie fühlen, daß das alles nicht zu den heutigen Ereignissen passen, daß es sie entweihen würde. Aber das starke Gefühl ihrer Herzen verlangt nach einem Ausdruck. Ein alter Grenadier findet ihn, indem er das Danklied „Nun danket alle Gott" anstimmt. Zeige, wie der Chor lawinengleich wächst! Str. 5. Welche Aufgabe fällt den Regimentsmusikern zu? Sie begleiten und leiten mit ihren Instrumenten die Melodie so, daß sie rein, ohne falsche Töne weiter gesungen wird. (Musika ist die ursprüngliche lateinische Form unseres Wortes Musik; feiern = von der Arbeit ausruhen; Hoboe und Klarinette sind Blasinstrumente aus Holz.) — Str. 6. Das Tal ist nach der Schlacht und nach Einbruch der Nacht gleichsam eingeschlafen, jetzt wird es durch das Lied wieder aufgeweckt und antwortet mit seinem Echo. — Warum hat der Dichter als letztes Wort des Gedichtes „Choral" gesetzt und dem Ganzen die Überschrift „Der Choral von Leuthen" gegeben? Der Choral ist das geistliche Lied, das von der christlichen Gemeinde mit Begleitung der Orgel und — besonders an hohen Festtagen — anderer Musikinstrumente in der Kirche gesungen wird. Die Kirche ist hier das Feld von Leuthen, über das sich der Himmel mit seinen goldenen Sternen wölbt. Die den Gottesdienst feiernde Gemeinde bilden die siegreichen Preußen. Sie feiern den großen Tag durch den Gesang des Liedes „Nun danket alle Gott". Die Regimentsmusiker begleiten mit ihren Instrumenten den Gesang, der wie der Klang von hundert Orgeln zum Himmel emporsteigt. So wird das geistliche Lied hier in Wirklichkeit zum Choral. — Weise nach, daß das Lied „Nun danket alle Gott" mit seinem Dank (Str. 1) und seiner Bitte (Str. 2) auf die Lage der Preußen am Abend der Schlacht bei Leuthen paßt! Dabei ist zu beachten, daß die Preußen durch ihren wunderbaren Sieg Vaterland und Heimat aus der schwersten Gefahr errettet hatten, und daß König Friedrich selbst hoffte, dieser Sieg würde ihm endgültig den Frieden bringen. — Was darf der König von einem solchen Heere erwarten, das siegreich auf dem Schlachtfelde einen Choral anstimmt? Mit einem Heere von solcher Gesinnung darf er das Größte wagen.

2. Form. Als Versmaß benutzt der Dichter eine siebentaktige Reihe mit Auftakt und gleichmäßigem Wechsel von betonter und unbetonter Silbe; diese Länge der Reihen und ihre Regelmäßigkeit passen besonders gut zu Str. 4—6. Nach der vierten Hebung macht sich in Str. 1—3 im Rhythmus ein Einschnitt fühlbar, dem auch ein Einschnitt im sprachlichen Ausdruck entspricht. Von Str. 4, Z. 3 an ist dieser Einschnitt — worauf auch beim Vortrag geachtet werden muß — verwischt: Rhythmus und Sprache werden hier vom Gefühl unwiderstehlich gleichsam mit fortgerissen. Dr. P.

68. Der alte Zieten.

Theodor Fontane.

1. Joachim Hans von Zieten,
Huſarengeneral,
dem Feind die Stirne bieten
tät er die hundert Mal;
ſie haben's all' erfahren,
wie er die Pelze wuſch
mit ſeinen Leibhuſaren,
der Zieten aus dem Buſch.

2. Hei, wie den Feind ſie bleuten
bei Lowoſitz und Prag,
bei Liegnitz und bei Leuthen
und weiter Schlag auf Schlag!
Bei Torgau, Tag der Ehre!
ritt ſelbſt der Fritz nach Haus,
doch Zieten ſprach: „Ich kehre
erſt noch mein Schlachtfeld aus.“

3. Sie kamen nie alleine,
der Zieten und der Fritz;
der Donner war der eine,
der andre war der Blitz;
es wies ſich keiner träge,
drum ſchlug's auch immer ein,
ob warm', ob kalte Schläge,
ſie pflegten gut zu ſein.

4. Der Friede war geſchloſſen,
doch Krieges Luſt und Qual,
die alten Schlachtgenoſſen
durchlebten's noch einmal:
wie Marſchall Daun gezaudert
und Fritz und Zieten nie,
es ward jetzt durchgeplaudert
bei Tiſch in Sansſouci.

5. Einſt mocht' es ihm nicht ſchmecken,
und ſieh, der Zieten ſchlief;
ein Höfling will ihn wecken —
der König aber rief:
„Laßt ſchlafen mir den Alten,
er hat in mancher Nacht
für uns ſich wach gehalten —
der hat genug gewacht.“ —

6. Und als die Zeit erfüllet
des alten Helden war,
lag einſt, ſchlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Huſar;
wie ſelber er genommen
die Feinde ſtets im Huſch,
ſo war der Tod gekommen —
wie Zieten aus dem Buſch.

I. **Einführung.** Von den Generälen Friedrichs des Großen iſt der volkstümlichſte der Huſarengeneral Joachim Hans von Zieten; ſein Ruhm lebt in ſo manchem Geſchichtchen im Volksmunde weiter. Er ſtammt aus der Mark Brandenburg, das Stammgut ſeiner Familie lag in dem Dorfe Wuſtrau am Neu-Ruppiner See. Ein märkiſcher Dichter — Theodor Fontane aus Neu-Ruppin — hat dem volkstümlichen Helden in einem Liede ein Denkmal geſetzt.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. A. Str. 1 und 2. Der Huſarengeneral Zieten, ſeine Kampfweiſe und ſeine Kriegstaten. In den erſten Zeilen der 1. Str. ſtellt der Dichter den Hörern ſeinen Helden gleichſam vor (Name, Stand, Würde). — Welche Kampfweiſe liebte Zieten? Er trat dem Feinde ſtets mutig entgegen (in dem Ausdrucke „die Stirne bieten“ hat ſich die ältere, längere Form „Stirne“ erhalten, tät bieten iſt volkstümliche Umſchreibung für „bot“), griff energiſch zu („Pelz“ wird in derber Rede für die menſchliche Haut gebraucht, „jemandem den Pelz waſchen“ = jemand ausſchelten oder verprügeln) und ſah es beſonders gern auf überraſchende Überfälle des Feindes ab. Den Namen „Zieten aus dem Buſch“ erwarb ſich Zieten ſchon 1744 „durch die dem Feinde ſehr unbequeme und den bedrängten Waffengefährten höchſt erfreuliche Plötzlichkeit ſeines Erſcheinens“ (Büchmann, Geflügelte Worte. 19. Aufl. S. 519); dieſer Name iſt zu einer volkstümlichen Redensart geworden. Die Bezeichnung Leibhuſaren führte ein Regiment Huſaren, das in beſonderer Weiſe dem Leibe, d. h. der Perſon des Königs, zugeteilt war. Eine Gedenktafel in Wuſtrau nennt Zieten den „Ahnherrn aller Huſaren“ (ſ. zu Str. 6). — Welche Kriegstaten Zietens (bleuen = prügeln, wird durch Volksdeutung zu blau — alſo = blau

schlagen — gestellt; tatsächlich kommt es her von mhd. bliuwen = schlagen) erwähnt Str. 2? Ihre Aufzählung erfolgt fast ganz nach ihrer zeitlichen Reihenfolge: Lowositz 1. Oktober 1756, Prag 6. Mai 1757, Liegnitz 15. August 1760, Leuthen 5. Dezember 1757, Torgau 3. November 1760. Wie hebt der Dichter die Schlacht bei Torgau aus der Reihe der übrigen heraus? Durch die Bezeichnung „Tag der Ehre" und ausführlicheren Bericht. Warum? Zieten führte die Entscheidung des Tages herbei; die Niederlage der Östreicher hatte die Wiedereroberung Sachsens sowie die Befreiung Berlins und der Mark von den Russen zur Folge. König Friedrich selbst hatte den Kampf um die Süptitzer Höhen bereits aufgegeben und war mit seinen Truppen zurückgegangen. Da erneuerte Zieten mit seiner Heeresabteilung den Angriff von Süden her und nötigte die Östreicher zum Abzuge („das Schlachtfeld auskehren" ist ein volkstümlicher, anschaulicher Ausdruck für „den Feind schlagen"). — Die Erwähnung König Friedrichs führt zum folgenden Teile über. — B. Str. 3—5. Zieten und König Friedrich (der alte Fritz) in Krieg und Frieden. Unter welchem Bilde stellt der Dichter das stete Zusammenwirken beider dar? Wie Blitz und Donner untrennbar zusammengehören, so Zieten und König Friedrich: jener stellt mit seinen plötzlich erscheinenden und schnell zufahrenden Husaren den Blitz dar, dieser mit den schweren Massen der Infanterie und Artillerie den wuchtig dahinrollenden Donner. Wo sie beide vereint auftraten, entlud sich jedesmal ein Gewitter über den Feind. Kalte Blitzschläge zünden zwar nicht und sind nicht so gefährlich wie die warmen, richten aber doch Verheerung an. — Wie setzten beide ihr Gemeinschaftsleben nach dem Friedensschlusse (Hubertusburg 15. Februar 1763) fort? Des Krieges Lust sind die Siegestage, des Krieges Qual die Zeiten schwerster Entscheidungen, größter Not, der Verlust treuer Waffengefährten. Wie unterschied sich die preußische Heeresführung von der österreichischen? — Zu ihren Gesprächen paßte jetzt so recht der Ort, wo sie sich unterhielten: im Schlosse Sanssouci, d. h. Ohnesorge oder Sorgenfrei, konnten sie von den großen Sorgen der Vergangenheit sprechen. — Welche Züge treten uns in Str. 5 im Wesen des Königs entgegen? Zarte Aufmerksamkeit und herzliche Dankbarkeit. — Zietens Schlaf bei Tisch in Sanssouci führt über zu der letzten Strophe, in der von seinem Todesschlaf die Rede ist. — C. Str. 6. Zietens Tod. Wie war sein Sterben? So plötzlich, wie er einst als „Zieten aus dem Busch" die Feinde überfallen hatte (husch ist eine Interjektion, die die Schnelligkeit bezeichnet; hier steht das Wort substantiviert), trat jetzt der Tod an ihn heran. Dem Tode gegenüber war er nicht mehr der adlige Herr, nicht mehr der Husarengeneral (Str. 1), sondern nur Hans Zieten, der Husar, in schlichter Uniform auf dem Totenlager ruhend. Mit der Schlußzeile kehrt der Dichter zu der letzten Zeile der 1. Str. zurück: in dieser volkstümlichen Redeweise lebt Zieten im Volksmunde weiter. Zieten starb 1786, im gleichen Jahre wie sein großer König, und liegt in Wustrau begraben.

2. Eigenart des Gedichts. Fontane will uns Zieten als volkstümlichen Helden und als Kampfgesellen des großen Königs schildern. In der ersteren Richtung verwendet er eine große Zahl volkstümlicher Ausdrücke. Dr. P.

69. A. Andreas Hofer.

Max von Schenkendorf.

I. **Vorbereitung** und **Vortrag.** Der Volksheld der Tiroler iſt Andreas Hofer. Er war im Anfange des 19. Jahrhunderts Wirt „Am Sande" im Paſſeyertale, ein ſchlichter, frommer und getreuer Mann. Als ſein liebes Vaterland Tirol nach der Dreikaiſerſchlacht bei Auſterlitz im Frieden von Preßburg 1805 von Öſterreich und dem Kaiſerhauſe in Wien losgeriſſen und von Napoleon an Bayern abgetreten wurde, da erglühte er mit anderen Vaterlandsfreunden in Schmerz und Unwillen. Sie beſchloſſen in der Stille, das Joch der Fremden abzuſchütteln. Nur durch mündliche Mitteilungen warben ſie für ihren Bund. Bald war derſelbe wie ein Netz über ganz Tirol ausgebreitet, und kein Verräter fand ſich! Kampfluſtig warteten die geſchickten Tiroler Bergſchützen auf das Zeichen zum Losſchlagen. Dies erfolgte im Frühjahr 1809. In kurzer Zeit wurden die Bayern aus dem Lande getrieben und die Landeshauptſtadt Innsbruck von Hofer und ſeinen Leuten eingenommen. Zweimal wurde ihnen dieſelbe entriſſen, aber durch die blutigen Siege am Iſelberge wiedergewonnen. Am 15. Auguſt 1809 zog Andreas Hofer zum drittenmal als Sieger und Kommandant über das Land Tirol in Innsbruck ein und wurde mit Jubel empfangen. Die Studenten verließen die Hörſäle der Univerſität (liefen aus der Lehre), um den Sandwirt mit Muſik, Geſang, einem Preisgedichte oder Karmen und einem Lebehoch (Vivathoch) zu begrüßen. Hört, wie der ſchlichte Mann die Ehren ablehnt, und wozu er mahnt!

1. Als der Sandwirt von Paſſeyer
Innsbruck hat mit Sturm genommen,
die Studenten, ihm zur Feier,
mit den Geigen mittags kommen,
laufen alle aus der Lehre,
ihm ein Hochvivat zu bringen,
wollen ihm zu ſeiner Ehre
ſeine Heldentaten ſingen.

2. Doch der Held gebietet Stille,
ſpricht dann ernſt: „Legt hin die Geigen!
Ernſt iſt Gottes Kriegeswille,
wir ſind all' dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um luſt'ge Spiele
Weib und Kind in Tränen liegen;
weil ich nach dem Himmel ziele,
kann ich ird'ſche Feind' beſiegen.

3. Kniet bei euren Roſenkränzen,
dies ſind meine frohen Geigen;
wenn die Augen betend glänzen,
wird ſich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leiſe für mich Armen,
betet laut für unſern Kaiſer,
dies iſt mir das liebſte Karmen;
Gott ſchütz' edle Fürſtenhäuſer!

4. Ich hab' keine Zeit zum Beten,
ſagt dem Herrn der Welt, wie's ſtehe,
wieviel Leichen wir hier ſä'ten
in dem Tal und auf der Höhe,
wie wir hungern, wie wir wachen,
und wie viele brave Schützen
nicht mehr ſchießen, nicht mehr lachen!
Gott allein kann uns beſchützen!

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. Str. 1. Hofer erſtürmt Innsbruck und wird feierlich von den Studenten empfangen. — Wie wollen die Studenten den Sieg Hofers feiern? — Str. 2. Er lehnt die Ehren ab, die nicht in den Ernſt der Zeit paſſen. — Warum lehnt er die ihm zugedachte Siegesfeier ab? Gottes Kriegswille, der die Befreiung des Vaterlands zum Ziele hat, iſt ernſt, denn er führt durch blutigen Kampf und ſchwere Opfer. Daheim weinen die zurückgebliebenen Frauen und Kinder der Freiheitskämpfer um ihre Gatten und Väter. Nur weil er keine irdiſchen Ziele verfolgt — Ruhm, Ehre, Macht, Reichtum —, ſondern nach dem Himmel zielt, d. h. Gottes Willen hier auf Erden zu erfüllen und den Himmel zu gewinnen ſucht,

kann er die irdiſchen Feinde beſiegen; denn wer mit Gott im Bunde iſt, der fürchtet keine Feinde und fühlt Kraft von oben, ſie zu beſiegen. — Str. 3. Er fordert zu Gebet und Fürbitte für ſich und den Kaiſer auf. — Wie können die Studenten den Sieg viel beſſer als mit Geigenſpiel und mit einem Karmen feiern? Durch das Beten des Roſenkranzes (den Roſenkranz bilden in Kranzform aneinander gereihte Kügelchen von zweierlei Größe oder Farbe, nach welchen eine beſtimmte Anzahl von Vaterunſern und Avemarias hintereinander gebetet wird); das Gebet verleiht Mut, Begeiſterung und Gotteskraft, die aus den Augen flammt und ſich in Taten zeigt — ſo zeigt ſich in betenden Augen der Herr. Warum ſollen ſie für ihn, den Armen, leiſe, für den Kaiſer Franz laut beten? So ſpricht die Demut: Wie wenig liegt an mir, dem armen Tiroler Wirt, und wieviel an unſerm guten Kaiſer! Warum fleht er um Schutz für edle Fürſtenhäuſer? Napoleon entthronte damals ein Fürſtenhaus nach dem andern. — Str. 4. Hofer weiſt hin auf den ſchweren Dienſt und die großen Opfer ſeiner Getreuen und erwartet von Gott Hilfe für das Vaterland. — Warum hat er keine Zeit zum Beten? Welchen Beruf hatten er und ſeine Kampfgenoſſen früher? Sie ſorgten für ihre Familien und ſäten das Korn in die Erde. Welcher Beruf iſt ihnen jetzt aufgezwungen worden? Sie ſäen Leichen, indem ſie Feinde niederſtrecken, hungern, wachen, kämpfen, bluten und ſterben fürs Vaterland. Was drücken Hofers letzte Worte aus? Trauer über Tirols Lage, aber auch frommes Gottvertrauen. Grundgedanke. Nicht um eitler Ehre willen kämpfte Hofer mit ſeinen Getreuen; dem Vaterlande, dem Kaiſer und Gott wollten ſie dadurch dienen. Der Dienſt fürs Vaterland iſt Gottesdienſt.

2. Zeit und Ort. Am 15. Auguſt 1809 auf einem öffentlichen Platze in Innsbruck. Rings hohe, altertümliche Häuſer; alle Fenſter mit Menſchen beſetzt; in allen Händen wehende Tücher. An der Spitze der pulvergeſchwärzten Tiroler Schützen Andreas Hofer; rings jubelnde Menſchenmaſſen; Glockengeläut ertönt; die Studenten nahen ſich in feierlichem Aufzuge.

3. Charakter Hofers. Zeige, daß er tapfer, ernſt, demütig, fromm, patriotiſch, mitleidig, mutig, gottvertrauend war!

B. Andreas Hofer.

Julius Moſen.

I. **Vorbereitung** und **Vortrag.** Öſterreich war nach der unglücklichen Schlacht bei Wagram 1809 gezwungen, den Wiener Frieden zu ſchließen und Tirol mit anderen Länderſtrecken preiszugeben. Aber Hofer ſetzte, durch falſche Nachrichten irre geführt, den Krieg mit ſeinen Getreuen tapfer fort, erlag jedoch endlich der franzöſiſchen Übermacht, die ein Gebirgstal nach dem andern einnahm. Hofer flüchtete mit Weib und Kind in eine entlegene Sennhütte, vier Stunden über ſeinem Wirtshauſe im Paſſeyertal, und verbarg ſich dort zwei Wintermonate hindurch vor den feindlichen Spähern. Endlich verriet ihn einer ſeiner Landsleute, den die Franzoſen durch Drohungen und Verſprechungen gezwungen hatten. Er wurde Ende Januar 1810 in ſeiner Alpenhütte überfallen, mit Stricken gebunden, gemißhandelt und nach der Feſtung Mantua in Oberitalien gebracht. Ein Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode, und Napoleon befahl ſeine Erſchießung binnen

24 Stunden. Seinen heldenmütigen Tod am 20. Februar 1810 schildert das folgende Gedicht von Julius Mosen.

1. Zu Mantua in Banden
der treue Hofer war;
in Mantua zum Tode
führt' ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tirol.

2. Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
mit ruhig festen Schritten,
ihm schien der Tod gering,
der Tod, den er so manches Mal
vom Iselberg geschickt ins Tal
im heil'gen Land Tirol

3. Doch als aus Kerkergittern
im festen Mantua
die treuen Waffenbrüder
die Händ' er strecken sah,
da rief er aus: „Gott sei mit euch,
mit dem verratnen deutschen Reich
und mit dem Land Tirol!"

4. Dem Tambour will der Wirbel
nicht unterm Schlägel vor,
als nun Andreas Hofer
schritt durch das finstre Tor; —
Andreas, noch in Banden frei,
dort stand er fest auf der Bastei,
der Mann vom Land Tirol.

5. Dort soll er niederknieen;
er sprach: „Das tu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
will sterben, wie ich stritt,
so wie ich steh' auf dieser Schanz';
es leb' mein guter Kaiser Franz,
mit ihm sein Land Tirol!

6. Und von der Hand die Binde
nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
allhier zum letztenmal;
dann ruft er: „Nun so trefft mich recht;
gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

II. **Vertiefung.** 1. Gedankeninhalt. Welche Schmerzen durchlitt Andreas Hofer zu Mantua im Kerker und auf seinem Todesgange? Früher ein freier Mann unter Gottes freiem Himmel und auf den Bergen Tirols, wo die Freiheit wohnt — jetzt im dunkeln, engen Kerker und die Hände gefesselt; der Getreue — vom eigenen Volksgenossen verraten; Deutschland und mit ihm sein liebes Vaterland Tirol in der Schmach der Knechtschaft; seine getreuen Kampfes- und Siegesgefährten jetzt hinter Kerkergittern. — Welchen Trost nahm er auf seinen letzten Gang mit? Ihn grüßten die Liebe und Treue seiner Waffenbrüder, auch der Feind nahm Anteil an seinem Geschicke: dem französischen Tambour zitterten die Hände, daß er nicht wie sonst einen kräftigen Wirbel auf seiner Trommel schlagen konnte. — Wie ging er in den Tod? Mit ruhig festen Schritten ging er zur Richtstätte; auf der Bastei (Schanze) wollte er nicht niederknien, sondern stehend dem Tode ins Auge schauen; er gedachte seines Kaisers und seines Vaterlandes, betete und gab selbst den Soldaten den Befehl zu feuern. So starb er als aufrechter, kaisertreuer, vaterlandsliebender und frommer Mann.

2. Aufgaben. Zeige aus A und B, daß Andreas Hofer so in den Tod gegangen ist, wie er gelebt hat! — Vergleiche A und B!

a) Hauptinhalt. A. Hofer bleibt auf der Höhe seines Ruhmes ein demütiger und frommer Mann. B. Hofer als Gefangener zittert nicht vor den Kugeln der Feinde. A. Im Glück ist er demütig, B. im Unglück stark und mutig. A. Durch den Jubel des Volkes klingt die Ahnung des künftigen Unheils. B. Durch den Schmerz und die Tränen der Trennung klingt der Triumph der Liebe und Treue; beide Gedichte atmen innige Liebe zu Gott, Kaiser und Vaterland.

b) Zeit. A. Am 15. August (oder 30. Mai) 1809, B. am 20. Februar 1810.

c) Ort. A. In Innsbruck auf einem öffentlichen Platze, B. auf den Wällen von Mantua in Italien.

d) Charakter. A. Hofer ist ruhmgekrönt, aber demütig, fromm, ahnungsvoll, gottvertrauend, B. gefangen, fest und mutig, schmerzbewegt, treu.

e) Gedankengang. A. Hofer zieht als Sieger ein, ist von Jubel umrauscht, gebietet Stille, erinnert an die Opfer des Vaterlandes, mahnt zum Gebet und zur Fürbitte für den Kaiser, fleht um Schutz für edle Fürstenhäuser, beschreibt den Jammer der Schlachten, den Todesmut seiner Kameraden und sucht bei Gott die letzte Hilfe. B. Hofer wird gefesselt aus den Toren Mantuas geführt. In Jammer und Schmerz blutet der Brüder Herz; die Erinnerung an seine Siege macht seinen Schritt sicher; er bittet für die gefangenen Brüder, das deutsche Reich, das Land Tirol und den Kaiser Franz; er stirbt fromm und mutig; sein letzter Gruß gilt dem Vaterlande.

f) A. Einzelheiten. A. Hofer auf dem Gipfel seiner Macht, B. am Ende seiner Laufbahn. A. Ahnung kommenden Unheils; B. Erfüllung. A. Die Studenten feiern ihn als Volksbefreier; B. die gefangenen Volksgenossen strecken ihm aus Kerkergittern die Hände nach. A. Die Studenten bringen ihm mit Geigen Lebehochs; B. dem Tambour will der Wirbel nicht unterm Schlegel vor. A. Er beklagt den Tod der braven Schützen, B. nun fällt er selbst. A. Er seufzet: Gott allein kann uns beschützen! B. Ade, mein Land Tirol! Fr. P.

70. Lützows wilde Jagd.

Theod. Körner, Leyer und Schwert. Berlin 1868. S. 42.

1. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düstern Reihn,
und gellende Hörner schallen darein
und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

2. Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,
es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

3. Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
der Wütrich geborgen sich meinte;
da naht es schnell mit Gewitterschein
und wirft sich mit rüstigen Armen hinein
und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

4. Was braust dort im Tale die laute Schlacht,
was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
und lodert in blutigen Flammen
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

5. Wer ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
unter winſelnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht,
doch die wackern Herzen erzittern nicht,
das Vaterland iſt ja gerettet!
Und wenn ihr die ſchwarzen Gefallnen fragt:
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!“

6. Die wilde Jagd und die deutſche Jagd
auf Henkers Blut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
das Land iſt ja frei — und der Morgen tagt —,
wenn wir's auch nur ſterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln ſei's nachgeſagt:
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!“

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen am 17. März 1813 ſein Volk zum Kampfe gegen Napoleon aufrief, traten begeiſterte Jünglinge und Männer zu Tauſenden unter die Waffen. Neben dem eigentlichen Heere bildeten ſich ſelbſtändige Korps von Freiwilligen, denen die Aufgabe zufiel, die deutſche Bevölkerung im Rücken des Feindes zu den Waffen zu rufen und ſeine Verbindungen mit Frankreich zu ſtören und zu unterbrechen. Am berühmteſten wurde das Freikorps des Majors von Lützow durch die Tüchtigkeit und edle Geſinnung ſeiner Mitglieder. Schwarz war die Uniform der Lützowſchen Reiter und Fußſoldaten zum Zeichen der Trauer über Deutſchlands Knechtſchaft, glühend ihr Haß gegen Napoleon, den Tyrannen, gegen ſeine Generale und ſeine deutſchen Bundesgenoſſen, die als ſeine Schergen und Henker deutſchen Sinn zu unterdrücken und auszurotten ſuchten. In dieſem Korps der Schwarzen, in Lützows wilder Jagd, ſtand auch der 22 jährige Dichter Theodor Körner, der mit Leier und Schwert, mit Wort und Tat für Deutſchlands Ehre und Freiheit geſtritten hat. Von dem Geiſte, der ihn und ſeine Kampfgenoſſen beſeelte, und von dem Wollen, das in ihnen lebte, legt das folgende Waffengedicht Zeugnis ab.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. Str. 1. Die Lützower auf dem Marſche — die ſchwarzen Geſellen. Wie läßt der Dichter die Lützower auftreten? Aus der Ferne Waffenglanz, näherkommendes Brauſen der Reiterſchar, düſtere Reihen (von den ſchwarzen Uniformen), gellende Hörner — Augen und Ohren der Zuſchauer und Zuhörer ſind gleichmäßig beteiligt. Wie wirkt das Auftreten der Lützower auf ſie? Wie lautet die Frage der wißbegierigen Zuſchauer? „Wer ſeid ihr ſchwarzen Geſellen denn?“ — Wie betätigen ſich nun die Lützower? Die Antwort geben Str. 2—5. Str. 2. Die Lützower auf der Franzoſenjagd — die ſchwarzen Jäger. Führe das Bild von der Jagd durch! Scherge iſt von Schar abgeleitet: ahd. scario und scerjo, d. i. Scharmeiſter oder Anführer einer Schar, mhd. scherje und scherge = Gerichtsdiener. Str. 3. Die Lützower am Rheine — die ſchwarzen Schwimmer. Nicht bloß in nächtlichen Überfällen erprobt ſich der Mut der Lützower, des Dichters Auge ſieht ſie ſchon, wie ſie bis zum Rheine vorgedrungen ſind, wie ſie den Rhein überſchreiten und den Feind im eigenen Lande aufſuchen; der Rhein wird für den Wüterich Napoleon keinen ſchützenden Wall, für die kühnen Lützower kein unüberſteigliches Hindernis bilden. (Z. 1 enthält zwei parallel aufgebaute Nebenſätze,

3. 2 den dazugehörigen Hauptſatz.) Str. 4. Die Lützower im Reiterkampfe — die ſchwarzen Reiter. Auch in offener Feldſchlacht ſtehen die kampfesluſtigen Reiter ihren Mann; denn in ihnen lebt die Liebe zur Freiheit: unter dem Drucke des Tyrannenjochs hat wie unter der Aſche der Funke der Freiheit bisher geſchlummert, jetzt iſt er erwacht und zur Flamme emporgelodert und ſpiegelt ſich in dem Blute, das auf dem Schlachtfelde fließt, blutigrot wider. Str. 5. Die Lützower im Sterben — die ſchwarzen Gefallenen. Blutiger Kampf erfordert blutige Opfer; das Getöſe des Kampfes iſt verhallt, die Lützower ſind weiter gebrauſt, auf dem Schlachtfelde Verwundete und Sterbende zurückgeblieben. Wie ſterben die Lützower? Wie die Feinde? Über den Leib hat der Tod Macht — das Geſicht kann er durch Todeszuckungen entſtellen —, über ein deutſches Herz nicht: die Freude über des Vaterlandes Rettung iſt ſtärker als das Grauen vor dem Tode. — Str. 6. Die Lützower im Gedächtnis der Nachkommen. Der Dichter hat die Lützower im Leben und Sterben vor Augen geführt und knüpft daran — in engem Anſchluſſe an die letzte Zeile der 5. Str. — zwei Bitten: 1. Weint und klagt nicht um uns, wenn wir fallen! Durch unſern Tod haben wir ja dem Vaterlande die Freiheit gewonnen. 2. Vergeßt uns nicht! Das iſt der beſte Dank. — Wenige Monate ſpäter, am 26. Auguſt 1813, fiel Theodor Körner in dem Gefechte bei Gadebuſch in Mecklenburg. Warum mahnte Körner zu dieſer Dankesgeſinnung? War es ihm um ſeinen eigenen und der Lützower Nachruhm zu tun? Er ſuchte nicht ſeine und ſeiner Waffengenoſſen Ehre und Ruhm, ſondern das wollte er, daß der Geiſt des Lützowſchen Freikorps im deutſchen Volke lebendig bleiben ſollte — der Geiſt der Freiheits- und Vaterlandsliebe, der Geiſt kühnen Wagens, tapferen Mutes und freudiger Opferbereitſchaft. Wehe dem Volke, das ſeine toten Helden und den Dank gegen ſie vergißt und den Geiſt ihres Heldentums einbüßt!

2. Die Eigenart des Liedes. Es ſchildert nach Inhalt und rhythmiſcher Form (jambiſch-anapäſtiſche Verſe) die Ruh- und Raſtloſigkeit der Lützower: Tag und Nacht ſind ſie dem Feinde auf den Ferſen; nicht Berg, nicht Wald, nicht Strom hemmen den Zug und Flug der Rächer; nirgends kann der Feind ſich ſicher fühlen; erſt im Grabe findet er und findet der Lützower Ruhe. — Der Sprache eigentümlich iſt die Häufung der mit und aneinander gereihten Sätze, beſonders in Str. 1, 3 und 4. Eigenartig wirkt der Gebrauch des unbeſtimmten es in Sätzen wie: Hör's näher uſw.; Es zieht ſich herunter; Es legt ſich in nächtlichen Hinterhalt uſw. — Charakteriſtiſch für das Gedicht iſt der Kehrreim. Dem iſt der vier erſten Strophen ſteht das war der beiden letzten gegenüber. Die Bezeichnung wilde Jagd lehnt ſich wohl an Wotans wilde Jagd an (das Gefolge Wotans hieß ahd. Wuotesher, mhd. Wutensher, woraus das wütende Heer im Volksglauben geworden iſt): wie dieſes Grauſen erregend einherbrauſt und alles, was ſich ihm in den Weg ſtellt, mit ſich fortreißt oder tötet, ſo ſoll Lützows wilde Jagd den Feinden Grauſen erregen und ſie vom Boden des Vaterlandes wegfegen.

Dr. P.

71. Der Trompeter an der Katzbach.

Julius Moſen.

1. Von Wunden ganz bedecket,
der Trompeter ſterbend ruht,
an der Katzbach hingeſtrecket;
der Bruſt entſtrömt das Blut.

2. Brennt auch die Todeswunde,
doch ſterben kann er nicht,
bis neue Siegeskunde
zu ſeinen Ohren bricht.

3. Und wie er ſchmerzlich ringet
in Todesängſten bang,
zu ihm herüber dringet
ein wohlbekannter Klang.

4. Das hebt ihn von der Erde,
er ſtreckt ſich ſtarr und wild, —
dort ſitzt er auf dem Pferde
als wie ein ſteinern Bild.

5. Und die Trompete ſchmettert —
feſt hält ſie ſeine Hand —,
und wie ein Donner wettert
Viktoria in das Land.

6. Viktoria — ſo klang es,
Viktoria — überall,
Viktoria — ſo drang es
hervor mit Donnerſchall.

7. Doch als es ausgeklungen,
die Trompete ſetzt er ab;
das Herz iſt ihm zerſprungen,
vom Roß ſtürzt er herab.

8. Um ihn herum im Kreiſe
hielt's ganze Regiment,
der Feldmarſchall ſprach leiſe:
„Das heißt ein ſelig End'!"

I. **Zielangabe** (die geſchichtlichen Ereigniſſe werden als bekannt vorausgeſetzt), dann **Vortrag.** Hört das Gedicht von dem Trompeter an der Katzbach!

II. **Vertiefung.** Drei Bilder: 1. Bild. Der ſterbende Trompeter. Ein Trompeter in preußiſcher Huſarenuniform am Ufer der Katzbach liegend, aus mehreren Wunden blutend; eine Schußwunde in der Bruſt, aus der das Blut ſtark rinnt, ſucht er vergebens mit der Hand zuſammenzupreſſen; neben ihm ſein Roß, das nach dem Reiter ſchnuppernd den Kopf niederbeugt. — Mit dem entfliehenden Leben ringt der Siegeswille. — 2. Bild. Der Trompeter ſiegſchmetternd hoch zu Roß. Wie ein ſteinernes Bild ſitzt er da: die Augen ſchon halb gebrochen, die Glieder nur von einem eiſernen Willen ſtarr und gerade wie von einem Krampfe gehalten, die Trompete feſt umkrampft — ſo bläſt er mit letzter Anſtrengung das Viktoria- (d. h. Sieges-)Signal über das Schlachtfeld hin; wie der Donner eines Gewitters klingen die Töne in das Land hinein. — Siegeswille und Pflichtbewußtſein haben das dahinſchwindende Leibesleben überwunden und ſich dienſtbar gemacht. — 3. Bild. Der tote Trompeter. Mit gebrochenen Augen, aber einem freudigen Zuge in dem erblaßten Geſichte liegt der Reiter am Boden, die Hand hält noch krampfhaft die Trompete. Der greiſe Feldherr Blücher blickt gerührt auf den Toten. Ein Huſarenregiment hält im Kreiſe um die beiden Hauptperſonen. — Warum ehrt Blücher den einfachen Soldaten? Dieſer hat ſeine Pflicht bis zum letzten Atemzuge getan und den Sieg durch ſein Viktoriablaſen entſcheiden helfen, mit dem er in die Reihen der Feinde Verwirrung, den Freunden Mut und Siegesfreude ins Herz geblaſen hat. Warum nennt der Feldmarſchall des Trompeters Ende ſelig? Der Trompeter iſt in Erfüllung ſeiner Pflicht und im Bewußtſein des errungenen Sieges geſtorben.

Grundgedanke. In dem ſchlichten Soldaten verkörpert ſich der Geiſt des echten Preußentums jener Tage: Siegeswille, Pflichttreue, Opferbereitſchaft.

Dr. P. (Fr. P.)

III. **Aufgabe.** Vergleiche mit dem „Trompeter an der Katzbach" (A) „Reiters Morgenlied" von Wilhelm Hauff (B — Nr. 13 A)!

A. **Ähnlichkeiten.** Beide Gedichte haben einen patriotischen Inhalt. Sie zeigen uns tapfere, pflichttreue Reiter, mit Todesgedanken beschäftigt. Stolze Rosse, getroffene Reiter, Trompetenklang, Vergänglichkeit der menschlichen Kraft, Pflichttreue bis ans Ende und Gottergebenheit sind in beiden Gedichten erwähnt. (Weise nach, in welcher Weise!)

B. **Verschiedenheiten.** 1. Hauptinhalt. A ist das Morgenlied, B der Schwanengesang des Reiters.

2. Ort und Zeit. A führt uns früh beim Aufbruch des Heeres in das Lager, B auf das Schlachtfeld an der Katzbach nach erfochtenem Siege.

3. Personen. A zeigt uns einen braven Reiter inmitten seiner Kriegskameraden bei frommen Morgenbetrachtungen, B einen tapfern Trompeter, der den Heldentod gestorben ist, von seinen Kameraden umgeben.

4. Gedankengang. In A sieht ein Reiter ahnungsvoll die Schlacht, den Tod, die Vergänglichkeit aller irdischen Kraft und Schönheit, gelobt treue Pflichterfüllung und befiehlt Gott seine Seele. In B sehen wir die Erfüllung jener Ahnungen. Die Schlacht tobt; der Trompeter ist zum Tode getroffen; er stirbt selig in treuer Übung seiner Pflicht und wird von seinen Kameraden und dem Feldherrn noch im Tode geehrt. (Was der Reiter ahnte, das sehen wir beim Trompeter erfüllt.) Jener spricht sich Mut ein; dieser verkündet seinen Kameraden sterbend den Sieg. Jener lebt und kämpft, dieser kämpft und stirbt mit Gottvertrauen. Jener erwartet ein ehrenvolles Andenken im Vaterlande, diesen ehren das ganze Regiment und der Feldmarschall. Fr. P.

72. Die Leipziger Schlacht.

Ernst Moritz Arndt.

1. Wo kommst du her in dem roten Kleid
und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerstreit,
ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blut'ge Schlacht geschlagen,
drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
da ward ich so rot.

2. Sag an, Gesell, und verkünde mir:
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
das manches Auge voll Tränen macht;
da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
und Tausenden mußte der Atem stocken
bei Leipzig der Stadt.

3. Wie hießen, die zogen ins Todesfeld
und ließen fliegende Banner aus?
Die Völker kamen der weiten Welt
und zogen gegen Franzosen aus,
die Russen, die Schweden, die tapferen Preußen
und die nach dem glorreichen Österreich heißen,
die zogen all' aus.

4. Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wer griff den Preis mit der Eisenhand?
Die Welschen hat Gott wie Spreu zerstreut,
die Welschen hat Gott verweht wie Sand;
viel Tausende decken den grünen Rasen,
die übrig geblieben, entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.

5. Nimm Gottes Lohn, habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Zimbeln hell!
Hab' Dank der Mär von dem blut'gen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
wir singen noch fröhlich in späten Tagen
die Leipziger Schlacht.

6. O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
solange rollet der Jahre Rad,
solange scheinet der Sonnenstrahl,
solange die Ströme zum Meere reisen,
wird noch der späteste Enkel preisen
die Leipziger Schlacht.

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Wißt ihr noch, wie während des Weltkrieges sich die Leute jeden Tag zu den ausgehängten Telegrammen drängten und die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen mit Eifer lasen? Was gestern zu Lande und zu Wasser, im Westen und im Osten, im Norden und im Süden sich ereignet hatte, das bekamen wir heute schon zu lesen. So war es noch nicht vor 100 Jahren, im Jahre 1813, als Preußen zusammen mit Rußland und Österreich gegen Napoleon kämpfte. Damals gab es noch keinen Telegraphen oder Fernsprecher, damals mußten die neusten Nachrichten durch berittene Boten oder Fußgänger von Ort zu Ort getragen werden, und es dauerte natürlich tage-, ja wochenlang, bis auch der kleinste Ort die Nachricht bekam. Nun war am 3. Oktober 1813 General von Blücher mit der schlesischen Armee bei Wartenburg über die Elbe gegangen, während die Hauptarmee der Verbündeten in Böhmen aufmarschiert war; zwischen beiden stand Napoleon mit seiner Hauptmacht bei Dresden. Jetzt konnte er von zwei Seiten, von Norden und von Süden, angegriffen werden. In Deutschland warteten alle vaterländisch Gesinnten voll höchster Spannung auf die weitere Entwicklung der Ereignisse. Würde es zu einer Entscheidungsschlacht kommen? Wo würde sie geschlagen werden? Wie würde sie bei dem bekannten Feldherrngenie Napoleons enden? Würde Deutschland von den Heeren seines Bedrückers frei werden? So wartet auch Ernst Moritz Arndt, der deutsche Dichter mit dem Herzen voll heißer Liebe für sein armes Vaterland, auf Nachricht von den verbündeten Heeren. Und eines Tages im Oktober 1813 erscheint ein Soldat in blutbespritzter Uniform; der muß die neuste Kunde vom Kriege bringen. So entspinnt sich ein Zwiegespräch zwischen dem Dichter und dem Soldaten.

II. **Vertiefung.** Gedankengang und Erläuterungen. Welche Fragen stellt der Dichter in Str. 1—4, und welche Antworten erhält er von dem Soldaten? Woher kommst du in dem blutbespritzten Kleide? Aus blutiger Schlacht. Wo wurde die Schlacht geschlagen? Bei Leipzig. Wer kämpfte in dieser Schlacht? Die verbündeten Russen, Schweden, Preußen und Österreicher gegen die Fran-

zosen. Wer gewann den Sieg? Die Welschen hat Gott zerstreut. — Nun achtet auf die Sprache dieser vier Strophen! In der 1. Str. hat dem bibelfesten Dichter wohl Jesaja 63, 1—3 vorgeschwebt: Wer ist der, so von Edom kommt, mit rötlichen Kleidern von Bazra? ... Warum ist denn dein Gewand so rotfarb und dein Kleid wie eines Keltertreters? ... „Ich habe sie gekeltert in meinem Zorn ... Daher ist ihr Blut auf meine Kleider gespritzt." Biblisch ist auch das Bild in Str. 4 von der zerstreuten Spreu: Psalm 1, 4. In anschaulichen Bildern und gehobener Sprache redet der Dichter auch weiterhin. Sucht Ausdrücke für „Schlacht" und „Schlachtfeld"! Männerstreit, harter Streit, fliegende Banner auslassen (die Fahnen hoch im Winde flattern lassen beim Kampfe, nachdem sie aus ihrer Umhüllung gezogen sind); Ehrenbahn (eine Bahn, ein Turnierplatz, auf dem um den Preis der Ehre gekämpft wird), Mordrevier (ein Revier, ein Gebiet voll Blutvergießens, es trauert über das vergossene Blut wie ein Mensch), Todesfeld. Für „siegen" gebraucht der Dichter das Bild von der Eisenhand, die den Preis greift (zum Ergreifen dieses Siegespreises gehörte eine gepanzerte Hand wie bei einem mittelalterlichen Turniere). — Achtet ferner auf die Stimmung der vier Strophen! Aus den Fragen sprechen Spannung und Angst vor der Entscheidung. Aus der ersten Antwort des Soldaten klingt es wie männlicher Stolz auf die Teilnahme an der Schlacht; wenn er an die gefallenen Kameraden, an ihre verlassenen Mütter und Bräute denkt, wird ihm das Herz schwer (Str. 1 und 2); aber dann klingen seine Antworten immer freier, kräftiger, freudiger. Was fällt uns an der Antwort in Str. 4 auf? Wir erwarten als Antwort: „Die Verbündeten haben gesiegt" — statt dessen: Die Welschen hat Gott zerstreut, hat Gott verweht. Hier tritt uns die Demut des Siegers entgegen, die in Gott den Geber des Sieges erblickt, sich nur als sein Werkzeug ansieht.

Str. 5 und 6. Die letzte Antwort des Soldaten hat alle Spannung gelöst, hat das Herz des Dichters von aller Sorge und Angst befreit; nun bricht er in hellen Jubel aus: 1. Str. 5. Dank und Freude des Dichters. Ein Bote verdient Lohn für seine Botschaft; für die Himmelsbotschaft aber, die der Soldat gebracht hat (Cymbeln oder Zimbeln waren metallene Becken, deren Klang die Tempelmusik beim Gottesdienste in Jerusalem begleitete), kann kein Mensch würdigen Lohn erteilen, sondern nur Gott. Aber danken kann und will der Dichter (in Hab Dank der Mär ist „der Mär" zweiter Fall, also: Hab Dank für die Mär oder Kunde; vgl. Luther: „Ich bring euch gute, neue Mär"). Und die Freude über den Sieg und Deutschlands Befreiung muß die Klage über die Gefallenen übertönen. 2. Lobpreis Leipzigs und der Leipziger Schlacht. Der ursprüngliche Name des von Slawen gegründeten Ortes ist Lipsk, d. i. Lindenstadt. Sein Ehrendenkmal wird darin bestehen, daß er stets als Stätte der Entscheidungsschlacht genannt wird. Und das wird geschehen, solange es noch eine menschliche Zeitrechnung gibt (die Zeit gleicht einem fort und fort rollenden Rade, eine Umdrehung des Rades bedeutet ein Jahr), solange die jetzige Weltordnung besteht. — Vgl. die Sprache der beiden letzten Strophen mit der von Str. 1—4!

Was ist eigenartig am Strophenbau? Die kurze (zweihebige), reimlose Reihe am Schlusse der Strophe; sie faßt den Hauptinhalt der Strophe noch einmal kurz zusammen!

Welche Bedeutung hat das Lied von der Leipziger Schlacht? Mit den Daheimgebliebenen durchleben wir die Zeit höchſter Spannung, das Bangen vor der Entſcheidung, den Jubel über den Sieg und lernen die Bedeutung der Leipziger Schlacht auch für ſpätere Zeiten verſtehen. An dem Soldaten würdigen wir den Stolz auf ſeine Teilnahme an der Völkerſchlacht, ſeine Trauer um die blutigen Opfer der Schlacht und ſeine Demut gegenüber dem wunderbaren Walten Gottes. Dr. P.

73. Lied vom Feldmarſchall.

Ernſt Moritz Arndt.

1. Was blaſen die Trompeten? Huſaren, heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus,
er reitet ſo freudig ſein mutiges Pferd,
er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwert.

2. O ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter wie greiſender Wein,
drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes ſein.

3. Der Mann iſt er geweſen, da alles verſank,
der mutig auf zum Himmel den Degen noch ſchwang!
Da ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart,
den Welſchen zu weiſen die deutſcheſte Art.

4. Den Schwur hat er gehalten! Als Kriegsruf erklang,
hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel ſich ſchwang;
da iſt er's geweſen, der Kehraus gemacht,
mit eiſernem Beſen das Land rein gemacht.

5. Bei Lützen auf der Aue er hielt ſolchen Strauß,
daß vielen tauſend Welſchen der Atem ging aus;
viel Tauſende liefen dort haſigen Lauf,
zehntauſend entſchliefen, die nie wachen auf.

6. Am Waſſer der Katzbach er's auch hat bewährt,
da hat er den Franzoſen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab!
Und nehmt, Ohnehoſen, den Walfiſch zum Grab!

7. Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze noch Burg,
da mußten ſie ſpringen wie Haſen übers Feld,
und hinterdrein ließ klingen ſein Huſſa! der Held.

8. Bei Leipzig auf dem Plane — o herrliche Schlacht! —
da brach er den Franzoſen das Glück und die Macht,
da lagen ſie ſicher nach blutigem Fall,
da ward der Herr Blücher ein Feldmarſchall.

9. Drum blaſet, ihr Trompeten! Huſaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Sturmwind im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Die Schlacht bei Leipzig hatte mit Napoleons Niederlage und dem Rückzuge der Franzoſen zum Rheine geendet. Deutſchland war wieder frei bis auf wenige Feſtungen, die noch von franzöſiſchen Truppen gehalten wurden. Die bisherigen Kämpfe hatten blutige Opfer von den

Verbündeten gefordert; sollten sie sich nicht mit den errungenen Erfolgen zufrieden geben? Aber noch wichtiger als diese Frage war die andere: Würde Napoleon seine Niederlage ruhig hinnehmen? Würde er nicht nach seinem bisher bewiesenen Charakter alles daran setzen, seine alte Macht wiederzugewinnen? Das erkannten die besten Preußen jener Zeit: der Krieg mußte bis zur völligen Niederwerfung Napoleons fortgesetzt werden. Wer sollte Führer sein in diesem Kampfe? Diesen Führer zeigte Ernst Moritz Arndt in seinem „Liede vom Feldmarschall".

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. a) Str. 1 und 2. Blücher, der jugendfrische Heldengreis. Schildere die Vorgänge nach der Eingangszeile! In Blüchers Hauptquartier erschallen Trompetenklänge; was wollen sie? Sie rufen die Husaren zu den Waffen. In aller Eile, feldmarschmäßig ausgerüstet, begeben sie sich auf den Sammelplatz. Bald erscheint auch Blücher selbst und setzt sich an die Spitze des Husarenregiments. Wohin der Marsch gehen soll, erfahren wir noch nicht. — Schildere den Feldmarschall! — Greisender, d. i. alternder, Wein: beim Weine wächst mit dem Alter das Feuer; das gilt auch von Blücher, dessen Greisenalter noch blüht wie Jünglingsalter. Darum kann er auch noch als Heerführer Verwalter des Schlachtfeldes sein. — b) Str. 3—8. Blüchers Heldentaten in der Vergangenheit. Im Jahre 1806 versank alles: Preußens Heere und Ruhm, preußischer Mut und preußische Ehre; Truppen und Festungen ergaben sich ohne Kampf. In diesem verhängnisvollen Jahre war Blücher einer der wenigen Männer, die ihre Ehre bewahrten: er schlug sich tapfer bis Lübeck durch und ergab sich nach hartnäckigem Kampf erst dann, als ihm alle Kriegsvorräte ausgegangen waren. — Achte auf den Superlativ deutscheste Art = deutsche Art im höchsten Maße! — Der Kehraus gemacht = der den Feind völlig hinausgekehrt oder hinausgefegt hat. — Strauß = Streit. — Hasigen Lauf: eine eigenartige Neubildung von „Hase" = sie liefen so schnell wie die Hasen; vgl. „Die Leipziger Schlacht" Str. 4: entflohen wie Hasen. — Ohnehosen ist die Übersetzung des französischen Wortes Sans-culottes. So hießen die wildesten Umstürzler des Jahres 1793, die im Gegensatze zu den kurzen Kniehosen, wie sie unter der Königsherrschaft bei den Vornehmen Sitte waren, die volkstümlichen langen Hosen trugen (urspr. also „die Leute ohne die Kniehosen"). Dann bezeichnete man mit diesem Namen überhaupt die Revolutionsmänner, die ihre Kleidung absichtlich vernachlässigten, um schon dem Äußern nach für rechte Volksfreunde zu gelten. Arndt gebraucht den Ausdruck hier für die aus den Revolutionsheeren hervorgegangenen Soldaten Napoleons, und zwar mit bitterem Spotte: zu der Schwimmfahrt in die Ostsee hinab und zu dem Begräbnis im Walfischmagen brauchen sie keine Hosen. — Bei Wartenburg überschritt Blüchers Heer am 3. Oktober 1813 die Elbe. Die Franzosen waren durch sumpfige Niederungen mit dichtem Gehölz, tote Flußarme und Schanzen gedeckt; das Dorf war stark befestigt, so daß es — seinem Namen entsprechend — einer Burg glich. — Durch alle diese Hindernisse brach oder fuhr Blücher hindurch. — Nach der Schlacht bei Leipzig ernannte den greisen Helden, dessen Angriff bei Möckern die Entscheidung herbeiführte, der dankbare König Friedrich Wilhelm III. zum Feldmarschall. — Wie hat der Dichter bei der Aufzählung der Kriegstaten Eintönigkeit vermieden? c) Str. 9. Aufforderung an Blücher, den Vormarsch über den Rhein und nach

Frankreich anzutreten. Die Schlußstrophe kehrt zum Eingang zurück; jetzt wissen wir, weshalb die Husaren zu den Waffen gerufen werden, und weshalb Blücher sich an ihre Spitze stellt: Vormarsch zum Rhein, über den Rhein und nach Frankreich selbst hinein soll ihr Ziel sein. Des Dichters Wunsch ging in Erfüllung. Nach einem vergeblichen Friedensvorschlage, den die Verbündeten Napoleon machten, und nach langen Verhandlungen setzten sich die Heere der Verbündeten wieder in Bewegung; Feldmarschall Blücher ging in der Neujahrsnacht 1813/14 bei Kaub über den Rhein.

2. Zur Eigenart des Gedichtes. Die Sprache wirkt durch die Fülle von Gegensätzen und volkstümlichen, packenden Bildern und Vergleichen. Gegensätze: leuchtende Augen — schneeweißes Haar, sein Alter — blüht, alles versank — er stand und schwang den Degen hoch, den Welschen — deutsche Art, der weiße — Jüngling, die Unglückszeit nach der Schlacht bei Jena — die herrlichen Kriegstaten des Jahres 1813. — Bilder und Vergleiche: Sein Alter blüht wie greisender Wein, hasiger Lauf, Schlaf ohne Erwachen, sie mußten springen wie Hasen; dazu die humoristischen Bilder: Blücher als Feger mit dem eisernen Besen in der Hand, als Schwimmlehrer an der Katzbach, als Jäger auf der Hasenjagd bei Wartenburg. — Zum Ausgangspunkte des Gedichtes ist der „fruchtbarste Moment" gewählt: es steht mitten zwischen den beiden Hauptabschnitten des Krieges; von hier schaut der Dichter zurück in die Vergangenheit seines Helden mit ihren großen Taten, andererseits vorwärts in die Zukunft mit ihren Hoffnungen, die durch die Vergangenheit bedingt und berechtigt sind. Die Persönlichkeit des Helden, der in der Vergangenheit solche Kriegstaten vollbracht hat, der in der Gegenwart trotz seines Alters so frisch und tatenfreudig wie ein Jüngling ist, bietet Gewähr dafür, daß das deutsche Volk auch in Zukunft Großes von ihm erwarten darf. In der Überschrift und in den ersten sieben Strophen wird sein Name nicht genannt; aber jeder Preuße weiß, daß „der Feldmarschall" kein anderer als Blücher sein kann.

Als Rhythmus hat Arndt die alte Nibelungenstrophe (mit drei statt vier Hebungen in der zweiten Hälfte der vierten Langzeile) benutzt. Wie bei dieser nicht selten, so sind hier durchweg die ersten Vershälften der 3. und 4. Z. durch Binnenreim gebunden. Die einzelnen Reihen der Strophen sind häufig mit Überdehnung zu sprechen; so gestaltet sich z. B. die 1. Str. folgendermaßen:

× | ẋ × | ẋ × | ⏑ | ẋ || × | ⏑ | ẋ × | ẋ
× | ẋ × | ẋ × | ⏑ | ẋ || × | ⏑ | ẋ × | ẋ
× | ⏑ ẋ × | ⏑ | ẋ || × | ⏑ | ẋ × | ẋ
× | ⏑ ẋ × | ⏑ | ẋ || × | ⏑ | ẋ × | ẋ

Die 4. Reihe der 8. Str. bietet folgendes Bild:

× | ẋ × | ⏑ | ⏑ | ẋ || × | ⏑ ` | ẋ

Dr. P.

74. Die Rosse von Gravelotte.

Karl von Gerok.

1. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** In dem großen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich 1870 bis 1871 war die Schlacht von Gravelotte, westlich von Metz, am 18. August 1870, eine der heißesten und blutigsten. Erst nach schweren Opfern an Menschenleben gelang es den Deutschen, die Franzosen nach Metz zurück-

zuwerfen und in der Festung einzuschließen. Unter den schmerzlichen Szenen des Tages ist eine besonders ergreifend: stumme Tiere legen Zeugnis von den entsetzlichen Verlusten des Tages ab.

Als am Morgen des 18. August die Trompete den Garde-Dragonern zur Reveille (zum Aufstehen) blies, da sammelten sich alle Reiter auf ihren Rossen unter dem Panier (Heerfahne). (Die Regimenter der Garde hießen Leibregimenter, weil sie insonderheit schützend die Person des Fürsten umgeben sollten. Der Name Dragoner für leichte Reiter stammt aus der Zeit Heinrichs IV. von Frankreich und erinnert an den Drachen, franz. „dragon", in ihrem Heerzeichen.) Als aber am Abend die Trompete mit ihren Signalen (kurzen Tonzeichen) die zerstreuten Soldaten zum Appell (zum Sammeln, zum Namensaufruf) zusammenrief, — wie hatte da die mörderische Schlacht aufgeräumt! Aber trotzdem wurde die militärische Ordnung eingehalten, sogar von den Rossen, die ihre Reiter verloren hatten. Die rührende Szene hat Karl v. Gerok in einem ergreifenden Gedichte festgehalten.

Heiß war der Tag und blutig die Schlacht;
kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.
Droben vom Waldsaum nieder ins Tal
dreimal schmettert Trompetensignal,
ladet so laut und schmettert so hell,
ruft die Dragoner zurück zum Appell.
Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwei'n,
stellen die tapfern Reiter sich ein.

Aber nicht alle kehren zurück,
mancher liegt da mit gebrochenem Blick,
kam zur Reveille frisch noch und rot,
liegt beim Appell bleich, blutig und tot.
Ledige Rosse, den Sattel leer,
irren verwaist auf der Walstatt umher.
Doch der Trompete schmetternd Signal
ruft aus der Ferne zum drittenmal.

Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr,
wiehernd wirft er die Nüstern empor.
Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei,
trabt ihm zur Seite wie sonst in der Reih.
Selber der blutige Schimmel, so müd',
hinkt auf drei Beinen und reiht sich ins Glied.
Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwei'n,
stellen die ledigen Rosse sich ein.

Rosse wie Reiter verstehn den Appell;
ruft die Trompete, so sind sie zur Stell'.
Über dreihundert hat man gezählt,
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.
Über dreihundert, o blutige Schlacht,
die so viel Sättel hat ledig gemacht!
Über dreihundert, o tapfere Schar,
wo bei vier Mann ein gefallener war!

Über dreihundert, o ritterlich Tier,
ohne den Reiter noch treu dem Panier!
Wenn ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,
denkt auch der Rosse vom Leibregiment!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Am Abend des 18. August 1870. Dem heißen Tage ist ein kühler Abend gefolgt; dem Lärm der blutigen Schlacht wird die Ruhe der Nacht folgen. Am Waldessaum auf einer Anhöhe hält der Oberst der Garde-Dragoner, neben ihm der Trompeter. Letzterer läßt die bekannten Signale (Zeichen) zum Sammeln von der Höhe ins Tal schallen. Von allen Seiten der weiten Walstatt sammeln sich die müden, bestäubten und blutigen Reiter einzeln und in kleinen Trupps (Rotten). Aber wie viele bleiben mit gebrochenen Augen tot auf dem Schlachtfelde liegen! Auch reiterlose Rosse irren wiehernd, suchend, hinkend auf der Walstatt umher! Da sich beim dritten Signal noch kein Reiter in den leeren Sattel geschwungen hat, so folgen sie dem bekannten Signal und stellen sich in Reih und Glied mit den übrigen auf. Über dreihundert Rosse ohne Reiter! Entsetzliche Schlacht, die so viel Tapfere eines Regiments tot aus den Sätteln geworfen hat!

2. Gedankengang. Dem heißen Tage von Gravelotte folgt die kühle, ruhige Nacht. Die Trompete ruft zum Appell. In Rotten kommen die lebenden, mit gebrochenem Blick liegen die toten Reiter auf der Walstatt. Ledige Rosse irren zwischen den Toten umher und suchen ihre Reiter. Auch sie folgen dem Trompetensignal, erst der Rappe (Schwarze), dann der Braune, dann der hinkende, blutige Schimmel. So stellen sich über 300 Pferde ohne Reiter ein — ein grausiger Verlust, wenn von 4 Mann immer einer tot auf der Walstatt liegt! Den treuen Rossen gebührt ein Andenken an den blutigen Sieg bei Gravelotte.

Grundgedanken. Die Menschen schweigen in Jammer und Tränen; die stummen Rosse reden eine laute Sprache. Welch ritterliche Treue für das Panier! Welch sichere Ordnungsgewöhnung, und welch straffe Disziplin! Welch erschütternder Nachweis des erlittenen Verlustes!

3. Eigentümliches. Der Dichter hat eine ergreifende Wirkung dadurch erzielt, daß er die stummen Rosse zu Todesboten ihrer Herren und zu Vertretern der militärischen Disziplin machte.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Vergiß nie, welche Opfer die Freiheit und Einheit des Vaterlandes gekostet hat! — Die Rosse folgen dem Ordnungsrufe, dem Zwange der Disziplin und der Fahnenpflicht, und du? — Vergiß der treuen Toten nicht! — Sei barmherzig gegen die Tiere, die ihr Leben in deinen Dienst gestellt haben!

2. Verwandtes. Die Trompete von Vionville. Das treue Roß. Der Mollwitzer Schimmel, der Friedrich den Großen rettete. Das Amen der Steine von Rosegarten. Das blinde Roß, das in der Hungerqual den Strick der Klageglocke zog und seinen unbarmherzigen Herrn verklagte.

3. Aufgaben. a) Wo und wie wird in der Geschichte von Rossen erzählt? — b) Warum folgen die Rosse dem Signal zum Appell? — c) Erzähle, was du von der Schlacht bei Gravelotte weißt! Fr. P.

C. Balladen und Romanzen.

75. Das Lied vom braven Mann.

Gottfried Bürger.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
zu singen und preisen den braven Mann!

I. **Zielangabe.** Hört „Das Lied vom braven Mann"!

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. A. Str. 1. Des Dichters schönste Aufgabe. Welches ist die schönste Aufgabe eines Dichters? Die edle Tat und den hohen Mut, d. h. die hohe, edle Gesinnung, eines Menschen zu preisen und ihn so durch das Lied zu belohnen. Ein solches Lied klingt so machtvoll und so ergreifend wie der Ton der Orgel und der Glocken, die von dem Gottesdienst der christlichen Gemeinde weithin Zeugnis ablegen.

B. Str. 2—8. Die Not des Zöllners und die tatenscheuen Gaffer. Sprich über Zeit und Ort des Ereignisses! Zeit: Ausgang des Winters (Frühjahr 1775). Ort: ein Land südlich des Hochgebirges der Alpen (Oberitalien); des Landes Heerstrom, d. h. der Strom, der die Flüsse des Landes sammelt und in sich aufnimmt, wie das Heer die waffenfähigen Männer des Landes aufnimmt — die Etsch, die mit ihren Nebenflüssen von den Hochalpen kommt, zuerst südwärts fließt, dann aber nach Südosten umbiegt und in das Adriatische Meer mündet; ein volkreicher Ort — die Stadt Verona an der Etsch; eine aus Steinpfeilern und Steinbogen aufgemauerte Brücke über die Etsch; auf dem mittelsten Pfeiler ein Häuschen, in dem mit seiner Familie der Zöllner wohnte, der von den Fußwanderern, Reitern und Wagenführern den Brückenzoll einnahm, d. h. die Abgabe, die für den Bau und die Erhaltung der Brücke erhoben wurde. — Schildere die Umstände, die den Zöllner und seine Familie in die schwerste Not brachten! Der Tauwind kam von Afrika, strich über das im Mittag, d. h. im Süden, von Italien sich erstreckende Mittelländische Meer, schnob (schnaubte wie ein wildes Tier) durch Welschland (Norditalien), fegte die Felder vom Schnee rein, richtete im Walde Verwüstung an und brachte im Hochgebirge den Schnee zum Tauen, auf den Flüssen und Seen das dicke Eis, auch das auf dem Grunde gebildete Grundeis, zum Bersten; dieser Tauwind heißt in der Schweiz Föhn. Das plötzlich auftretende Tauwetter führte aus allen Bächen und Flüssen des Hochgebirges der Etsch ungeheuere Wassermassen zu, die riesige Eisschollen — so groß und fest wie Felsblöcke — in rasender Strömung mit sich fortrissen; Eisschollen und Wassermassen trafen mit furchtbarer Wucht die Pfeiler der Brücke. — Warum entfloh (Str. 4 entfleuch ist eine ältere Form für „entflieh") der Zöllner mit seiner Familie nicht rechtzeitig der Gefahr? Er vertraute dem festen Steinbau seiner Brücke, die schon manchen anderen Eisgang tapfer ausgehalten hatte; erst, als die Pfeiler von den Stößen der Eisschollen immer heftiger erschüttert wurden, stieg die Sorge in ihm auf. Als er nun von einem Dachfenster

seines Häuschens hinausschaute in den Tumult, d. h. den Aufruhr von Luft, Wasser und Eis, da sah er mit Entsetzen, daß schon die beiden äußersten Bogen, die nach den hohen Ufern führten, mit den Pfeilern fortgerissen waren, daß ihm also der Zugang zum sichern Lande abgeschnitten war. Daher sein Schreckensruf! — Wie urteilst du über das Verhalten der Gaffer (von gaffen = den Mund aufsperren, neugierig schauen)?

C. Str. 9—13. Der hilfbereite Graf. Warum nennt der Dichter die Handlungsweise des Grafen (er hieß Graf Spolverini) brav? Sie verrät edle Gesinnung darin, daß er mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln dem Zöllner in seiner Not helfen möchte. Woran aber fehlt es dem Grafen? Entschluß zur Tat. Warum wollte niemand den hohen Rettungspreis — 200 Pistolen (eine Pistole ist eine spanische Goldmünze, von span. piastola-Goldplättchen) sind etwa 3000 Mark — gewinnen? Die Gefahr hatte ihren Höhenpunkt erreicht; die strudelnden Wassermassen, die aufeinanderprallenden Eisschollen, die einstürzenden Pfeiler und Bogen schreckten jeden davon ab, die Zöllnerfamilie mit einem Kahne zu retten.

D. Str. 14—19. Der brave Bauersmann und seine hohe Gesinnung. Schildere den Retter nach seinem Äußern! Welche Eigenschaften bewies er bei seinem Unternehmen? Schnelles Verständnis für die Notlage der Zöllnerfamilie, schnellen Entschluß, Kühnheit, Mut, Kraft, Geschick! Achte auf die Zusammenstellung „kühn in Gottes Namen" (Str. 15)! Was zeigen uns diese Worte? Welche Gefahren drohten dem Bauersmann bei dem Rettungswerke? Wodurch wurde die Rettung verzögert, die Gefahr erhöht? Welche Gedanken und Gefühle bewegten die Zuschauer in ihrem Herzen? Welche der Zöllner und seine Familie? Welche der Bauersmann? Welches ist der sichere Port oder Hafen für die Zöllnerfamilie? — Welche Sorge des Dichters spricht aus den beiden letzten Zeilen von Str. 17? Sein Held könnte die Tat um der verheißenen Belohnung willen unternommen haben. Worin zeigt sich die hohe Gesinnung des Retters?

E. Str. 20. Der Lohn des Retters — des Dichters Lied. Warum nennt der Dichter seinen Helden einen braven Mann? Er zeigt nicht nur Mut und Furchtlosigkeit in der Gefahr, er beweist auch edle Gesinnung dadurch, daß er den verheißenen Lohn ablehnt und das Geld dem armen Zöllner zugewiesen sehen möchte. — Wie vermag der Dichter den braven Mann unsterblich zu preisen? Sein Lied verkündet die Tat aller Welt und erhält sie im Gedächtnis der Menschen; jedes Schulkind, das „Das Lied vom braven Manne" liest oder lernt, hilft dem Dichter dabei.

Grundgedanken: Wer hohes Muts sich rühmen kann, den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang (Str. 1.). Gottlob, daß ich singen und preisen kann, unsterblich zu preisen den braven Mann! (Str. 20.)

2. Schönheiten des Gedichts. Schilderungen: Das Tauwetter, der Eisgang, die allmähliche Zertrümmerung der Brücke. — Steigerungen: a) Die Not des Zöllners von dem ersten Blicke aus dem Dachfenster in den Tumult bis zum Durchheulen des Stromes und Windes. b) Die tatenlosen Gaffer; der edle, zum Geben bereite Graf; der schlichte, tatkräftige Bauersmann. c) Der brave Mann wird vom Dichter angekündigt, dringend herbeigewünscht, erkannt und unsterblich gepriesen. — Bilder und Vergleiche: Das Lied klingt wie

Orgelton und Glockenklang. Der Tauwind schnaubt und jagt die Wolken, wie der Wolf die Herde scheucht. Ein See begräbt das Wiesental. Die Etsch heißt des Landes Heerstrom, das Flußbett des Stromes Geleise, die Eisschollen nennt der Dichter Felsen.

Die sechs Reihen der Strophe sind vierhebig mit stumpfem Versschlusse und Reime. Während aber die vier ersten Reihen den regelmäßigen Wechsel von unbetonter und betonter Silbe aufweisen, sind in den beiden letzten Reihen die zwei ersten Takte dreisilbig; dieser stärkeren rhythmischen Bewegung entspricht zumeist der Inhalt.

3. Aufgaben. Weise die Eigenschaften der Gaffer, des Grafen, des Bauersmanns nach! — Der Zöllner soll seine Not und Rettung erzählen. — Einer der Zuschauer erzählt daheim, was er gesehen und gehört hat.

Fr. P. (Dr. P.)

76. A. Johanna Sebus.

Joh. Wolfg. von Goethe. Werke. Stuttgart 1867. Bd. I 130.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluten spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut."

I. **Einführung.** Hört Goethes Ballade „Johanna Sebus"! Der Dichter hat selbst der Überschrift noch einen Zusatz beigefügt: „Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen, Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Kleverham, Hülfe reichend, unterging." Ihr könnt nach diesen Worten schon ahnen, wovon der Dichter zu uns sprechen will.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. a) V. 1—12. Die Rettung der Mutter; die Bitte der Nachbarin, Suschens Trost. Schildere die Vorgänge nach den beiden Eingangszeilen! Ganz plötzlich hat auf dem Rheine der Eisgang eingesetzt. Unter dem furchtbaren Drucke der Wasser und Eismassen ist am Niederrhein der Damm zerrissen, die Wasserfluten ergießen sich nun über das Tiefland. — Beschreibe den Schauplatz der folgenden Verse! Ein niedriges Haus mit Stall in der Rheintiefebene nicht weit von dem Höhenrande des Rheintales; nahe bei dem Hause ein niedriger Hügel oder Bühl, Bühel (zu biegen gehörig). — Gib die Personen des Gesprächs an! Johanna Sebus, von Goethe in der Ballade „Schön Suschen" genannt, mit ihrer Mutter, die Hausgenossin — eine schwache Frau mit drei Kindern (Kind ist die ursprüngliche Form des Nom. und Akk. Plur.). — Wie beweist Suschen ihre Umsicht? Sie verliert keine Zeit mit Reden — während sie mit der Mutter auf dem Rücken schon fortgeht, spricht sie zu der Hausgenossin, gibt der Frau verständige Anweisung, wohin sie sich zunächst begeben soll, verspricht ihr Rettung (harret derweil = wartet der Weile oder Zeit, inzwischen) und vergißt auch ihre Ziege nicht.

b) V. 13—20. Die Warnung der Mutter, der mutige Entschluß der Tochter. Was könnte Suschen nach der Rettung der Mutter denken? „Die Flut ist rasend schnell gestiegen und steigt noch immer. Ich begebe mich in Lebensgefahr, wenn ich jetzt die Nachbarin retten will. Ich bin noch jung und möchte

erst noch gern etwas vom Leben haben. Die Mutter braucht mich notwendig, ich darf sie nicht verlassen." — Warum hört sie nicht auf die Warnung der Mutter? Sie hat tiefes Mitleid mit der Nachbarin und ihren Kindern und hat ihr ein Versprechen gegeben, das will sie auch halten trotz der Gefahr.

c) V. 21—26. Der gefährliche Rückweg zum Bühl. Wodurch ist der Weg zum Bühl jetzt schon gefährlich? — Suschen erreicht den Bühl. Wir könnten nun hoffen, ihr würde jetzt auch die Rettung der anderen gelingen. Aber sofort zerstört der Dichter alle Hoffnung durch die Worte: „Doch der und den Kindern kein Gewinn", nicht zur Rettung — Worte, die in schroffem Gegensatze zu Suschens Versprechen in V. 10 — „Uns allen ist Heil!" — stehen.

d) V. 27—40. Der Untergang der Nachbarin und ihrer Kinder, Schön Suschens Tod. Warum war für alle keine Rettung mehr möglich? Die Flut stieg zu schnell, die strudelnden und wirbelnden Wasser rissen alles, was Widerstand leistete, mit sich fort und in die Tiefe. — Warum ging auch die Ziege mit unter, die sich noch allenfalls schwimmend hätte retten können? — Wie zeigt uns der Dichter sein Mitgefühl mit Suschens Schicksal? Er läßt uns ihre Persönlichkeit unmittelbar vor ihrem Tode noch einmal im hellsten Lichte sehen: sie ist ihm das junge, das edelste Blut; wie die Menschen gern zu einem leuchtenden Stern am Himmel aufschauen, so sah gar mancher junge Mann gern nach Schön Suschen; sie sieht die Nachbarin mit ihren Kindern zugrunde gehen, ohne helfen zu können, schaut aber strack (= gerade aufgerichtet, zu strecken) und tapfer dem Tod ins Angesicht; sie steht ganz einsam und verlassen, überläßt sich aber nicht der Verzweiflung, den Tränen und Klagen; von den Menschen hofft sie keine Rettung mehr, sie schaut aber gläubigen Sinnes zum Himmel auf. So siegt sie im Untergange noch über das todbringende Element: schmeichelnde Fluten nehmen sie auf.

e) V. 41—48. Unvergeßlich bleibt das Andenken an Schön Suschen. Wie soll das Andenken an Schön Suschen erhalten bleiben? Der Dichter singt von ihrer Tat, seine Zuhörer und Leser in Schule und Haus tragen sein Lied weiter. Warum will der Dichter dieses Andenken erhalten? Die Erinnerung an ihre Tat soll zur Nacheiferung anspornen. Wer den Helden- und Edelmut des Mädchens nicht anerkennt und preist, dem sei im Leben und Tod nicht nachgefragt, d. h. der ist nicht wert, daß man mit ihm und von ihm spricht.

Nun schaut noch einmal zurück auf die beiden Verse, die zu Beginn jedes Abschnitts stehen und so den Kehrreim bilden! Sie malen die unaufhörliche Arbeit der Elemente bis zu ihrem Siege und zeichnen in kurzen Strichen das Fortschreiten des Unheils: Der Damm zerreißt, zerschmilzt, verschwindet, verschwand; kein Damm! Die Fluten spülen, wühlen, die Welle braust als Meereswoge, erbraust als Meer, bedeckt alles mit Wasserschwall. Über dem Wasserschwall aber schwebt siegreich überall Suschens Bild.

2. Aufgabe. Vergleiche die Heldentat des braven Mannes (Nr. 75) mit der der Johanna Sebus!

B. Der Lotse.[1])

Ludw. Giesebrecht, Gedichte. Stettin 1867. Bd. I 111.

„Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
und muß am Vorgebirg' zerschellen,
lenkt sie nicht augenblicklich ein.
Ich muß hinaus, daß ich sie leite!" —
„Gehst du ins offne Wasser vor,
so legt dein Boot sich auf die Seite
und richtet nimmer sich empor." —
„Allein, ich sinke nicht vergebens,
wenn sie mein letzter Ruf belehrt!
Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
ist wohl ein altes Leben wert.
Gib mir das Sprachrohr! Schifflein, eile!
Es ist die letzte, höchste Not!" —
Vor fliegendem Sturme gleich dem Pfeile
hin durch die Schären eilt das Boot.
Jetzt schießt es aus dem Klippenrande,
„Links müßt ihr steuern!" hallt ein Schrei.
Kiel oben treibt das Boot zu Lande,
und sicher fährt die Brigg vorbei.

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Ein Schiffskapitän war lange Jahre heimatlos zur See gefahren. Dann beschloß er sich mit seinem mühsam erworbenen Vermögen zur Ruhe zu setzen, baute sich in einer Hafenstadt an der Südostküste Norwegens (in Österrisör) ein Häuschen, legte sich einen Garten an und wollte nun den Rest seines Lebens auf eigenem Grund und Boden in Ruhe und Behagen zubringen. Aber bald genügten ihm Haus und Garten nicht mehr, es zog ihn mit aller Macht zum Meere hin, das sein Auge täglich sah, und auf dem die Schiffe aller Nationen zwischen Nord- und Ostsee verkehrten. So ließ er sich ein schmuckes, schnelles Segelboot bauen, fuhr bei jedem Wind und Wetter hinaus und lernte die Küste gründlich kennen. Endlich segelte er nicht mehr bloß zu seinem Vergnügen, sondern leistete seinen Mitmenschen Dienste als freiwilliger Lotse (das niederdeutsche Wort Lotse geht zurück auf das englische loadsman = Geleitsmann, also ein Mann, der ein Schiff in den Hafen geleitet). Die Küste weist dort viele Vorsprünge oder Vorgebirge auf und ist umsäumt von Schären, d. i. Klippeninseln, und unterseeischen Felsen, die den Schiffen gefährlich werden können. Wenn draußen auf dem offenen Meere der Sturm tobt und die Brandung gegen die Schären anschlägt, dann ist hinter diesen das Meer verhältnismäßig ruhig. — Eines Tages nun wütete ein schwerer Südweststurm an der Küste. Unser alter Kapitän war zum Hafen gegangen, wo sein Segelboot lag, und beobachtete das Meer. Mit Besorgnis sah er, daß eine Brigg, d. i. ein Schiff mit zwei Masten, der gefährlichen Küste immer näher kam. Jetzt gesellte sich zu ihm ein jüngerer Mann, der von Beruf Lotse war und ein Sprachrohr, d. i. Rohr, mit dem man bei Sturm den Schall der menschlichen Sprache verstärken kann, mit sich führte; und es entspann sich ein Zwiegespräch zwischen dem jüngeren Lotsen und dem alten Kapitän.

II. **Vertiefung.** 1. Kernfragen. Wie gedachte der alte Kapitän die gefährdete Brigg zu retten? Er wollte ihr mit seinem Segelboote so weit wie möglich, noch über den schützenden Klippenrand der Schären hinaus entgegenfahren und dann mittels des Sprachrohrs den Schiffsleuten zurufen, wie sie richtig steuern

1) Die Dichtung „Der Lotse" ist die letzte von fünf zwanzigreihigen Gedichten, die die Gesamtüberschrift „Der Normann" tragen; die in der „Einführung" erzählten Vorgänge bilden den Inhalt der vier ersten Teile.

mußten. Wie ging der alte Kapitän bei dem Rettungswerke zugrunde? In dem ruhigeren Waſſer zwiſchen der Küſte und dem Klippenrande der Schären vollzog ſich die Fahrt ſchnell und ſicher. Jenſeits des Schutzgürtels der Schären brach aber die Brandung über das Boot her, der Kapitän hatte nur noch Zeit, dem gefährdeten Schiffe die rechte Steuerrichtung anzugeben, dann ſchlug das Boot um, der Kapitän verſank im Meere, und ſein Boot wurde kieloben — den Kiel oder Grundbalken nicht im Waſſer, ſondern nach oben gekehrt — von Sturm und Wellen der Küſte zugetrieben. — Wie zeigte der alte Kapitän die Größe ſeiner Geſinnung? Er war bereit, ſeine Freude an Haus und Garten, das Behagen der letzten Lebensjahre, ſein Leben zu opfern. Das alles tat er gewarnt und freiwillig, während der jüngere Mann und Berufslotſe vor der Gefahr zurückſchreckte; er tat es für Leute, die ihm ganz fremd waren, aus ſelbſtloſer Nächſtenliebe.

2. Vergleichung von A und B. A. Ähnlichkeiten: Sturmflut und hohe Gefahr im Waſſer. Nächſtenliebe treibt edle Menſchen zum Rettungswerke; ſie werden gewarnt, folgen aber dem innern Drange und verlieren dabei ihr Leben.

B. Verſchiedenheiten. 1. Hauptinhalt: In A will eine edle Jungfrau ihre Nachbarin mit den Kindern bei einer Überſchwemmung retten, geht aber dabei unter. In B rettet ein Lotſe ein gefährdetes Schiff vom Scheitern, ertrinkt aber ſelbſt dabei.

2. Ort. In A hat der Rhein den Damm zerriſſen und alles überſchwemmt, in B der Sturm das Meer aufgewühlt und ein Schiff an eine gefahrdrohende Stelle getrieben. In A watet die Jungfrau auf überſchwemmtem Stege nach dem Bühel, um die Nachbarsfamilie dort abzuholen, in B fährt der alte Lotſe auf dem Boote durch die brandenden Schären, um das falſch geſteuerte Schiff durch einen Zuruf zur Änderung des Kurſes zu bewegen.

3. Perſonen. In A iſt die Retterin eine 17jährige, ſchöne Jungfrau, in B der Retter ein alter Lotſe. In A warnt die Mutter ihre Tochter vor dem gefährlichen Wagnis, in B ein junger Lotſe den alten. Beide ſehen mit Schmerz ihre Warnung in Erfüllung gehen. In A iſt das Leben der Nachbarin und ihrer Kinder, in B „ein ganzes Schiff voll jungen Lebens" — alſo ein Schiff voll Reiſender — bedroht.

4. Gedankengang. In A mißlingt die Rettung, und auch die Retterin ertrinkt; in B gelingt die Rettung, aber der Retter geht unter. In A ſind Liebe und Lied das Dank- und Ehrenzeichen für die Retterin, in B iſt der umgeſchlagene Kahn das ſchönſte Grabdenkmal für den edlen Retter. Fr. P. (Dr. P.)

77. Die Sonne bringt es an den Tag. (1827.)

Adelbert von Chamiſſo, Werke. Leipzig, Bibl. Inſt. Bd. I 69.

Gemächlich in der Werkſtatt ſaß
zum Frühtrunk Meiſter Nikolas,
die junge Hausfrau ſchenkt' ihm ein,
es war im heitern Sonnenſchein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

I. **Zielangabe,** dann **Vortrag.** Hört, wie eine heimliche Mordtat auf wunderbare Weiſe ans Licht kam!

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. a) Str. 1—5.

Meister Nikolaus und seine Frau beim Frühstücke. Schildere den behaglichen Frühtrunk des Ehepaares (gemächlich gehört zu gemach = langsam, bequem, behaglich)! — Die seltsamen Schlußworte der 1. Str., die sich eng an „Sonnenschein" in der vorletzten Zeile anschließen, passen so gar nicht zu dem freundlichen Bilde der ersten Zeilen, man versteht sie nicht, aber sie fallen doch wie ein Schatten in dieses Bild. — Zeige, wie Meister Nikolaus allmählich von innen heraus und von außen her zu einer Erklärung seines unverständlichen Wortes (Str. 2) genötigt wird! Die zitternden Kringel (Verkleinerungsform von Kring = Ring, Kreis), die die Sonne von der bewegten Flüssigkeit der Schale oder Tasse an die Wand wirft, wecken sein Gewissen, er denkt an die Vergangenheit, vergißt darüber ganz seine Umgebung und spricht voll Trotz und doch zugleich in Angst für sich die Worte: „Du bringst es doch nicht an den Tag" —, die der Hörer sofort in Beziehung zu der letzten Zeile der 1. Str. setzt. Die beiden Fragen seiner neugierigen Frau darf und will er nicht beantworten und beantwortet doch zunächst die erste: „Wer bringt es nicht an den Tag?" — wie aus einer inneren Nötigung heraus mit den verhängnisvollen Worten, die er vorher gesprochen: „Die Sonne bringt's nicht an den Tag." Die Frau, deren Neugierde durch den ersten Erfolg erst recht gestärkt worden ist, wiederholt nun ihre zweite Frage: „Was bringt die Sonne nicht an den Tag?" und plagt ihn mit allen Mitteln (das Hadern, substantiviertes hadern, von Hader = Streit, Zank, also mit zänkischen Worten; die Ungestüme, ist das substantivierte Adjektiv ungestüm = heftig, stürmisch — von mhd. gestüeme = still, sanft) so lange, bis er müde wird und die Frage ausführlich beantwortet.

b) Str. 6—12. Die Erzählung des Mordes. Wie wurde der Wanderbursche Nikolaus zum Mörder? Kein Geld, ganz abgerissen, Hunger, Durst, Wut über seine jämmerliche Lage — so forderte er dem ersten, der ihm auf einsamer Heide begegnete, das Geld ab, schlug ihn nieder, als er ihm nicht gleich das Geld gab, und tötete den Wehrlosen (rücklings = auf dem Rücken) vollends, als der ihm die Worte zurief: „Die Sonne bringt es an den Tag!" — Wie trat ein Umschwung in seinem Schicksal ein? Er kam auf der Wanderschaft in seinen jetzigen Wohnort, fand bei einem Meister Arbeit, heiratete dessen Tochter und wurde nach dem Tode des Schwiegervaters Meister und Hausbesitzer. — Wie wirkte das Wort des Sterbenden nach? Es verließ den Mörder nicht und wurde zum Mahner im Gewissen; wenn die Sonne flimmernd scheint, so kommt es ihm vor, als erbose sie sich, werde sie böse darüber, daß sie nicht mit menschlicher Rede den Menschen die Mordtat kundgeben könne, weil ihr die Zunge fehle. In seiner Erzählung kommt er immer wieder auf dies Wort zurück, setzt ihm aber — in Trotz und Angst zugleich — sein „Die Sonne bringt's nicht an den Tag" entgegen. Das war die Heimlichkeit des Meisters Nikolaus oder sein Geheimnis, d. h. das, was vor andern geheim, verborgen gehalten werden mußte. Darum seine Mahnung an seine Frau, den Mund zu halten! — Als was für eine Persönlichkeit stellt er sich uns in seiner Erzählung dar? Die Art, wie er den armen Juden totgeschlagen hat, und wie er diesen Mord jetzt erzählt, zeugt von seiner Roheit; er fühlt keine Reue, sondern nur Angst vor Entdeckung.

c) Str. 13 u. 14. Die Entdeckung und die Strafe des Mörders. Wie wirkte die Erzählung des Meisters auf seine Frau? Sie empfindet keinen Ab-

scheu vor der Tat und dem Täter, hat nur den Wunsch, sich mit ihrer Neuigkeit vor der Nachbarin groß zu tun, und denkt in ihrer Lieblosigkeit und Schwatzhaftigkeit gar nicht daran, daß sie das Leben ihres Mannes gefährdet. — Wie kam der Mord zur Kenntnis des Gerichts? Wie wurde er gesühnt? **Hochgericht** ist die Stätte, wo die peinlichen Strafen vollzogen wurden, das **Rad** „das Marterwerkzeug, mit dem der Leib eines armen Sünders zerstoßen wird (ursprünglich ward gewiß die Tötung durch fahrende Wagen vollzogen, von welchem Brauche das Zerstoßen mit einzelnen Rädern nur ein Rest ist)". Die **Raben** hielten sich am Hochgericht auf, um den Leib der Gerichteten zu zerhacken.

Grundgedanke. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.

2. **Eigentümlichkeit.** Von besonderer Bedeutung und Schönheit ist der Kehrreim: „Die Sonne bringt es an den Tag." Das Wort ist der Todesschrei des unschuldigen Opfers, der nagende Wurm im Gewissen des Mörders, der zudringliche Genosse beim behaglichen Mahl, der allzeit sich eindrängende und plagende Gedanke, die Frage der Frau, der Widerspruch des Mannes, sein vertrauliches Geständnis, die ängstliche Warnung, der Schlüssel der Entdeckung und der Richterspruch über den Mörder.

3. **Aufgaben.** Zeichne ein Bild von dem Charakter des Meisters Nikolaus und seiner Frau! — Vergleiche Uhlands „Die Rache"! — Vergleiche unsere Ballade mit ihrer Quelle in den „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm (herausgegeb. von Hermann Grimm, Berlin, Wilh. Hertz 1894, S. 325): „Die klare Sonne bringt's an den Tag"!

Nach dieser Erzählung erschlug ein Schneidergesell auf der Wanderschaft einen Juden, um ihn zu berauben. „Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort: „Die klare Sonne wird es an den Tag bringen!" — und starb damit. Der Schneidergesell griff ihm in die Tasche und suchte nach Geld, er fand aber nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Busch und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit, der hatte eine schöne Tochter, in die verliebte er sich und heiratete sie und lebte in einer guten, vergnügten Ehe. — Über lang, als sie schon zwei Kinder hatten, starben Schwiegervater und Schwiegermutter, und die jungen Leute hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tische vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Untertasse ausgegossen hatte und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf, und der Widerschein blinkte oben an der Wand so hin und her und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinauf und sagte: „Ja, die wills gern an den Tag bringen und kanns nicht!" Die Frau sprach: „Ei, lieber Mann, was ist denn das? Was meinst du damit?" Er antwortete: „Das darf ich dir nicht sagen." Sie aber sprach: „Wenn du mich lieb hast, mußt du mirs sagen", und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's kein Mensch wieder erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz abgerissen und ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen: „Die klare Sonne wird's an den Tag bringen!" Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen und hätt' an der Wand geblinkt und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt. Danach bat er sie noch besonders, sie dürfte es niemand sagen, sonst käm' er um sein Leben, das versprach sie auch. Als er sich aber zur Arbeit gesetzt hatte, ging sie zu ihrer Gevatterin und vertraute ihr die Geschichte, sie dürfte sie aber keinem Menschen wieder sagen; ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor das Gericht und ward gerichtet. Da brachte es doch die klare Sonne an den Tag." Fr. P. (Dr. P.)

78. Das Schloß am Meer.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart. 2 b. 1 130.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Ein Wanderer kehrte von seiner Reise zurück, besuchte einen Freund und erzählte ihm von den Ländern, die er durchzogen, und von den Menschen, die er getroffen hatte. Als er eine Gegend erwähnte, die der Gastfreund etwa vor Jahresfrist auch besucht hatte, da fiel ihm dieser in die Rede mit der hastigen Frage: „Hast du dort auch das herrliche Königsschloß hoch am Meere gesehen?" Der Freund bejahte es. Und nun entspann sich zwischen den Freunden ein Zwiegespräch über das, was jeder von dem Schlosse am Meere gesehen und gehört hatte. Dies ist der Inhalt der herrlichen Uhlandschen Ballade. Am besten ist sie als Wechselgespräch von zwei Schülern zu lesen oder vorzutragen. Der erste spricht frisch und feurig, der andere langsam und gemessen.

1. Hast du das Schloß gesehen,
das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
die Wolken drüber her.

2. Es möchte sich nieder neigen
in die spiegelklare Flut,
es möchte streben und steigen
in der Abendwolken Glut.

3. „Wohl hab' ich es gesehen,
das hohe Schloß am Meer,
und den Mond darüber stehen
und Nebel weit umher."

4. Der Wind und des Meeres Wellen,
gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

5. „Die Winde, die Wogen alle
lagen in tiefer Ruh';
einem Klagelied aus der Halle
hört' ich mit Tränen zu."

6. Sahest du oben gehen
den König und sein Gemahl,
der roten Mäntel Wehen,
der goldnen Kronen Strahl?

7. Führten sie nicht mit Wonne
eine schöne Jungfrau dar,
herrlich wie eine Sonne,
strahlend im goldnen Haar?

8. „Wohl sah ich die Eltern beide,
ohne der Kronen Licht,
im schwarzen Trauerkleide;
die Jungfrau sah ich nicht."

II. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Die beiden Freunde haben dasselbe Schloß zu verschiedenen Zeiten und unter ganz verschiedenen Umständen gesehen, der erste an einem Freuden-, der andere an einem Trauertage; deshalb weicht die Beschreibung so voneinander ab. a) Das Schloß am Freuden- (Verlobungs-)tage: Am Ufer des weiten Meeres erhebt sich auf Felsgrund hoch und stattlich ein prächtiges Schloß. Darüber hin ziehen leichte Wolken, die von der Abendsonne angehaucht sind. In die tiefe, klare Meeresflut neigt es sich, spiegelt sich da ab und badet sich gleichsam darin; in die Glut des Abendhimmels steigt es hinauf, und weit in die Lande leuchten seine Fenster und Zinnen. Ein frischer Wind kräuselt die Wellen des Meeres, daß sie heranwallen und klingend gegen die Mauern des Schlosses plätschern. In den hohen Hallen und geschmückten Sälen herrscht frohes Leben. Saitenspiel und Festgesang dringen heraus zu den Lauschern in den Gärten und auf den Stufen. Der König und die Königin haben ihren besten Schmuck angelegt, den Purpurmantel und die Krone. Aber heller als Gold und edles Gestein in der Krone glänzen ihre Augen vor Freude. An den Händen führen sie ihre herrliche Tochter dem erwählten Bräutigam entgegen. — b) Das Schloß am Trauer-(Begräbnis-)tage: Dasselbe Schloß hoch am

Meere, aber Nebel, mit denen falbes, ungewiſſes Mondlicht ringt, verhüllen es. — Auf dem Meere Windſtille; in den Hallen Klagegeſang; König und Königin in ſchwarzen Trauergewändern ohne fürſtlichen Schmuck; die Königstochter nirgends zu ſehen!

2. Gedankengang. Die Ballade iſt ein Zwiegeſpräch zwiſchen zwei Reiſenden, die das Königsſchloß zu verſchiedenen Zeiten geſehen haben. Der erſte ſchildert begeiſtert in Str. 1 und 2 die herrliche Lage und große Pracht des Schloſſes, in Str. 4 das fröhliche Feſtgelag in ſeinen Hallen und in Str. 6 und 7 das Glück der Bewohner. Der zweite berichtet kühl, ja mit verhaltenem Schmerz in Str. 3: Nebel und fahler Mondenſchein verhüllen das Schloß. Str. 5: Windſtille auf dem Meere, erſchütternde Klagen im Schloſſe. Str. 8: Das Elternpaar in Trauer, die Tochter — verſchwunden!

3. Grundgedanke. Die Königstochter war die Sonne des Königsſchloſſes. Ihre Schönheit verklärte, ihre Güte belebte und beglückte das Schloß und ſeine Bewohner. Nun iſt die Sonne untergegangen; die herrliche Jungfrau liegt im Sarge. Der Sonnenſchein iſt verblichen, die Freude verſtummt. — Den erſchütternden Gegenſatz: „Leben und Glück — Tod und Jammer im Schloſſe!“ hat Uhland meiſterhaft gezeichnet.

4. Eigentümliches. Der Dichter läßt uns nicht unmittelbar den ſchroffen Wechſel des Geſchicks mit erleben, ſondern zeigt ihn nur in den Gemütern der beiden Erzähler abgeſpiegelt. Zwiſchen dem erſchütternden Ereignis und der Erzählung läßt er einen Schleier niederſinken. Dadurch wird das grelle Licht gemildert, aber die geheimnisvolle Wirkung erhöht. Was der Dichter ſagt, iſt ſchön und bedeutend, was er aber verſchweigt, und was man zwiſchen den Zeilen leſen muß, iſt noch ergreifender. Den ganzen Jammer der Krankheit, den Schmerz des Todes, vielleicht an gebrochenem Herzen, das Begräbnis, den jähen Wechſel des Glücks, die Vernichtung aller Wünſche und Hoffnungen faßt er in die paar Worte: Die Jungfrau ſah ich nicht! Fr. P.

79. Der blinde König.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart. Bd. I 126.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Nördlich von Schottland liegen die felſigen Orkney-Inſeln. Sie waren früher dichter als heute bevölkert und ſtanden unter eigenen Fürſten. Die Bewohner waren kühne Schiffer und tapfere Fechter (Kämpfer). Raub- und Fehdezüge waren ihre Luſt. Auf einzelnen ſonſt unbewohnten Inſelchen hauſten trotzige und ſehr ſtarke Rieſen, die von Raub lebten und ſich um den König nicht kümmerten. Viele der Inſeln waren nur durch ſchmale Meeresarme getrennt, ſo daß bei Windſtille der Ruf der menſchlichen Stimme von der einen auf die andere drang.

Auf eine dieſer Inſeln führt uns wohl Uhland in ſeiner Ballade „Der blinde König“. Auf dem ſteilen Rande oder Borde ſteht ein blinder König. Er ſtützt ſich auf einen Stab; das Haupt iſt weit vorgeneigt, und das lange, graue Haar hängt um ſein Geſicht. Um ihn ſteht eine ganze Schar von Rittern und Knappen (Fechtern) und ſchaut mit äußerſter Spannung hinaus ins Meer. Unweit der Inſel, nur durch einen ſchmalen Meeresarm getrennt, liegt ein kleines Eiland, auf dem ein ungeſchlachter Rieſe in unterirdiſchen Felſenkammern (Schluchten

oder Klüften) hauſt. Er hat eine liebliche Tochter des blinden Königs bei einem Tanze am grünen Strande überfallen, in einem Boote auf ſeine Inſel geſchleppt und dort in ein Felsverlies (d. h. unterirdiſches Gefängnis, „wo man ſich verliert oder — niederdeutſch — verlieſt") geſperrt. Dort ſoll ſie ſo lange ſchmachten, bis ſie einwilligt, ſein Weib zu werden.

Drüben ſteht nun der Rieſe und ſchwingt unter Schreien und Toben ſein Hünen- (d. h. Rieſen-) Schwert gegen einen ſchönen, gewandten Jüngling, den Sohn des blinden Königs. Derſelbe hält in der linken Hand den blanken Schild zum Schutze gegen des Rieſen wilde Streiche, in der Rechten aber blitzt die Klinge ſeines früher ſo tapfern Vaters, die von den Skalden oder nordiſchen Sängern ſo oft geprieſen worden war und unter allen Schwertern den Preis davon getragen hatte. Am Strande ſchaukelt auf den ſtillen Fluten ein Kahn, der den Königsſohn hinübergetragen hat. Wie wird der Kampf enden?

1. Was ſteht der nord'ſchen Fechter Schar
hoch auf des Meeres Bord?
Was will in ſeinem grauen Haar
der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
auf ſeinen Stab gelehnt,
daß überm Meeresarme
das Eiland widertönt:

2. „Gib, Räuber, aus dem Felsverlies
die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenſpiel, ihr Lied ſo ſüß
war meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
haſt du ſie weggeraubt;
dir iſt es ewig Schande,
mir beugt's das graue Haupt."

3. Da tritt aus ſeiner Kluft hervor
der Räuber groß und wild,
er ſchwingt ſein Hünenſchwert empor
und ſchlägt an ſeinen Schild:
„Du haſt ja viele Wächter,
warum denn litten's die?
Dir dient ſo mancher Fechter,
und keiner kämpft um ſie?"

4. Noch ſtehn die Fechter alle ſtumm,
tritt keiner aus den Reih'n.
Der blinde König kehrt ſich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
ſein junger Sohn ſo warm:
„Vergönn mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm."

5. „O Sohn, der Feind iſt rieſenſtark,
ihm hielt noch keiner ſtand;
und doch, in dir iſt edles Mark,
ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie iſt der Skalden Preis.
Und fällſt du, ſo verſchlinge
die Flut mich armen Greis!"

6. Und horch! es ſchäumet und es rauſcht
der Nachen übers Meer,
der blinde König ſteht und lauſcht,
und alles ſchweigt umher,
bis drüben ſich erhoben
der Schild' und Schwerter Schall
und Kampfgeſchrei und Toben
und dumpfer Widerhall.

7. Da ruft der Greis ſo freudig bang:
„Sagt an, was ihr erſchaut!
Mein Schwert (ich kenn's am guten Klang),
es gab ſo ſcharfen Laut." —
„Der Räuber iſt gefallen,
er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
du ſtarker Königsſohn!"

8. Und wieder wird es ſtill umher,
der König ſteht und lauſcht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert, und es rauſcht." —
„Sie kommen angefahren,
dein Sohn mit Schwert und Schild,
in ſonnenhellen Haaren
dein Töchterlein Gunild."

9. „Willkommen!" ruft vom hohen Stein
der blinde Greis hinab,
„nun wird mein Alter wonnig ſein
und ehrenvoll mein Grab.
Du legſt mir, Sohn, zur Seite
das Schwert vom guten Klang;
Gunilde, du befreite,
ſingſt mir den Grabgeſang."

II. **Vertiefung.** 1. Charakterzeichnung. Der **König** ist alt, erblindet, hilflos, kunst- und gesanglieben, tief gebeugt über den Verlust der Tochter, entrüstet über die Frechheit des Riesen, unwillig über die Feigheit der Ritter, besorgt um den einzigen Sohn, vertrauend auf des Sohnes edles Mark und die Güte des Schwertes, gefaßt zu sterben, gespannt auf den Ausgang des Kampfes, freudigbange beim Erklingen seines Schwertes, beglückwünscht durch die Fechter, beglückt durch die Rettung von Sohn und Tochter, sterbensfreudig. Weise diese Eigenschaften aus dem Gedichte nach!

Der **Sohn** ist jung, von edler Art, liebevoll gegen Vater und Schwester, ehrliebend, mutig, zum Kampfe entschlossen, geschickt im Rudern, tapfer, gewandt und siegreich im Kampfe. Weise dies nach!

Die **Tochter** ist jung, blond und schön, leutselig gegen die Altersgenossen, keusch und züchtig, entschlossen, geschickt im Saitenspiel und Gesang, erst gefangen, dann befreit und die Wonne des Vaters. (Nachweis!)

Der **Riese** ist groß von Gestalt, stark an Kraft, gut bewaffnet, in einer Kluft einsam hausend, raub- und kampflustig, höhnisch gegen den Greis, wild und laut im Kampfe, gefällt wie ein Eichbaum, bestraft nach Verdienst. (Nachweis!)

Die **Fechter** zeigen sich als Wächter unachtsam, in der Gefahr mutlos und unentschlossen, gespannt und aufmerksam während des Kampfes und erfreut über den Sieg des Königssohnes. (Beweis!)

2. Gedankengang. Str. 1. Der blinde König steht mit seinen Fechtern auf einem Felsvorsprunge der Insel. Str. 2. Er fordert von dem räuberischen Riesen seine geraubte Tochter zurück. Str. 3. Der Riese verhöhnt ihn und seine Ritter. Str. 4. Der Sohn des Königs erbietet sich zum Kampf. Str. 5. Er setzt über und kämpft mit dem Riesen. Str. 6. Der König ahnt und die Ritter verkünden den Fall des Riesen. Str. 7. Der Sieger kehrt mit seiner befreiten Schwester zurück. Str. 8. Der Vater hofft von seinen Kindern ein wonniges Alter und ein ehrenvolles Grab.

3. Grundgedanke. Liebe macht stark, und Treue siegt! Unrecht und Gewalt finden stets ein Halt! — Gute, liebevolle Kinder sind für ihre Eltern ein Stab im Leben, ein Schirm im Unglück, der Augen Licht, des Herzens Freude und des Grabes schönstes Denkmal..

4. Besondere Schönheiten. Die ganze Handlung entwickelt sich vor unsern Augen und Ohren wie auf einer Bühne. Wir sehen als Zuschauer von erhöhtem Standpunkte alle Personen, jede in ihrer eigentümlichen Rolle, von Anfang bis Ende handeln und reden, hören mit unsern Ohren, was sie reden, und sehen mit unsern Augen, was geschieht. Es ist ein herrliches Bild voll Leben, Handlung und Wechsel, das die Seele erst tief aufregt und dann hoch befriedigt. Welch eine Lage: auf die Schwertspitze gestellt das Leben des Königs und seines Sohnes, das Geschick der Tochter und des Reiches, die Ehre der Krone und des königlichen Stammes!

Welch ein Gegensatz: der König blind, hilflos, allein, von den Rittern im Stiche gelassen, der Tochter beraubt, von dem Räuber verhöhnt, der Sohn im Zweikampfe mit einem übermächtigen Unholde, Ehre, Krone und Leben aufs äußerste gefährdet — und dann: der Sohn im Glanze der Ehre, die Tochter im Glanze der Treue und Lieblichkeit, das Alter und das Grab im Glanze der Hoffnung, Krone und Thron auf neubefestigtem Grunde!

Und wie ſchön und zahlreich ſind die Gegenſätze in der dichteriſchen Sprache: Der greiſe, gebrochene König ruft, von Schmerz bewegt, ſo laut und kraftvoll, daß das Eiland widerhallt. — Dir Schande, mir Gram! — Der ruhmreiche, jetzt hilfloſe König und die feige Fechterſchar. — Die achtloſen Wächter und der ſchlaue, wachſame Räuber. — Der Tanz am niedrigen, grünen Strande und der unglückliche König auf hohem Felsufer. — Hier eine feige Fechterſchar, dort ein übermütiger, einſamer Rieſe. — Der greiſe König und der junge Sohn. — Des Königs Frage: Bin ich denn allein? und die zahlreichen Ritter um ihn. — Seine toten Augen, aus denen Unwillen flammt, und die niedergeſchlagenen Blicke der Ritter. — Die Rieſenſtärke des Räubers und das edle Mark im Königsſohn. — Die edle Art und das gute Schwert. — Des Sohnes möglicher Fall und des Vaters freiwilliger Tod. — Das plätſchernde Meer und die lauſchenden Ritter hüben, Kampfgeſchrei, Toben und dumpfer Widerhall drüben. — Des Schwertes Klingen und des Rieſen Fall. — Der Sohn im Waffenſchmuck und die Tochter im Schmuck der Schönheit. — Droben auf dem Stein der wartende König, drunten der landende Kahn. — Das Alter wonniglich und das Grab ehrenvoll durch die Tapferkeit des Sohnes und die Lieblichkeit der Tochter.

Wirkſam iſt es, wie der Dichter den blinden König die Vorgänge um ſich her auffaſſen läßt. Die jugendliche Kraft des Sohnes erkennt er an dem kräftigen Händedrucke, den guten Fortgang des Kampfes am ſcharfen Laute ſeines Schwertes, den er in ſo mancher Schlacht gehört, die Hin- und Rückfahrt des Sohnes am Rauſchen des Ruders. Was er nicht ſo durch Berührung oder durch ſein Ohr ſich deuten kann, das muß er mit den Augen ſeiner Umgebung ſehen und ſich von ihr ſagen laſſen: den Fall des Rieſen und die Heimkehr der Tochter (in der Frage Str. 8, Z. 3 liegt die bange Sorge: „Wird außer dem Sohne auch die Tochter zurückkehren?").

Unſere Ballade behandelt ein Motiv, das in Uhlands Dichtungen häufiger auftritt — das jugendliche, plötzlich erwachte Heldentum; vgl. „Das Schwert", „Siegfrieds Schwert", „Roland Schildträger". Fr. P.

80. Das Glück von Edenhall.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart. Bd. I, 254.

1. Von Edenhall der junge Lord
läßt ſchmettern Feſttrommetenſchall;
er hebt ſich an des Tiſches Bord
und ruft in trunkner Gäſte Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

2. Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
des Hauſes älteſter Vaſall,
nimmt zögernd aus dem ſeidnen Tuch
das hohe Trinkglas von Kriſtall;
ſie nennen's „das Glück von Edenhall".

3. Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
ſchenk' Roten ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
und purpurn Licht wird überall;
es ſtrahlt aus dem Glücke von Edenhall.

4. Da ſpricht der Lord und ſchwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kriſtall
gab meinem Ahn am Quell die Fei;
drein ſchrieb ſie: „Kommt dies Glas zu Fall,
fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!"

5. Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
dem freud'gen Stamm von Edenhall;
wir ſchlürfen gern mit vollem Zug,
wir läuten gern mit lautem Schall.
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

6. Erſt klingt es milde, tief und voll
gleich dem Geſang der Nachtigall,
dann wie des Waldſtroms laut Geroll;
zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
das herrliche Glück von Edenhall.

7. „Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
sich den zerbrechlichen Kristall;
er dauert länger schon als recht;
stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
versuch' ich das Glück von Edenhall."

8. Und als das Trinkglas gellend springt,
springt das Gewölb' mit jähem Knall,
und aus dem Riß die Flamme dringt;
die Gäste sind zerstoben all'
mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

9. Einstürmt der Feind mit Brand und Mord,
der in der Nacht erstieg den Wall;
vom Schwerte fällt der junge Lord,
hält in der Hand noch den Kristall,
das zersprungene Glück von Edenhall.

10. Am Morgen irrt der Schenk allein,
der Greis, in der zerstörten Hall';
er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
er sucht im grausen Trümmerfall
die Scherben des Glücks von Edenhall.

11. „Die Steinwand", spricht er, „springt zu Stück,
die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
in Splitter fällt der Erdenball
einst, gleich dem Glücke von Edenhall."

I. Einführung. Ludwig Uhlands Gedicht „Das Glück von Edenhall" führt uns auf außerdeutschen Boden, nach Nordengland in das Gebiet von Cumberland; dort liegt an dem Flusse Eden der kleine Ort Edenhall. Vor Zeiten herrschte in dem Tale das edle und reiche Geschlecht der Lords oder Grafen von Edenhall. Hört die Ballade!

II. Vertiefung. 1. Gliederung und Erläuterungen. a) Str. 1—3. Das Festmahl und der Festpokal. Schildere Zeit und Ort des Festmahls und die Festfreude! Trommete ist eine Nebenform des aus dem Franz. entlehnten Wortes Trompete; Bord (oder Bort, niederdeutsche Form mit Lautumstellung zu Brett) = Rand. Warum läßt der Lord „das Glück von Edenhall" hervorholen? Er ist in Weinlaune und möchte seinen Gästen eine besondere Freude machen, indem er ihnen das kostbarste, merkwürdigste Stück des Familienschatzes zeigen läßt, von dem sie schon so viel gehört, das sie aber noch nicht gesehen haben. — Warum vernimmt der Schenk (Vasall = Lehnsmann) den Spruch oder die Worte seines Herrn ungern? Er sieht, daß sein junger Gebieter trunken ist, und befürchtet Unheil für das kostbare Gefäß.

b) Str. 4—6. Die Bedeutung des „Glücks von Edenhall" und sein Warnruf. Sprich über die Herkunft, die Eigenschaften und die Bedeutung des „Glücks von Edenhall"! Fei ist die von Dichtern gebrauchte, wohllautendere Nebenform von Fee (aus dem Franz.). Aus dem mit dunkelrotem Portwein gefüllten Kristallglase strahlt wunderbares purpurnes Licht; beim Anstoßen gibt es einen wunderbaren Klang von sich, zunächst wie Nachtigallgesang, dann wie Waldstromsgeroll, endlich wie Donnerhall. Es ist einerseits ein Sinnbild des Grafengeschlechts, das volle Becher und lauten Becherklang („wir läuten gern") liebt; anderseits ist mit seinem Schicksal das Glück des Geschlechts aufs engste verknüpft. — Was konnte den Lord warnen? Das Zögern des Schenken beim Herausnehmen des Kristallglases, das Zittern seiner Hände beim Eingießen des Weines, das wunderbare Leuchten und der wunderbare Klang des Glases.

c) Str. 7—9. Des Lords Frevel und seine Strafe. Wie ist des Lords Frevel zu erklären? Im Gefühle seiner Jugend und Kraft mißachtet er das Geschenk der Fee und verachtet die daran geknüpfte Prophezeiung; er will in seinem Übermut sein Glück nicht einem zerbrechlichen Glase, sondern seiner eigenen Kraft

zu danken haben. Auch dünkt er sich erhaben über den „Aberglauben" der Vorfahren. Und doch ist er nicht ganz frei davon; wäre er's, so würde er das Glas ruhig zur Seite stellen und als uraltes, wertvolles Familienerbstück aufbewahren. So liegt aber doch noch ein Reiz in ihm, das Geheimnis, wenn ein solches vorhanden ist, zu ergründen. Daher sein Wort: „versuch' ich"! — Wie erfüllt sich die Warnung der Fee und vollzieht sich die Strafe für den frevelhaften Übermut des Lords? Mit dem gellenden, klagenden Tone des zerspringenden Glases zerspringt das Gewölbe des Festsaals; beides scheint in wunderbarem ursächlichem Zusammenhange zu stehen. Der Feind, der draußen in der Nacht während des Festmahls schon auf der Lauer gelegen hat, bricht herein. Mitten in dem Grause der Zerstörung steht der Lord allein, verlassen von den Festgästen, die mit ihm fröhlich gewesen sind, willenlos, wie betäubt; den Fuß des zersprungenen Glases hält er fest in der Hand, als ob er sich von den Scherben seines „Glückes" nicht trennen könnte. So sieht er das Strafgericht hereinbrechen, so fällt er.

d) Str. 10 und 11. Die Trümmerstätte und die Klage des Schenken. Weshalb sucht der Alte das Gebein des Lords und die Scherben des Glücks? Beides gehört auch im Tode zueinander, beides will er zusammen in die Erde betten. — Was enthält die Klage des Alten? Alles Feste, alles Hohe auf Erden muß vergehen; was der Erde Stolz und Glück ist, ja die Erde selbst gleicht doch nur dem zerbrechlichen Glase. — Was enthält die Klage nicht? Den frevelhaften Übermut des Menschen, der das Geschick herausfordert und sein Glück selbst zertrümmert; davon redet der Alte in zarter Rücksicht auf den Toten nicht.

2. Charakterzeichnung: a) Das Geschlecht ist ein freudiger Stamm, der frohen Lebensgenuß (volle Becher und lauten Becherklang) im Kreise fröhlicher Menschen liebt; dazu ist es auch ein kühn Geschlecht. Sie haben es aber verstanden, des Hauses „Glück" zu hüten.

b) Der Schenk, des Hauses ältester Vasall, ein Greis, vertritt die Vergangenheit des Geschlechts, ist von der geheimnisvollen Bedeutung des Bechers überzeugt. Er vernimmt ungern den Spruch, nimmt zögernd das Glas, schenkt mit Händezittern ein — das Bild des stummen, treuen Warners —, will seinem Herrn die letzte Ehre erweisen, klagt um das zersprungene Glück.

c) Der junge Lord ist der Sohn und Erbe seines Geschlechtes, dessen Gegenwart er darstellt: lebensfroh, gesellig, kühn. Eine Zukunft hat das Geschlecht in ihm nicht, da er von den Grundsätzen desselben andrerseits abweicht; er ist ohne Scheu vor der durch das Alter geheiligten Familienüberlieferung, voll trotzigen Vertrauens auf eigene Kraft, voll frevelhafter Selbstüberhebung. Er versucht das Glück, fordert damit die Rache des Schicksals heraus und zertrümmert so mit eigner Hand sein und seines Geschlechtes Glück. — In seiner Handlungsweise zeigt sich die Steigerung des Frevels: er läßt das Glas seiner sicheren Hülle zur Benutzung entnehmen, einschenken, stößt an und versucht endlich das Glück; dies der Höhepunkt seines Frevels und Übermutes! Um so jäher ist auch der Fall: er steht plötzlich verlassen, sieht den Graus der Vernichtung, fällt wehrlos vom Schwerte des Feindes.

3. Eigentümliches. Ganz allmählich werden wir im Beginn mit dem „Helden" des Gedichtes, dem „Glücke von Edenhall", bekanntgemacht. In Str. 1 hören wir den Namen; voll Spannung warten wir, was für ein „Glück" das ist,

das man ſichtbarlich darreichen kann; in Str. 2 erfahren wir, was das „Glück" eigentlich iſt, kennen ſeine Bedeutung noch nicht, müſſen aber einen geheimnisvollen Zuſammenhang vermuten; Str. 3 läßt uns die Eigenſchaften, Str. 4 endlich die Bedeutung des Glaſes kennen lernen. So wird noch einmal die Geſchichte des Glaſes, ſeine Schönheit in Glanz und Klang vorgeführt; bald darauf liegt es in Scherben. — Ähnliche Steigerungen haben wir in der Handlungsweiſe des Lords, im Klange des Glaſes (Str. 6), in ſeinem Springen („mit dem brechenden Glücke" Str. 8, „das zerſprungene Glück" Str. 9, „die Scherben des Glücks" Str. 10). — Ferner enthält die Ballade eine Reihe packender Gegenſätze: drinnen der hell erleuchtete Feſtſaal und die fröhliche Gäſteſchar, draußen die dunkle Nacht und der lauernde Feind; der junge Lord und der alte Schenk; Str. 1 und 10: von der glänzenden, jugendlich frohen Feſtverſammlung iſt nur der Greis übrig, von dem herrlichen Schloſſe nur grauſe Trümmer, von des Lords jugendfriſcher Geſtalt nur verbrannt Gebein, von des „Glückes" leuchtendem Glaſe nur Scherben. — Als Kehrreim ſteht am Schluſſe jeder Strophe das „Glück von Edenhall". Eigentümlich und kunſtvoll iſt der durchgehende Reim auf Edenhall. Das Motiv der Ballade kennen unſere deutſchen Sagen auch. So leſen wir z. B. in den „deutſchen Sagen" der Gebrüder Grimm I, 39: „Dem Grafen von Hoia reicht ein Zwerg ein Schwert, ein Salamanderlaken und einen güldenen Ring .... mit Anzeigung, dieſe drei Stücke ſollte er und ſeine Nachkömmlinge wohl verwahren, und ſolange ſie dieſelben beieinander hätten, würde es einig und wohl in der Grafſchaft zuſtehen; ſobald ſie aber voneinander kommen würden, ſollte es ein Zeichen ſein, daß der Grafſchaft nichts Gutes vorhanden wäre ...." Ähnliches wird daſelbſt über die Geſchlechter derer von Rantzau und von Alvensleben (S. 45 und 75) berichtet.

4. Aufgabe. Vergleiche „Das Glück von Edenhall" mit Heinr. Heines „Belſazer" (Nr. 87) nach Schauplatz, handelnden Perſonen und Handlungen — Feſtmahl, Frevel in Wort und Tat, Strafe! Dr. P.

81. Siegfrieds Schwert.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart. Bd. I, 235.

1. Jung Siegfried war ein ſtolzer Knab',
ging von des Vaters Burg herab.

2. Wollt' raſten nicht in Vaters Haus,
wollt' wandern in alle Welt hinaus.

3. Begegnet' ihm manch Ritter wert
mit feſtem Schild und breitem Schwert.

4. Siegfried nur einen Stecken trug;
das war ihm bitter und leid genug.

5. Und als er ging im finſtern Wald,
kam er zu einer Schmiede bald.

6. Da ſah er Eiſen und Stahl genug;
ein luſtig Feuer Flammen ſchlug.

7. „O Meiſter, liebſter Meiſter mein,
laß du mich deinen Geſellen ſein!

8. Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
wie man die guten Schwerter macht!"

9. Siegfried den Hammer wohl ſchwingen kunnt,
er ſchlug den Amboß in den Grund;

10. Er ſchlug, daß weit der Wald erklang
und alles Eiſen in Stücke ſprang.

11. Und von der letzten Eiſenſtang
macht' er ein Schwert ſo breit und lang:

12. „Nun hab' ich geſchmiedet ein gutes Schwert,
nun bin ich wie andre Ritter wert;

13. Nun ſchlag ich wie ein andrer Held
die Rieſen und Drachen in Wald und Feld."

I. **Zielangabe,** dann **Vortrag** des Gedichts. Hört ein Gedicht von Siegfried dem Sohne des Königs Siegfried, der in Xanten am Niederrhein seine Königsburg hatte!

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. a) Str. 1—4. Siegfried, der stolze Knabe, und sein Kummer. Schildere, wie Jung Siegfried seines Vaters Königsburg verließ! Warum wird er ein stolzer Knabe (Jüngling) genannt? Er war von hochgemuter Gesinnung und fürchtete sich nicht, allein, ohne Diener, in die weite Welt zu ziehen. — Was will der Dichter mit der Wiederholung „wollt' rasten nicht . . . wollt' wandern . . ." andeuten? Es lebte ein übermächtiger Drang in dem Jüngling, die Ruhe und Enge der väterlichen Burg zu verlassen; was er draußen wollte, war ihm noch nicht recht klar. — Schildere die Begegnung mit den Rittern! Die Ritter hoch zu Roß, in glänzender Rüstung, mit festem Schilde und breitem Schwerte — Siegfried zu Fuß, einen Stecken oder Stock in der Hand, den er unterwegs sich genommen hatte. — Welchen Kummer nahm er von diesen Begegnungen mit? Er schämte sich seines Steckens, seiner Waffenlosigkeit, ihm fehlte das Schwert; ein Schwert, und zwar ein gutes Schwert, mußte er haben — dieser Wunsch wurde immer stärker in ihm, das war das nächste Ziel, dem er zustrebte.

b) Str. 5—11. Siegfried der Schwertschmied. Schildere die Waldschmiede! Ringsum finstrer Wald, die rußige Schmiede, der rußige Schmied, Eisen und Stahl an den Wänden, das hell lodernde Schmiedefeuer! — Was wurde ihm bei diesem Anblicke klar? Hier konnte ihm sein einziger Wunsch erfüllt werden. Achte darauf, wie der stolze Knabe, der Königssohn, den Schmied inständig bitten kann: „O Meister, liebster Meister mein!" — Schildere Siegfried als Schmiedegesellen! Wie zeigte sich die unbändige Kraft, die bisher in dem Jüngling geschlummert hatte? kunnte ist die alte Form von konnte. — Welchen Gewinn brachte der Aufenthalt in der Waldschmiede dem Jüngling? Er wurde sich seiner gewaltigen Kraft bewußt und gewann ein seiner Kraft entsprechendes Schwert. Woher wußte er, daß er jetzt ein gutes Schwert hatte? Das Eisen, aus dem er das Schwert geschmiedet hatte, war das einzige, das seinen gewaltigen Hammerschlägen standgehalten hatte.

c) Str. 12 und 13. Siegfried der junge Held. Was spricht aus dem dreimal gesetzten „Nun"? Freude und Stolz. Alle Schwierigkeiten hat er überwunden und braucht sich seines Steckens nicht mehr zu schämen, er besitzt jetzt ein gutes Schwert und hat es sogar selbst geschmiedet; was anfänglich dunkel in seiner Brust lebte, ist ihm klar geworden, er weiß jetzt, wozu er seine Kraft und sein Schwert gebrauchen kann: ein ritterlicher Held will er werden, der die Welt von ihren Feinden, von Riesen und Drachen, befreien kann.

2. Formschönheiten. Das knappe Sprachkleid paßt genau zu dem raschen Tatfortschritt, das kurze Strophenpaar mit männlichen Reimen zu dem energischen Charakter des jungen Helden; die eigentümliche Wortstellung und eine Anzahl altertümlicher Ausdrücke (Jung Siegfried, stolzer Knab', Ritter wert, bitter und leid genug, o Meister, liebster Meister mein, kunnt, ein Schwert so breit und lang (durch Gebärden darzustellen!) usw. passen zu der Zeit, in die uns das Gedicht führt. Von besonders anschaulicher, sinnlicher Kraft sind die Ausdrücke: Von der Burg herab; — Siegfried nur einen Stecken trug; — ein lustig Feuer Flam-

men ſchlug; — er ſchlug den Amboß in den Grund. — Trefflich weiß der Dichter die Phantaſie des Leſers rege zu erhalten und den Verſtand zu nötigen, zwiſchen den Zeilen zu leſen. Der trutzige, kecke Held gefällt den Knaben ebenſogut, wie ſie die kurz angebundenen Verſe gern lernen und ſingen.

3. Aufgabe. Vergleiche „Siegfrieds Schwert" mit Uhlands Gedicht „Das Schwert"! Beide Gedichte haben das gleiche Motiv: das jugendliche, plötzlich erwachende Heldentum. Fr. P. (Dr. P.)

82. Die Rache.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart. Bd. I, 234.

1. Der Knecht hat erſtochen den edeln Herrn,
der Knecht wär' ſelber ein Ritter gern.

2. Er hat ihn erſtochen im dunkeln Hain
und den Leib verſenket im tiefen Rhein;

3. Hat angeleget die Rüſtung blank,
auf des Herrn Roß ſich geſchwungen frank.

4. Und als er ſprengen will über die Brück',
da ſtutzet das Roß und bäumt ſich zurück.

5. Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
da ſchleudert's ihn wild in den Strom hinab,

6. Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
der ſchwere Panzer ihn niederzwingt.

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Verſetzt euch in Gedanken in das Mittelalter, in die Blütezeit des Rittertums zurück! Damals zog im Rheintale ein Ritter mit ſeinem Knechte heimwärts ſeiner Burg zu. Der Ritter, ein edler, vornehmer Herr, ſaß auf einem ſtattlichen Roſſe, war angetan mit einer blanken, glänzenden Rüſtung und trug goldne Sporen an ſeinen Füßen. Ihm folgte auf einem gewöhnlichen Pferde ſein Knecht; er hatte einen finſteren Blick und ſtarrte während des Rittes meiſt vor ſich hin. Der Ritter kam eben von einem glänzenden Turniere. Der Knecht hatte dort geſehen und gehört, wie ſein Herr gegen andere adelige Herren Speere verſtochen und ſein Schwert geſchwungen hatte, wie alle dieſe Ritter von dem Könige geehrt und von den Bürgern der Stadt wegen ihrer Kampftüchtigkeit bewundert und bejubelt worden waren. Da war in dem Knechte der Gedanke erwacht: „Du willſt nicht Zeit deines Lebens ein Knecht bleiben, du willſt auch ein Ritter werden!" Und dieſer Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Jetzt näherten ſich die beiden Reiter einem dunkeln Wald, weit und breit war auf der Straße und auf den Feldern kein Menſch zu ſehen. Was nun dort im Walde geſchah, das berichtet Uhlands Ballade „Die Rache".

II. **Kernfragen.** 1. Str. 1—3. Der Mord. Wie führte der Knecht den Mord aus? Warum beging er das Verbrechen? Aus Neid und Ehrgeiz. Was erregt ganz beſonders unſeren Abſcheu an der Tat? Die Untreue, die der Knecht gegen ſeinen edeln Herrn verübte, und die feige Heimtücke, mit der er die Tat vollführte. Wie fühlte er ſich nach dem Meuchelmord? In dem Gedichte heißt es: „hat auf des Herrn Roß ſich geſchwungen „frank", d. h. frei; er fühlte ſich alſo ganz ſicher: niemand hatte die Tat geſehen, alle Spuren waren beſeitigt. War er nun ein Ritter, nachdem er ſich Roß, Rüſtung und Sporen angeeignet hatte? Äußerlich angeſehen wohl, was fehlte ihm aber?

2. Str. 4—6. Die Sühne des Mordes. Wie vollzieht ſich der Untergang des Mörders? Wovor das Roß ſtutzt und ſich aufbäumt, d. h. gerade wie ein Baum aufrichtet, ſagt uns der Dichter nicht; der ungewohnte Reiter oder die rauſchenden Waſſer des Rheins mögen die Urſache geweſen ſein. Sporenſtöße

war das Roß von seinem Herrn nicht gewöhnt. Achte darauf, wie der Dichter in Str. 6 das in die Tiefe ziehende Schwergewicht des Panzers im Rhythmus andeutet! Hier überwiegen die zweisilbigen Takte, in den übrigen Strophen sind die dreisilbigen stark vertreten. — Wodurch wirkt das Strafgericht so furchtbar? 1. Es bricht ganz plötzlich, unerwartet herein, mitten in des Mörders kurze Freude an dem heißbegehrten Besitze. 2. Gerade die Dinge, um deren willen er zum Meuchelmörder an seinem Herrn wurde, vollziehen die Strafe an ihm — das Roß, die Sporen und die Rüstung. Der Rhein, in dem der Mörder seinen Herrn begraben wollte, wird nun sein eigenes Grab. — Warum hat Uhland seiner Ballade die Überschrift „Die Rache" gegeben? Rache kann an und für sich nur von einem bewußten Willen ausgehen. Einen solchen Willen legt hier der Dichter den Dingen bei, die das Strafgericht an dem Mörder vollziehen; so rächen sie den erschlagenen Herrn.

3. Zur Eigenart des Gedichtes. Schaurig und geheimnisvoll ist der Inhalt, kurz und knapp die Sprache der Ballade. Vieles muß die Phantasie zwischen den Zeilen lesen. Unheimlich ist die Tat, aber noch unheimlicher das Strafgericht. Alle Zeugen des Mordes werden zu Rächern desselben. Fr. P. (Dr. P.)

83. Das Schifflein.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart. Bd. I, 161.

1. Ein Schifflein ziehet leise
den Strom hin seine Gleise;
es schweigen, die drin wandern,
denn keiner kennt den andern.

2. Was zieht hier aus dem Felle
der braune Weidgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet;
das Ufer widerhallet.

3. Von seinem Wanderstabe
schraubt jener Stift und Habe
und mischt mit Flötentönen
sich in des Hornes Dröhnen.

4. Das Mädchen saß so blöde,
als fehlt' ihr gar die Rede;
jetzt stimmt sie mit Gesange
zu Horn und Flötenklange.

5. Die Rudrer auch sich regen
mit taktgemäßen Schlägen;
das Schiff hinunterfliegt,
von Melodie gewieget.

6. Hart stößt es auf am Strande,
man trennt sich in die Lande:
„Wann treffen wir uns, Brüder,
auf einem Schifflein wieder?

I. **Zielangabe,** dann **Vortrag** des Gedichts. Hört ein Gedicht Ludwig Uhlands vom Reisen und von Reisegefährten!

II. **Vertiefung.** Schildere den Reisebeginn nach Str. 1! Ein Schifflein schwimmt stromab — etwa im Rheine —, so wie der Wagen in seinem Gleise fährt. Die Reisegefährten sind von allen Seiten an der Landestelle zusammengekommen. Sie kennen sich nicht, sitzen und stehen auf engem Raume umher, reden aber nicht miteinander: jeder scheut sich, zuerst das Schweigen zu brechen, weil er eine kühle Abweisung von seiten des andern befürchtet. — Schildere den Abschied der Reisegefährten nach Str. 6! Die Reisegefährten haben sich auf der Fahrt liebgewonnen — beachte die Anrede „Brüder"! — nun müssen sie voneinander scheiden; sie reichen sich die Hände, aus ihrem Munde kommt die Frage, die zugleich Trauer, Wunsch und Zweifel enthält: „Wann sehen wir uns auf einem Schifflein wieder?" — Wie ist es zu diesem völligen Umschwung der Stimmung gegenüber Str. 1 gekommen? Das hat die Musik bewirkt. Den mutigen Anfang machte ein von

Wind und Wetter gebräunter Weidgeselle oder Jägersmann (ein Weidmann, Weidgeselle = Jäger, der die Weide oder Nahrung durch Jagd sucht; Weidwerk = Jägerei); die sanften Töne seines Jagdhorns, das er aus der mit Dachsfell überzogenen Jagdtasche nimmt, hallen von den Uferwänden als Echo wider. Seinem Beispiele folgt ein Wanderbursche, er schraubt vom untern Ende seines Stockes den Stift (Spitze, Zwinge), vom obern die Habe, d. h. das, woran etwas gehalten wird, also den Handgriff, und hat nun eine Flöte, mit deren hellen Tönen er das Jagdhorn begleitet. Endlich wird auch das schüchterne Mädchen, das bisher so scheu dasaß, als wenn es kein Wort sprechen könnte, durch die bekannte Melodie, ihre Gesangeslust und die sichtliche Teilnahme der Reisegefährten zum Gesange ermutigt. So hat das Schifflein plötzlich ein Terzett aus Horn, Flöte und Menschenstimme. Wald, Landstraße und Haus vereinigen sich in einem Volksliede, z. B. vom Wandern, vom Abschiednehmen u. ä. — Wie wirkt die Musik auf die Ruderer? Sie belebt und regelt mit ihrem Rhythmus die Arbeit der Ruderer, die nun nach dem Takte ihre Ruder heben und senken, so daß das Schifflein sanft und rasch, wie eine Wiege von der Melodie geschaukelt, stromabwärts zieht. — Und wie wirkt die Musik auf die Reisegefährten? Sie öffnet das verschlossene Herz und den geschlossenen Mund; unter ihrem Einflusse nehmen die Menschen Anteil aneinander und trauern über das Schicksal, das sie voneinander reißt, nachdem sie sich eben kennengelernt und liebgewonnen haben.

Fr. P. (Dr. P.)

84. Der Wanderer in der Sägemühle.

Justinus Kerner, Lyrische Gedichte. 4. Aufl. S 456.

1. Dort unten in der Mühle
saß ich in süßer Ruh'
und sah dem Räderspiele
und sah den Wassern zu;

2. Sah zu der blanken Säge —
es war mir wie ein Traum —,
die bahnte lange Wege
in einen Tannenbaum.

3. Die Tanne war wie lebend;
in Trauermelodie
durch alle Fasern bebend,
sang diese Worte sie:

4. „Du kehrst zur rechten Stunde,
o Wanderer, hier ein!
Du bist's, für den die Wunde
mir dringt ins Herz hinein!

5. Du bist's, für den wird werden,
wenn kurz gewandert du,
dies Holz — im Schoß der Erden
ein Schrein zur langen Ruh!"

6. Vier Bretter sah ich fallen,
mir ward's ums Herze schwer,
ein Wörtlein wollt' ich lallen,
da ging das Rad nicht mehr.

I. **Einführung.** Wer von euch kennt eine Sägemühle? Ein langer Schuppen, dessen Inneres vom Hellen allmählich ins Halbdunkel übergeht, der Fußboden mit Sägemehl bedeckt; ein Baumstamm, der von unsichtbarer Kraft langsam fortgeschoben wird; eine senkrecht stehende Säge, die sich von oben nach unten bewegt und den Baum seiner ganzen Länge nach durchschneidet. Draußen ein großes Wasserrad, auf dessen Schaufeln sich das Wasser von oben aus einer Holzrinne ergießt, und das durch die Schwere des Wassers in gleichmäßige Umdrehungen versetzt wird; das vom Rade abfallende Wasser strömt unten als Bach weiter. — In einer solchen Sägemühle hat einst ein Wanderer eine kurze, erschütternde Predigt gehört.

II. **Vertiefung.** Schildere nach Str. 1 und 2 die Rast des Wanderers in der

Sägemühle! Die sonnige, staubige Landstraße senkt sich von der Höhe hinab in das Bachtal und führt an der Sägemühle im Grunde vorbei. Unter den Bäumen, die das Gehöft umgeben, und bei der Nähe des strömenden Wassers ist es hier auch im heißen Sommer kühl. Vor der Sägemühle liegen Tannenbäume, die zerschnitten werden sollen. Die Kühle des Orts und die bequemen Stämme luden den Wanderer ein, der von der Hitze und dem Wege ermüdet war. So hat er sich auf einen der Stämme gesetzt; Rucksack, Stock und Hut liegen neben ihm. Er schaut dem gleichmäßig sich drehenden Mühlrade, den gleichmäßig fallenden Wassermassen und einzelnen Tropfen zu, er hört das gleichmäßige Geräusch der schneidenden Säge. Ein Gefühl *süßer Ruhe* überkommt ihn, er gerät in einen Traumzustand zwischen Wachen und Schlafen: die Tanne, durch die die Säge eben hindurchgeht, wird ihm zu einem lebenden Wesen, das Sägegeräusch zu einem Trauergesange — *Trauermelodie* — der Tanne. Worüber klagt die Tanne? Die scharfe Säge bahnt sich einen Weg nach dem andern durch das Holz bis ins innerste Mark, bis ins Herz hinein. Warum klagt sie gerade dem Wanderer ihr Leid? Um seinetwillen muß sie diesen vielfachen Schmerz erleiden — achte auf das dreimalige „Du" und das zweimal gesetzte „Du bist's"! Aus den Brettern, die jetzt die Säge aus dem Holze der Tanne schneidet, wird der Tischler den für den Wanderer bestimmten Sarg herstellen (*Schrein* oder *Schrank*, der etwas Wertvolles birgt), in dem dieser nach kurzer Erdenwanderung zu langer Ruhe ins Grab gesenkt wird, wie ein Kindlein im Schoße der Mutter ausruht. — Woher weiß die Tanne dies Schicksal des Wanderers? Wann wird sein letztes Stündlein kommen? Das möchte der Wanderer, dem die Worte der Tanne das Herz schwer gemacht haben, gerne wissen; er sieht die vier Bretter vom Stamme der Tanne fallen, die für seinen Sarg bestimmt sind, aber ehe er noch ein Wort sagen kann, verstummt die Tanne, die Säge steht still, das Rad geht nicht mehr. — Welche ernste Mahnung nimmt der Wanderer von seiner Rast in der Sägemühle mit? Denke an den Tod! Sei allezeit auf ihn gerüstet! Rasch tritt der Tod den Menschen an. Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen.

Fr. P. (Dr. P.)

85. A. Barbarossa.

Friedrich Rückert, Werke. Leipzig, Bibl. Inst. Bd. I, 56.

1. Der alte Barbarossa,
der Kaiser Friederich,
im unterirdschen Schlosse
hält er verzaubert sich.

2. Er ist niemals gestorben,
er lebt darin noch jetzt;
er hat im Schloß verborgen
zum Schlaf sich hingesetzt.

3. Er hat hinabgenommen
des Reiches Herrlichkeit
und wird einst wiederkommen
mit ihr zu seiner Zeit.

4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
darauf der Kaiser sitzt;
der Tisch ist marmelsteinern,
worauf sein Haupt er stützt.

5. Sein Bart ist nicht von Flachse,
er ist von Feuersglut,
ist durch den Tisch gewachsen,
worauf sein Kinn ausruht.

6. Er nickt als wie im Traume,
sein Aug' halb offen zwinkt;
und je nach langem Raume
er einem Knaben winkt.

7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
und sieh, ob noch die Raben
herfliegen um den Berg!

8. Und wenn die alten Raben
noch fliegen immerdar,
so muß ich auch noch schlafen
verzaubert hundert Jahr."

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Auf seinem Kreuzzuge kam Friedrich Barbarossa (Rotbart) 1190 an den Fluß Saleph (Kalykadnus) in Kleinasien und suchte Erquickung in einem Bade oder wollte, wie andere berichten, die Fluten durchreiten, weil ihm der Zug über die Brücke zu langsam ging. Da traf ihn ein Schlagfluß. Nur mit Mühe wurde die Leiche den Wellen entrissen. Unbeschreiblich war der Jammer des Pilgerheeres über den plötzlichen Tod des Kaisers. Das deutsche Volk aber glaubte nicht an den Tod des herrlichen Helden und wartete sehnsüchtig auf seine Wiederkehr. Mit Friedrich Barbarossa schien das Glück und die Herrlichkeit des Deutschen Reiches verschwunden. Zwietracht und Verwirrung, Ohnmacht und Gesetzlosigkeit wucherten allerorten. Voll Schmerz und Liebe schaute da das Volk zurück auf die glücklichen Zeiten des großen Hohenstaufen und voll Sehnsucht und Hoffnung vorwärts in eine Zukunft, wo ein Barbarossa wiedererstehen, das Unglück des Reiches enden und seine Herrlichkeit wiederbringen würde. So entstand die Barbarossa-Sage[1]). Sie ist von Friedrich Rückert in den Jahren der Befreiungskriege (1814/15), als Deutschland aus der Erniedrigung der napoleonischen Zeit wieder langsam aufzusteigen begann, zu einem volkstümlichen, vielgesungenen Liede umgeschaffen worden.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. a) Str. 1 und 3. Die versunkene Kaiserherrlichkeit. Zu seiner Zeit = zu der ihm von Gott bestimmten Zeit. — b) Str. 4—6. Der schlafende Kaiser. marmelsteinern: Marmel ist die volkstümlich umgebildete Form des Fremdwortes Marmor. — Sein Bart ist nicht von Flachse, also nicht von gelber Farbe, sondern rot wie Feuersglut, daher sein Name Rotbart oder (ital.) Barbarossa. — Das Wachstum des Bartes bekundet, daß der Kaiser nicht gestorben ist, sondern noch lebt und nur in der Verzauberung schläft. — zwinken (Weiterbildung zwinkern): der Zauberschlaf ruht schwer auf dem Kaiser, so daß er nur mühsam die Augenlider etwas heben kann. — c) Str. 7 und 8. Seine bange Frage. Die Raben sind Unheilsvögel; Deutschlands Unheil ist die Zwietracht. — Achte auf den Schmerz, der durch das Wörtchen „muß" ausgedrückt wird! — Welche Stimmung spricht zu uns aus dem Liede? Schmerz über den Niedergang der Herrlichkeit des deutschen Reiches, Sehnsucht nach der Wiederkehr dieser Herrlichkeit, zuversichtliche Hoffnung, daß sie einst wiederkehren wird. Noch überwiegen Schmerz und Sehnsucht. Das Lied klingt aus ohne den erwünschten Schluß; noch muß der Kaiser weiter schlafen.

2. Schauplatz. Am Südrande der fruchtbaren goldenen Aue in Thüringen erhebt sich stolz der Kyffhäuserberg. Er ist schön bewaldet und trägt auf seinem Gipfel den Rest eines Turmes, des letzten Überbleibsels einer Kaiserpfalz, die ehemals hier stand. Das Schloß soll in den Berg versunken sein. In einem weiten Saale desselben steht ein Marmortisch, daneben ein Stuhl von Elfenbein. Darauf sitzt der Kaiser Friedrich, stützt seinen Ellenbogen auf den Tisch und das Kinn in die rechte Hand. Sein feuerfarbiger Bart ist durch den weißen Tisch und fast um ihn herum gewachsen. Ringsum im Saale stehen schlafend, wie lebende Erzbilder, die geharnischten Ritter. In der Nähe des Tisches wartet ein dienstfertiger Zwerg auf die Winke des Kaisers.

1) Ursprünglich bezieht sie sich auf den Enkel Friedrich Barbarossas, den Kaiser Friedrich II., der in voller Manneskraft plötzlich aus dem Leben schied.

3. Eigentümliches. Des Dichters Seele war von Trauer über die Schmach des Vaterlandes umfangen, als er das einfache, volkstümliche Lied dichtete. Nur leise schimmert ein Hoffnungsstrahl hindurch. Noch nichts von dem Auferstehungsmorgen, der in Feuersglut anbricht! Noch nichts von dem Adler, der mit rauschendem Flügelschlage den Berg umkreist und den Rabenschwarm verscheucht! Einzelne Zeilen enden nicht mit Reimen, sondern mit vokalischen Gleichklängen, z. B. Barbarossa — Schlosse, gestorben — verborgen, Flachse — gewachsen usw., um die Sorglosigkeit und eine gewisse Schwerfälligkeit des Volksliedes nachzuahmen.

B. Friedrich Rotbart.

Emanuel von Geibel, Gesammelte Werke. Bd. I, 91.

1. Tief im Schoße des Kyffhäusers
bei der Ampel[1]) rotem Schein
sitzt der alte Kaiser Friedrich
an dem Tisch von Marmorstein.

2. Ihn umwallt der Purpurmantel,
ihn umfängt der Rüstung Pracht,
doch auf seinen Augenwimpern
liegt des Schlafes tiefe Nacht.

3. Vorgesunken ruht das Antlitz,
drin sich Ernst und Milde paart;
durch den Marmortisch gewachsen
ist sein langer, goldner Bart.

4. Rings wie eh'rne Bilder stehen
seine Ritter um ihn her,
harnischglänzend, schwertumgürtet,
aber tief im Schlaf wie er.

5. Heinrich auch, der Ofterdinger[2]),
ist in ihrer stummen Schar,
mit den liederreichen Lippen,
mit dem blondgelockten Haar.

6. Seine Harfe ruht dem Sänger
in der Linken ohne Klang;
doch auf seiner hohen Stirne
schläft ein künftiger Gesang[3]).

7. Alles schweigt, nur hin und wieder
fällt ein Tropfen vom Gestein,
bis der große Morgen plötzlich
bricht mit Feuersglut herein, —

8. Bis der Adler[4]) stolzen Fluges
um des Berges Gipfel zieht,
daß vor seines Fittichs Rauschen
dort der Rabenschwarm entflieht.

9. Aber dann wie ferner Donner
rollt es durch den Berg herauf,
und der Kaiser greift zum Schwerte,
und die Ritter wachen auf.

10. Laut in seinen Angeln dröhnend,
tut sich auf das eh'rne Tor;
Barbarossa mit den Seinen
steigt im Waffenschmuck empor.

11. Auf dem Helm trägt er die Krone
und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
wo er schreitet durch das Land.

12. Und dem alten Kaiser beugen
sich die Völker allzugleich,
und aufs neu' zu Aachen[5]) gründet
er das heil'ge deutsche Reich.

[1]) Die Ampel ist eine Hängelampe. [2]) Heinrich von Ofterdingen, ein ritterlicher Minnesänger, stritt der Sage nach im Sängerkriege auf der Wartburg gegen Wolfram von Eschenbach. [3]) Er hegt in seinem Geiste einen Sang von des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit; König und Sänger gehören zusammen. [4]) Der Adler ist das Symbol deutscher Kraft und Einigkeit. [5]) Aachen ist die alte Krönungsstadt des deutschen Reiches.

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Etwa 33 Jahre nach Rückerts „Barbarossa" (im Jahre 1837) sang ein andrer deutscher Dichter von Friedrich Rotbarts Erwachen aus dem Zauberschlafe.

II. **Ausklang.** Wie haben sich die Wünsche und Hoffnungen beider Dichter und des deutschen Volkes 1871 erfüllt? Wie ist die Herrlichkeit des neuen deutschen Reiches wieder dahingesunken? Fr. P. (Dr. P.)

86. Das Gewitter.

Guſtav Schwab, Gedichte. Stuttgart 1851. S. 197.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
in dumpfer Stube beiſammen ſind;
es ſpielet das Kind, die Mutter ſich ſchmückt,
Großmutter ſpinnt, Urahne gebückt
ſitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte ſo ſchwül!

I. **Einführung.** Raſch tritt der Tod den Menſchen an und reißt ihn mitten aus ſeinen Wünſchen und Plänen, aus Freud' und Leid hinweg. Hört Guſtav Schwabs Gedicht „Das Gewitter"!

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. An welchem Tage hat ſich das Ereignis zugetragen? Es iſt ein Sonnabend im Sommer, der Tag vor einem Feiertage, d. i. in doppelter Bedeutung ein Tag, an dem man von der Arbeit feiert oder ausruht, oder ein Tag, den man feiert, feſtlich begeht. — Beſchreibe die Stube! Sie iſt eng, niedrig, die Luft innen dumpf, durch das offene Fenſter kommt keine Kühlung, da draußen auch ſchwüle Luft herrſcht. — Schildere das Tun der vier Perſonen, die im Zimmer ſich aufhalten! Das Kind ſpielt auf dem Fußboden des Zimmers mit einer Puppe, die ſie an- und auszieht, ins Bettchen legt u. a. Die Mutter ſitzt am Tiſche und macht ihr Sonntagskleid fertig. Nahe dabei ſpinnt die Großmutter emſig auf dem Spinnrade. In der Ecke zwiſchen dem großen Kachelofen und der Wand ſitzt die Urahne oder Urgroßmutter gebückt im Sorgenſtuhl; mit einem weichen Pfühl oder Kiſſen im Rücken haben ihr die Kinder es möglichſt bequem gemacht. — Wie entſpricht jede dieſer Tätigkeiten dem Alter der Perſon? Spiel ohne Zweck iſt des Kindes Luſt. Die Mutter iſt noch jung, freut ſich des Lebens, will durch Anmut gefallen und ſchmückt ſich deshalb. Die Großmutter iſt noch rüſtig, fragt aber nichts nach den Freuden der Geſelligkeit, ſondern findet in fortgeſetzter nützlicher Tätigkeit ihre Lebensaufgabe; ſie ſpinnt, der Faden und das ſchnurrende Rad ſind Bilder ihrer raſtloſen Geſchäftigkeit. Die Urahne iſt hochbetagt, kraftlos und gebückt, ſie kann nicht mehr arbeiten und iſt zu ſteter Ruhe gezwungen. — Mit welchen Gedanken beſchäftigen ſich die vier Perſonen? Alle ihre Gedanken gelten dem kommenden Tage — viermal heißt es: „Morgen iſt's Feiertag!" Aber jede will dieſem Tage einen ganz anderen Inhalt geben. Das Kind, das an den Wochentagen in der Schule geweſen oder daheim geblieben iſt, will ſpielend im Freien umherſchweifen (der Hag, Hagen, Haim iſt ein Wäldchen, der Anger ein Grasplatz in der Nähe des Dorfes). Die Mutter will nach der Wochentagsarbeit im Sonntagsſtaat an einem Gelage, d. h. einem geſelligen Beiſammenſein mit Spiel und Tanz, teilnehmen; für ſie gibt's nach des Lebens Leid noch Freude. Der Großmutter bringt der Feiertag keine Freuden mehr, ſondern nur dieſelben Arbeiten wie in der Woche — Kochen und Spinnen; ſie findet ihre Befriedigung in treuer Pflichterfüllung. Die Urahne kann nicht mehr ſingen und ſpielen wie das Kind, nicht mehr ſcherzen und ſich freuen wie die Mutter, nicht mehr ſorgen und arbeiten wie die Großmutter; ſie kommt ſich in der Welt überflüſſig vor und ſehnt ſich nach dem Tode. So zeigt das Kind Freude am Spiel, die Mutter friſche Lebensluſt, die Großmutter ſtete Pflichterfüllung, die Urahne

Todessehnsucht. — Achte darauf, wie der Dichter die vier Personen in ihrem Sprechen gekennzeichnet hat! Das Kind spricht nur in der Ich-Person („wie will ich . . ." dreimal, „bin ich"): es denkt in kindlicher Selbstsucht nur an sich und sein Vergnügen. Die Mutter schließt sich mit den Gleichaltrigen und Gleichgesinnten zusammen („da halten wir") und denkt an ihren eignen Putz („ich selber, ich . . ."). Die Großmutter redet von sich als der „Großmutter" und in der dritten Person („sie kochet, sie spinnet . . ."): sie lebt nicht für sich selbst, sondern nur für die anderen. Die Urahne endlich redet wieder wie das Kind („ich kann nicht" zweimal, „was tu' ich", „morgen ich sterben mag"), aber in diesem ich liegt die Trauer, daß sie weder für sich noch für die anderen mehr leben kann. — Neben dem Tun und Denken der vier Personen geht eine zweite Handlung her — das Gewitter. Es nimmt in der Dichtung keinen breiten Raum ein, nur je eine Zeile in den fünf ersten Strophen, und steht scheinbar in gar keiner Beziehung zu der ersten Handlung. Wir hören von der Schwüle, die dem Gewitter vorausgeht; dreimal weist der Dichter auf das immer näher rückende Gewitter hin: „Hört ihr's, wie der Donner grollt?" (Beim Vortrage muß dieses Näherkommen durch das Anschwellen der Stimme hörbar gemacht werden.) Aber keine der vier Personen achtet mit vollem Bewußtsein auf das über ihrem Haupte sich zusammenballende Wetter, keine erwähnt es in ihren Worten und setzt es in ihre Rechnung für den morgenden Feiertag ein — bis der Blitzstrahl herniederzuckt und ein einziger Blitzschlag sie alle vier tötet. Das Gewitter behält das letzte Wort, darum trägt auch das Gedicht diese Überschrift. — Was wirkt so erschütternd an diesem Ereignisse? Der Tod trifft vier Personen, von der hochbetagten Urahne bis zum kleinen Mädchen herab, auf einmal und urplötzlich; er reißt sie aus so ganz andersartigem Tun und Denken: wohl hat die Urahne Sehnsucht nach dem Tode — und so wird jetzt ihr Wunsch erfüllt —, aber daß er ihr so nahe bevorstand, das hat sie doch nicht geahnt; die Großmutter denkt auch an das Sterben und an das, was darnach kommt („Wohl dem, der tat, was er sollt'!"), aber stärker ist noch der Gedanke an ihre Tagesarbeit; die Mutter kennt den Tod, schiebt aber den Gedanken an ihn ganz beiseite; das Kind weiß noch nichts vom Sterben. Gedenke des Todes! ruft uns der Dichter zu. — Was will der Dichter mit der Schlußzeile des Gedichtes sagen? Morgen ist der Feiertag, dem das ganze Denken der vier Personen galt; aber diesen irdischen Feiertag feiern sie nicht mit, für sie ist ein Feiertag höherer Art angebrochen.

2. Zur Eigenart des Gedichtes. Den Anstoß zu der ergreifenden Ballade „Das Gewitter" gab dem Dichter Gustav Schwab folgende Zeitungsnachricht im „Schwäbischen Merkur" von 1828: „Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen und tötete von zehn Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts: Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letztere 8 Jahre alt." — Viermal heißt es: Das Kind — die Mutter, Großmutter, Urahne — spricht: „Morgen ist's Feiertag!" — und bedeutungsvoll schließt das Gedicht mit dieser Zeile ab. Dreimal mahnt der Dichter: „Hört ihr's, wie der Donner grollt?" In den r- und o-Lauten ahmt er das Rollen des Donners nach. Bezeichnend ist die Anaphora in Str. 2 („Wie will ich") und 5 („Ich kann nicht").

Fr. P. (Dr. P.).

87. Belſazer.

Heinrich Heine, Werke. Hamburg 1862. Bd. 15, 85.

Die Mitternacht zog näher ſchon;
in ſtummer Ruh' lag Babylon.

I. Einführung, dann **Vortrag** des Gedichts. Von einem Frevel und dem darauf folgenden Strafgericht berichtet Heinrich Heines Gedicht „Belſazer". Es führt in die Zeit nach der Zerſtörung Jeruſalems durch den babyloniſchen König Nebukadnezar und in die Königsſtadt Babylon.

II. Vertiefung. 1. Gliederung und Erläuterungen. a) Str. 1—5. Belſazers Königsmahl. Schildere den Gegenſatz zwiſchen der in Dunkel und nächtlicher Ruhe liegenden Stadt und dem hellerleuchteten, durchlärmten Königsſchloſſe! Wie hat der Dichter im Rhythmus dieſen Gegenſatz gekennzeichnet? In Str. 1 lauter zweiſilbige Takte, in Str. 2 und erſt recht in Str. 4 und 5 dreiſilbige, die die lebhafte Bewegung malen; dazu das dunkle **u** in Str. 1 (ſt**u**mmer R**u**h) gegenüber den helleren Vokalen in den folgenden Strophen. — Des Königs Gäſte ſind ſeine höchſten Staatsbeamten und Offiziere. Der Dichter aber nennt ſie Troß (urſpr. Gepäck des Heeres, dann das dazu gehörige Perſonal) und dann nur noch Knechte, Knechteſchar, um den König in verächtlichem Lichte darzuſtellen: er ein deſpotiſcher Fürſt, ſie ſeine Sklaven, die ſich vor ihm knechtiſch bücken; der König zecht mit ſeinen Knechten! Wie kennzeichnet der Dichter hier und in den folgenden Strophen den König und ſeine Gäſte? Der König iſt ſtörrig (eigenſinnig); trinkt ſich im Weine Mut, brüſtet ſich (wirft ſich prahlend in die Bruſt), läſtert die Gottheit, höhnt mit ſchäumendem Munde (wie ein Wahnwitziger) Jehovah, erſchrickt und ſitzt — mit ſchlotternden Knieen und totenblaß — als Feigling da. Seine Knechte zechen mit ihm, brüllen ihm als elende Schmeichler Beifall, ſind feige wie ihr König.

b) Str. 6—13. Des Königs Frevel. Gib die Steigerung im frevelhaften Tun des Königs an! Der Mut der Trunkenheit reißt ihn blindlings (Umſtandswort zu „blind" = ohne zu ſehen) fort, er läſtert die Gottheit (im allgemeinen), entweiht die heiligen Tempelgefäße, die bei der Eroberung Jeruſalems den Babyloniern in die Hände gefallen waren, leert einen der heiligen Becher, verhöhnt Jehovah, den Gott Iſraels, und fordert den Herrn des Himmels und der Erde heraus, indem er ſich als „König von Babylon" über ihn erhebt.

c) Str. 14—21. Das Strafgericht. Wie der König ſeinen Frevel allmählich ſteigerte, ſo vollzieht ſich nun an ihm die Strafe in allmählicher Steigerung. Weiſe das nach! Erſt ſteigt in ſeinem Herzen ein Bangen wie vor nahendem Unheil auf; bei ſeinen Knechten findet er keinen Troſt, ſie ſtehen unheimlicherweiſe unter demſelben Banne (zumal = zu gleicher Zeit; leichenſtill dichteriſch = totenſtill). Dann erſcheint plötzlich — nicht etwa eine menſchliche Geſtalt, nein, nur eine geſpenſtiſche Hand, deren Finger feurige Buchſtaben an die weiße Wand ſchreiben, und verſchwindet ebenſo plötzlich wieder, während die Feuerbuchſtaben an der Wand ſtehenbleiben. Was drückt das zweimalige: „Und ſieh! und ſieh!" — „Und ſchrieb und ſchrieb" aus? Das lähmende Entſetzen, die erſtickende, atemloſe Bangigkeit, mit der die Augen wie gebannt nach der Wand ſtarren und die Schrift langſam entſtehen ſehen (kalt durchgraut = das Grauen rann wie

Eises Kälte durch sie und machte sie starr und stumm). Die grausige Furcht des Königs steigert sich, als nicht einmal die Magier, die Weisen oder Wahrsager, die geheimnisvolle Schrift deuten können; die quälende Frage nach der Deutung bohrt sich immer tiefer in das Herz des Königs. Die Strafe vollendet sich damit, daß der König noch in derselben Nacht von seinen eigenen Knechten umgebracht wird. Wie erklärt sich diese Mordtat? Der König hatte selbst seine Knechte durch Wort und Beispiel zu allerlei Frevel angeleitet; wem Gott nicht mehr heilig ist, dem ist auch der König nicht mehr unverletzlich. Dazu hatten sie den König in seiner Feigheit und seinem unköniglichen Verhalten kennen gelernt.

2. Aufgaben. Vergleiche unser Gedicht mit seiner Quelle — Daniel 5! Was hat der Dichter weggelassen, hinzugetan, geändert? Aus welchen Gründen? — Vergleiche Uhlands „Glück von Edenhall" (Nr. 80)! Fr. P. (Dr. P.)

88. Das Erkennen.

Joh. Nep. Vogl, Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden. Wien 1851. S. 303.

Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
kommt wieder heim aus dem fremden Land.
Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt;
von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

I. **Vorbereitung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Von einem Wanderburschen erzählt uns Joh. Nepomuk Vogl in einem seiner Gedichte. Damit führt er uns weit zurück in das vorige Jahrhundert, in eine Zeit, als es in Deutschland noch keine Eisenbahnen gab. Damals zogen Handwerksgesellen, nachdem sie bei einem Meister im Heimatorte als Lehrlinge ein Handwerk erlernt hatten, auf mehrere Jahre hinaus in die Fremde, um sich bei anderen Meistern in ihrem Handwerke zu vervollkommnen und Land und Leute kennen zu lernen. Ein hoher Hut, ein lederner Ranzen und ein tüchtiger Stock bildeten ihre Ausrüstung. Von einem solchen Handwerks- oder Wanderburschen berichtet uns der Dichter. Jahrelang war er von der Heimat weg gewesen, nur selten hatte er einmal ein Brieflein nach Hause geschickt. Nun war er auf dem Heimwege, nahe vor ihm lag sein Heimatstädtchen, in dem er aufgewachsen war. Auf staubiger Landstraße, in glühender Sonnenhitze schritt er dahin; sein Anzug und sein Haar waren bestäubt, sein Gesicht von der Sonne verbrannt. Auch sonst hatte er sich in den Jahren der Abwesenheit verändert, war kräftiger und in seinem Auftreten männlicher geworden. Und nun beschäftigte ihn die Frage: „Wer wird dich wohl nach so langer Abwesenheit zuerst in der Heimat erkennen?" Die Antwort gibt uns das Gedicht „Das Erkennen".

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. a) Str. 1 und 2. Der heimkehrende Wanderbursche. Schildere den Heimkehrenden! Mit welchen Gefühlen steht er vor der Heimatstadt? Freude, den Ort und seine Lieben wiederzusehen; Spannung, wer ihn zuerst wiedererkennt.

b) Str. 3—6. Der Wanderbursche und sein Freund. Sprich über den Beruf des Zöllners! Er wohnt an der Hauptstraße nicht weit vom alten Stadttor. Vor seinem Hause steht ein Schlagbaum, der herabgelassen werden kann und so die Straße sperrt, wenn ein Wagen mit Kaufmannsgütern oder Lebensmitteln in die Stadt fahren will; der Zollbeamte — Zöllner, Zollmann — hat

dann den Eingangszoll, der auf die Waren gelegt ist, von dem Frachtfuhrmann zu erheben. — Was hören wir von seiner Freundschaft mit dem Wanderburschen? Gar manchmal hatten sie bei einem Glase Bier oder Wein einander gegenüber gesessen und sich ins Antlitz geschaut. — Wie verhält er sich jetzt? Er lehnt *just*, d. h. gerade, am Schlagbaum, schaut den Herankommenden, der mit Spannung nach ihm blickt, wie einen Wildfremden an, in seinem Gesichte bewegt sich kein Muskel, in seinen Augen ist keine Spur des Erkennens. Und der Wanderbursche? Auf seine helle Freude ist ein Schatten gefallen, wie Enttäuschung geht es über sein Gesicht, er sagt kurz: Guten Tag! — und schreitet weiter. In der Hauptstraße steht noch ein anderes, ihm besonders liebes Haus. Dort, denkt er, wirst du sicher wiedererkannt. Und etwas bereitet er sich für alle Fälle vor: er klopft den Staub von seinen Schuhen.

c) Str. 7—9. *Der Wanderbursche und seine Liebste.* Wie verhält sich der Wanderbursche? Die Freude des Wiedersehens ist zu groß, er wartet gar kein Zeichen des Erkennens ab, sondern schickt einen jubelnden Gruß hinauf zu seiner Liebsten (*Schätzel* ist die süddeutsche Verkleinerungsform von Schatz — der Dichter stammte aus Wien). Was dachte und tat wohl das Mädchen? Sie hatte den Wandernden auch angesehen — Fremde sind ja nicht so häufig in einem kleinen Städtchen —, aber nicht erkannt. Jetzt trat sie vielleicht vom Fenster zurück und dachte: „Was fällt dem Fremden ein, mich so vertraulich zu grüßen; das ist ja ein zudringlicher Mensch!" — Und der Wanderbursche? Die zweite Enttäuschung war größer als die erste, weil die Freude dieses Wiedersehens größer gewesen war. Sollte seine Liebste ihn vergessen haben? Der Kummer entlockt ihm eine Träne.

d) Str. 10—12. *Der Wanderbursche und seine Mutter.* Die Hauptstraße läuft weiter auf den Kirchplatz zu, der früher von einem Friedhof umgeben war; jetzt ist dort ein Rasenplatz mit Gesträuch und hohen Linden. Ein schmaler Weg — *Kirchsteig* — führt von der Kirche auf die Hauptstraße. Dort kommt seine Mutter her, sie hat in der Kirche gebetet — für den Sohn und seine glückliche Heimkehr. Wie unterscheidet sich der Gruß des Wanderburschen an seine Mutter von dem in Str. 7? Nur drei Worte spricht er, nicht in hellem Jubel, aber mit Innigkeit des Tones und mit schmerzlicher Spannung, ob er auch hier nicht wiedererkannt wird. Seine Sorge ist umsonst. Zwei Worte spricht die Mutter, Worte des Wiedererkennens, dann sind Mutter und Sohn wieder vereinigt. Achte auf des Dichters Kunst! Dreimal hören wir die Worte: „Doch sieh!" Die beiden ersten Male leiteten sie eine herbe Enttäuschung für den Burschen ein; voller Spannung warten wir, was sie ihm das dritte Mal bringen — beim Vortrage ist dementsprechend die Pause hinter den Worten länger zu halten als in Str. 5 und 8. — Warum haben der Freund und die Liebste den Burschen nicht erkannt? Sind sie ihm untreu geworden? — Nein, untreu nicht — der Dichter nennt den ersteren ausdrücklich noch „*Freund* Zollmann" und die Liebste „sein Schätzel *fromm*"; aber durch seine lange Abwesenheit, durch die Sorgen und Arbeiten ihres Berufes, durch ihren Verkehr mit anderen Menschen ist der Bursche ihrem Herzen und ihren Augen ferner gerückt! Zu ihrer Entschuldigung und mit einem gewissen Bedauern sagt der Dichter: „*Zu sehr* hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht" in Str. 5 und fast ebenso — mit einer

kleinen Änderung in der Wortstellung — in Str. 8. — Warum hat die Mutter den Wanderburschen gleich wiedererkannt? Die Mutter kennt ihn viel länger als der Freund und die Liebste; tagaus tagein hat sie sich in ihren Gedanken und Gebeten mit ihm beschäftigt, sich sein Gesicht, seine Augen, seine Stimme vergegenwärtigt; der Sohn ist der Inhalt ihres Lebens. — Wie lautet die Antwort auf die Eingangsfrage: „Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?" Nicht von dem Freunde, nicht von der Liebsten, sondern von der Mutter. Mutterliebe ist größer als Freundes- und Brautliebe, sie dauert am längsten, hört am feinsten und sieht am schärfsten.

2. Aufgaben. Vergleiche unser Gedicht mit Nr. 54 — Halm, Das taube Mütterlein — und mit Nr. 89 — Vogl, Ein Friedhofsgang! Dr. P.

89. Ein Friedhofsgang.

Joh. Nep. Vogl, Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden. Wien 1851. S. 313.

1. Beim Totengräber pocht es an:
„Mach auf, mach auf, du greiser Mann

2. Tu auf die Tür und nimm den Stab;
mußt zeigen mir ein teures Grab!"

3. Ein Fremder spricht's mit strupp'gem Bart,
verbrannt und rauh, nach Kriegerart.

4. „Wie heißt der Teure, der euch starb
und sich ein Pfühl bei mir erwarb?"

5. „Die Mutter ist es, kennt ihr nicht
der Marthe Sohn mehr am Gesicht?"

6. „Hilf Gott, wie groß! wie braungebrannt!
Hätt' nun und nimmer euch erkannt!

7. Doch kommt und seht — hier ist der Ort,
nach dem gefragt mich euer Wort!

8. Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
nun euer totes Mütterlein."

9. Da steht der Krieger lang und schweigt,
das Haupt hinab zur Brust geneigt,

10. Er steht und starrt zum teuren Grab
mit tränenfeuchtem Blick hinab.

11. Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Tote nicht;

12. Wie schlöss' ein Raum, so eng und klein,
die Liebe einer Mutter ein?"

I. **Vorbereitung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Aus dem langen Weltkriege kehrte ein Soldat zurück, noch lange nach dem Friedensschlusse war er im fernen Osten Asiens als Gefangener zurückgehalten worden. Nun war er endlich wieder in der deutschen Heimat und wanderte durch die Straßen seiner Vaterstadt dem Hause zu, wo seine Mutter wohnte, sie wollte er zuerst begrüßen. Wie war er aber erschrocken, als fremde Leute ihm die Haustür öffneten, und welche Trauer erfaßte sein Herz, als er hörte, daß seine Mutter noch vor dem Kriegsende gestorben war! In tiefer Trauer schritt er weiter, hinaus zum Friedhofe und zu dem Hause des Totengräbers, das am Eingange des Friedhofes lag. Was er dort erlebte, erzählt uns ein Gedicht Joh. Nep. Vogls, das die Überschrift trägt: „Ein Friedhofsgang".

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. a) Str. 1—8. Der Fremde beim Totengräber. Beschreibe den Friedhof und die Lage des Totengräberhauses! Welche Pflichten hat der Totengräber? Er macht die Gräber (der Pfühl ist ein Ruhekissen; sich ein Pfühl beim Totengräber erwerben = die letzte Ruhestätte auf dem Friedhofe finden) und wölbt den Grabhügel über dem Sarge, hält die Wege und Anlagen auf dem Friedhofe in Ordnung und zeigt den Be-

ſuchern die Gräber. — Schildere den Gang des alten Totengräbers mit dem Soldaten über den Friedhof! Neben dem weißhaarigen Totengräber, der ſich auf ſeinen Stock ſtützt, ſchreitet der junge, kräftige Soldat dahin. Beide ſind mit dem Gedanken an den Tod vertraut: jener hat ſo manches Gemeindemitglied zur letzten Ruhe gebracht, dieſer hat auf dem Schlachtfelde oft genug dem Tod ins Antlitz geſchaut und viele tote Soldaten geſehen. Und doch ſind ihre Herzen auf dieſem Gange über den Friedhof tief bewegt: der Soldat hat bei ſeiner Heimkehr ſeine Mutter nicht mehr lebend angetroffen, er wird nie mehr ihre Hand faſſen, ihr ins Auge ſehen und ihr Wort hören können, die Heimkehr iſt ſo ganz anders, als er gehofft hatte; der Alte hat tiefes Mitleid mit dem Sohne der ihm wohlbekannten Frau Marthe. So wandern ſie durch die Gräberreihen, bis der Alte Halt macht und auf einen Grabſtein hinweiſt. Achtet darauf, mit welch zarten Worten der Alte dem Soldaten das Grab der Mutter zeigt!

b) Str. 9—12. Der Sohn am Grabe ſeiner Mutter. Warum weint der Soldat? Er iſt zu ſpät gekommen, um ſeine Mutter noch einmal zu ſehen, und kann ihr nicht mehr ſeine Liebe bezeigen. — Was ſieht er vor ſich? Einen niedrigen, kleinen Grabhügel, den er mit wenigen Schritten umſchreiten kann. Aber ſein inneres Auge ſchaut darüber hinweg, zurück in die Vergangenheit; da ſieht er, wieviel Liebe die Mutter ihm vom erſten Lebenstage an in den verfloſſenen Jahren erwieſen hat. Und ſein Auge ſchaut weiter aus dieſer Zeitlichkeit hinein in die Ewigkeit, und er gedenkt des Bibelwortes: „Die Liebe höret nimmer auf" (1. Kor. 13, 8). Da wird es ihm zur Gewißheit: ſo viel Mutterliebe kann nicht mit dem Mutterherzen ſterben und in dies enge Grab gelegt werden, dieſe Mutterliebe lebt weiter und umgibt ihn. So antwortet er dem alten Totengräber, ohne daß ihm dieſer widerſprechen kann, und mit dieſer Gewißheit kehrt er vom ſtillen Friedhofe zurück, um ſich ſein Leben draußen in der Welt von neuem zu bauen. Das iſt der Segen ſeines Friedhofsganges.

2. Aufgabe. Welche Züge ſind den beiden Gedichten „Ein Friedhofsgang" und „Das Erkennen" (Nr. 88) gemeinſam? Ein Sohn kehrt nach längerer Abweſenheit aus der Fremde in die Heimat zurück, ſucht ſeine Mutter auf, iſt von der Sonne verbrannt, wird von allen Bekannten nicht erkannt und erkennt die Größe und Dauer der Mutterliebe. Dr. P.

90. Das Kind am Brunnen.

Friedrich Hebbel, Sämtliche Werke. Leipzig. Bd. VI, 46.

1. Frau Amme, Frau Amme, das Kind iſt erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vöglein zwitſchern, die Sonne lacht,
am Hügel weiden die Schafe.

2. Frau Amme, Frau Amme, das Kind ſteht auf,
es wagt ſich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
da ſtehen Blumen und Kräuter.

3. Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen iſt tief!
Sie ſchläft, als läge ſie drinnen!
Das Kind läuft ſchnell, wie es nie noch lief,
die Blumen locken's von hinnen.

4. Nun ſteht es am Brunnen, nun iſt es am Ziel,
nun pflückt es die Blumen ſich munter,
doch bald ermüdet das reizende Spiel,
da ſchaut's in die Tiefe hinunter.

5. Und unten erblickt es ein holdes Gesicht,
mit Augen so hell und so süße.
Es ist sein eignes, das weiß es noch nicht,
viel stumme freundliche Grüße!

6. Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind
winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! Herauf! — so meint's das Kind,
der Schatten: Hernieder! Hernieder!

7. Schon beugt es sich über den Brunnenrand,
Frau Amme, du schläfst noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand
und trüben den lockenden Schimmer.

8. Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,
verschluckt von der hüpfenden Welle,
das Kind durchschauert's fremd und kalt,
und schnell enteilt es der Stelle.

Gedankengang und Erläuterungen. 1. Str. 1—4. Die gewissenlose Amme und das spielende Kind. Schildere Zeit und Ort der Handlung! Ein sonniger, warmer Frühlingstag; Bäume, in deren Schatten auf dem Rasen eine Decke liegt; eine grüne Wiese senkt sich allmählich abwärts, gegenüber am Hügel grasende Schafherde; im Grunde ein tiefer Brunnen, von einem niedrigen Mäuerchen umgeben. Über dem Ganzen blauer Himmel und Sonnenschein. — In welchem Verhältnisse steht Zeile 1 zu den übrigen Zeilen in Str. 1? Der doppelte Ruf des Dichters „Frau Amme" wirkt wie eine Mahnung, wir ahnen dunkel eine Gefahr, wissen aber zunächst nicht, um was es sich handelt. Im Gegensatze dazu steht das friedliche Bild der sonnenbeschienenen Landschaft. — Was ist nach Str. 1 geschehen? Das zwei- bis dreijährige Kind hat an dem warmen Tage auf seiner Decke gespielt und ist dann eingeschlafen; die Amme, deren Obhut das Kind anvertraut ist, hat zunächst noch gewacht, hat dann aber ihre Pflicht vergessen und ist auch eingeschlafen. Nach einiger Zeit wacht das Kind auf, die Amme aber schläft weiter. — Wie macht uns der Dichter allmählich immer mehr mit der Gefahr, die dem Kinde droht, bekannt? Noch zweimal, immer dringlicher läßt er seinen Mahn- und Warnruf ertönen (diese Steigerung ist im Vortrag wirksam herauszuarbeiten); seine vergebliche Mühe macht ihn zornig (Z. 2 in Str. 3). Den Worten „Das Kind ist erwacht" der 1. Str. entsprechen in Str. 2 „Das Kind steht auf" und in Str. 3 „Das Kind läuft schnell". In Str. 2 wird der Brunnen als Ziel des Kindes erwähnt, in Str. 3 aber heißt es bedeutungsvoll „Der Brunnen ist tief": jetzt kennen wir die drohende Gefahr. — Was treibt das Kind am Brunnen?

2. Str. 5—8. Gefährliche Lockung und wunderbare Rettung. Beschreibe das Spiel des Kindes mit seinem Spiegelbilde! Das Kind winkt hinab: „Komm herauf zu mir!" Sein Spiegelbild scheint ihm zuzuwinken: „Komm du herab zu mir!" — Z. 1 in Str. 7 bildet den Höhepunkt der Handlung, eine Pause (auch im Vortrage auszudrücken!) voll höchster Spannung folgt, vom Dichter zum Teil ausgefüllt durch den ingrimmigen Zuruf an die schlafende Amme. — Wie wird das Kind gerettet? Bei dem eifrigen Winken öffnet sich sein Händchen etwas, die Blumen entfallen ihm, schlagen auf dem Wasser auf und bringen seine Oberfläche in Bewegung, das Spiegelbild zerrinnt; das plötzliche Verschwinden des holden Gespielen aber flößt dem Kinde Schrecken ein, es eilt schnell hinweg, zurück zu seinem Schlafplätzchen. So ist die Bewahrung des Kindes in der Gefahr wunderbar, vollzieht sich aber doch einfach und natürlich. Von dem Kinde gilt, was Annette von Droste-Hülshoff von dem durch das Moor heimkehrenden Knaben sagt („Der Knabe im Moor", Str. 5):

„Wär' nicht Schutzengel in ſeiner Näh',
ſeine bleichenden Knöchelchen fände ſpät
ein Gräber im Moorgeſchwele."

So ſtand auch dem lieblichen Kinde am Brunnen ein Schutzengel bei, ſonſt hätte die erwachte Amme es zu ihrem Entſetzen tot im Brunnen bei den gepflückten Blumen gefunden. Dr. P.

91. Der goldene Tod.

Ferdinand Avenarius, Stimmen und Bilder.

1. Kein Wind im Segel, die See liegt ſtill —
kein Fiſch doch, der ſich fangen will!
So ziehen die Netze ſie wieder herein
und murren, ſchelten und fluchen drein.
Da neben dem Kutter wird's heller und licht
wie weißliches Haar, wie ein Greiſengeſicht,
und ein triefendes Haupt taucht auf aus der Flut:
„Ei, drollige Menſchlein, ich mein's mit euch gut —

2. Ich gönn' euch von meiner Herde ja viel,
doch heut' iſt mein Jüngſter als Fiſch beim Spiel,
den mußt' ich doch hüten, ich alter Neck,
drum jagt' ich ſie all miteinander weg —
doch ſchickt ihr den Jungen mir wieder nach Haus,
ſo werft nur noch einmal das Fangzeug aus:
der ſchönſte iſt mein Söhnchen klein,
das übrige mag euer ſein!"

3. Hei, wie flogen die Netze jetzt wieder in See!
Ho, kaum, daß ihr' Laſten ſie brachten zur Höh'!
Wie lebende Wellen, ſo fort und fort
von köſtlichen Fiſchen, ſo quoll's über Bord.
Und patſcht und ſchnappt und zappelt und ſpringt —
und bei den Fiſchern, da tollt's und ſingt.
Nun plötzlich blitzt es — ſeht: es rollt
ein Fiſch über Bord aus lauterem Gold!

4. Eine jede Schuppe ein Geldesſtück!
Wie edelſteinen, ſo funkelt's im Blick!
Die Kiemen ſind aus rotem Rubin,
Perlen die Floſſen überziehn,
mit eitel Demanten beſetzt, ſo ruht
auf ſeinem Häuptlein ein Krönchen gut,
und fürnehm wiſpert's vom Schnäuzlein her:
„Ich bin Prinz Neck, laßt mich ins Meer!"

5. Den Fang ins Meer? Sie rühren ihn an,
die Fiſcher, und taſten und ſtieren ihn an.
„Laßt mich ins Meer!" Sie hören nicht drauf.
„Laßt mich ins Meer!" Sie lachen nur auf.
Sie wägen das goldene Prinzlein ab,
ſie ſchätzen's und klauben ihm Münzlein ab.
Wie wiegt das voll, wie gleißt es hold!
Sie denken nichts weiter — ſie denken nur Gold.

6. Und seht: ein Goldschein überfliegt
jetzt alles, was von Fisch da liegt,
und wandelt's, daß es klirrt und rollt.
Seht: all die Fische werden Gold!
Sinkt das Schiff von blitzender Last?
„Schaufelt, was die Schaufel faßt!" . . .
Wie lustiges Feuerwerk sprüht das umher —
dann rauscht über alles zusammen das Meer.

I. Ziel. Wie die Goldgier die Menschen ins Verderben stürzt.

II. Erläuterungen. Str. 1, V. 4. Steigerungen in den Äußerungen des Mißvergnügens der Fischer, ebenso V. 5 ff. Der Kutter ist ein einmastiges, kleines Schiff, hier ein sog. Fischkutter. Das Eigenschaftswort drollig gehört zu dem Hauptworte „der Droll" = Knirps, Spaßmacher, und bedeutet so viel wie „spaßig, närrisch". — Str. 2. Die Meerfische bilden die Herde des alten Neck. Neck ist von Neueren aus dem Schwedischen entlehnt = der Nix, Wassergeist (weibl. die Nixe); sein Haus ist die tiefe, weite Meerflut. Fangzeug = die Netze der Fischer. V. 7 und 8: Der bisher behagliche Ton des Alten geht in tiefen Ernst über; in ganz kurzen Worten (nur zweisilbige Takte, nicht — wie bisher — mit dreisilbigen gemischt!) spricht er eine ernste Mahnung und Warnung aus. — Str. 3. Mit dem Ausruf Hei drückt der Dichter den völligen Wechsel in der Stimmung der bisher mürrischen und verdrossenen Fischer aus: mit Freude und Eifer machen sie sich wieder an ihre Arbeit. Dem Hei folgt schnell das Ho der Verwunderung: „Kaum war es den Fischern möglich, in ihren Netzen die Lasten von Fischen in die Höhe, an Bord, zu ziehen." In V. 3 f. wird der mit so begonnene Vergleichsatz unterbrochen und das so dann mit Nachdruck wiederholt: der Dichter will die ununterbrochen aus den Netzen quellende Flut von Fischen malen. „Und bei den Fischern, da tollt's und singt": malt die starke Wirkung des unerwarteten Gewinns auf die Fischer — Gegensatz zu Str. 1, V. 4. — Str. 4. Anstatt der Schuppen bedecken kleine Goldstücke oder Goldmünzen den Leib des Fisches, an Stelle der Augen funkeln Edelsteine; edelsteinen ist ein neugebildetes Adjektivum zu „Edelstein" — wie golden zu Gold, metallen zu Metall. In Demant haben wir eine ältere und danach von Dichtern gebrauchte Nebenform zu Diamant; eitel ist urspr. kein Adverbium, sondern Adjektivum, daraus erklärt sich seine Stellung hinter dem Verhältniswort. Neben vornehm steht fürnehm wie fürlieb neben vorlieb, wird aber jetzt nicht mehr in der Schriftsprache gebraucht; in der Verbindung „fürnehm wispert's" ist die seltenere Form so recht an ihrem Platze, „vornehm" würde hier lange nicht so wirken. — Str. 5. Beim Anblick des wunderbaren Goldfisches ist das Tollen und Singen der Fischer verstummt; ihr kurzes Lachen (V. 4) will nur sagen: „Da wären wir ja über die Maßen töricht, einen solchen Fang wieder fortzulassen!" Dreimal spricht Prinz Neck die Worte: „Laßt mich ins Meer!" — und schreitet dabei von der Mahnung zur Drohung fort (Vortrag!); die Fischer wollen in ihrer Goldgier weder die Mahnung noch die Drohung hören. abklauben = mit den Fingern abtrennen; sie lösen also Goldmünzlein ab, die der Fisch als Schuppen trägt (Str. 4, V. 1). Alle anderen Gedanken — an den reichen Fischfang und ihr vorheriges vergebliches Fischen, an die vom alten Neck gestellte Bedingung und ihre Bereitwilligkeit, auf diese Bedingung einzugehen — werden von dem einen Gedanken „Gold"

verſchlungen, ihr ganzes Denken iſt damit ausgefüllt (beim Vortrag ſind die Worte „nur Gold" mit entſprechendem Gewichte hervorzuheben). So erliegen ſie der Verſuchung, die an ſie herangetreten iſt. — Str. 6. Ihrem Wunſche entſprechend werden alle Fiſche in Gold umgewandelt. Die Fiſcher erkennen voll Entſetzen die ihnen drohende Gefahr und wollen ſich ſchnellſtens des ſo heißbegehrten Goldes entledigen, indem ſie es ins Meer ſchaufeln. Zu ſpät! Mit dem vom Golde übermäßig belaſteten Schiffe ſinken ſie in die Tiefe und finden einen „goldenen Tod". So vollzieht ſich das Strafgericht des erzürnten Necks, der dabei völlig im Hintergrunde bleibt.

Zuſammenfaſſende Fragen. Wie verhalten ſich die Fiſcher gegenüber dem aus dem Waſſer auftauchenden Neck? Sie erſchrecken nicht und glauben ohne weiteres ſeinen Worten; indem ſie ihre Netze noch einmal auswerfen, erkennen ſie die vom Neck geſtellte Bedingung an („Doch ſchickt ihr den Jungen mir wieder nach Haus") und verpflichten ſich, ſie zu halten. Welche Schuld laden ſie auf ſich? Anſtatt dankbar zu ſein für den reichen Fiſchfang, den ihnen die Freundlichkeit des Neck beſchert hat, vergeſſen ſie beim Anblick des goldenen Fiſches ſogar die Bedingung, die ſie ſtillſchweigend anerkannt haben, und wollen den jüngſten Sohn des Neck in ſeiner Fiſchgeſtalt zurückbehalten, um ſich zu bereichern. Wie müſſen ſie ihre Schuld büßen? Sie verlieren ihr Schiff, ihren reichen Fang und ihr Leben. Was iſt das Beſondere an dieſer Sühne? Sie werden durch die Erfüllung ihres Wunſches geſtraft. Ihr einziger Gedanke iſt das Gold; ſie denken: „Wenn doch alle die gefangenen Fiſche ſo golden wären wie Prinz Neck!" Und nun iſt es, als wenn dieſer Gedanke die Kraft gewönne, die Fiſche wirklich in Gold umzuwandeln. Die Laſt dieſes Goldes aber zieht die Fiſcher in die Tiefe. So büßen ſie ihren Undank, ihren Wortbruch und ihre Goldgier.

III. **Gang der Handlung und der Stimmung.** Die Handlung ſchreitet in fünf Abſchnitten — man könnte ſie mit den fünf Akten eines Dramas vergleichen — und den ihnen entſprechenden Stimmungen vorwärts: 1. Der Mißerfolg beim Fiſchfang — das Mißvergnügen der Fiſcher; 2. das Verſprechen des Neck — das freudige Auswerfen der Netze; 3. der reiche Fiſchfang — das Tollen und Singen der Fiſcher; 4. das Erſcheinen des goldenen Fiſches — das Verſtummen der Fiſcher, ihr höhniſches Lachen, ihr gieriges Anſchauen, Anrühren und Abklauben; 5. die Verwandlung der gefangenen Fiſche in ſchweres Gold — die Verzweiflung der Fiſcher und ihr Untergang. Dr. P.

III. Fabeln, Erzählungen und Schilderungen in Prosa.[1]

92. Frühling im Niendorfer Gehölz.

Ilse Frapan.

Hinter Eppendorf bei Hamburg liegt Niendorf. Dort gibt es ein Gehölz. Vorigen Sonntag sind wir im Niendorfer Gehölz gewesen, drei Jungen und ich usw.

Gliederung und Erläuterungen.

1. Der Auszug der vier Entdecker. Wann zogen sie aus? Wie waren sie ausgerüstet? Botanisierdosen = Dosen oder Büchsen, Trommeln zum Botanisieren, Blumensammeln. — Welche Schwierigkeiten hatten sie zu überwinden? Spott des älteren Bruders, kalten Wind, aufgeweichten Boden (2. Abschnitt). Wie überwanden sie diese Hemmnisse? Durch tapferen Mut, festes Auftreten und fröhlichen Gesang.

2. Ihre Entdeckerfreuden. a) Vergleich zwischen den Zweigen der Großstadtgebüsche und denen des freien Gehölzes (Gehölz von Holz in seiner ursprünglichen Bedeutung Wald; Schrubber von norddeutschem schrubben oder schruppen = kratzen, scheuern, also „Werkzeug zum Scheuern", Reisigbesen). — b) Der blühende Haselnußstrauch mit männlichen und weiblichen Blüten. — c) Der immergrüne Efeu. Ableger = „vom Stamme abgebogenes und in die Erde gelegtes Reis zur Fortpflanzung", vgl. Absenker. — d) Die Osterblume oder das Windröschen und das Moos. — e) Der Schmetterling. — f) Die Primel oder das Himmelsschlüsselchen. — g) Die Weidenkätzchen.

3. Ihre Heimkehr. Was brachten sie als Gewinn heim? Für sich: sie hatten sich in frischer Luft getummelt, gemeinsam Beobachtungen und Entdeckungen gemacht und den Frühling draußen gefunden; für ihre Angehörigen: Grüße des Frühlings an die Großstadtleute. — Wer macht es den vier Entdeckern nach?

Dr. P.

93. Der kluge Richter.

Joh. Peter Hebel, Sämtliche poetische Werke. Leipzig. Bd. III 68.

Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorsichtigkeit verloren usw.

Vertiefung. 1. Denk- und Beziehungsfragen. Warum heißt die Geldsumme beträchtlich? Worin bestand wohl seine Unvorsichtigkeit? Auf welche Weise machte er seinen Verlust bekannt? Warum machten der Finder und der Verlierer ein fröhliches Gesicht? Warum handelte der erste schön, der andere nicht schön? Was war alles nicht schön bei dem Verlierer? (Er sinnt auf Lug und Trug; will den armen Mann um die Be-

1) Von dem Abdrucke der Prosastücke wird mit Rücksicht auf ihre Länge abgesehen.

lohnung bringen; gibt ihm Unehrlichkeit schuld; lügt.) Warum gehen beide nach vergeblichem Wortstreite vor den Richter? (Der Finder will seinen guten Namen, der Verlierer die als Belohnung ausgesetzten 100 Taler retten.) Warum war guter Rat teuer? Wie entschied der Richter? Wie kam er dazu? Wie wurde der ehrliche Finder belohnt und der unehrliche Verlierer bestraft? Wobei blieb es? Zeige aus der Erzählung, daß ehrlich am längsten währt und Undank den eigenen Herrn schlägt! Warum trägt die Erzählung die Überschrift: Der kluge Richter?

2. Charakter der Personen. Zeigt, daß der Verlierer reich, unvorsichtig, geldgierig, unredlich, lügnerisch, heuchlerisch, streitsüchtig, nach Gebühr bestraft war! Wie zeigt sich die Ehrlichkeit, Freude, Ehrliebe und Belohnung des Finders? Warum heißt der Richter klug?

3. Gedankengang und Gliederung. A. Der ehrliche Finder: a) Der Reiche verliert ein Päckchen Geld; b) er macht den Verlust bekannt und verspricht dem Finder eine Belohnung; c) ein ehrlicher Mann findet das Geld und bringt es heiter dem Verlierer. B. Der unehrliche Verlierer: a) Er freut sich über den Fund; b) sinnt nach, wie er den Finder um die Belohnung bringt; c) gibt demselben schuld, dieselbe schon herausgenommen zu haben. C. Der kluge Richter: a) Finder und Verlierer kommen streitend vor den Richter; der erste will seinen guten Namen, der zweite seine 100 Taler nicht einbüßen; b) der Richter erkennt die Ehrlichkeit des einen und die Unredlichkeit des andern; c) er läßt sich ihre Aussagen feierlich versichern; d) er erklärt das gefundene Päckchen Geld für ein ganz anderes als das verlorene und spricht es dem ehrlichen Finder zu; e) der unehrliche Verlierer geht leer aus.

4. Aufgaben. 1. Wie wird die Bekanntmachung des Verlustes in der Zeitung lauten? — 2. Wie und warum wechseln verlieren und finden mehrmals? — 3. Suche aus Lesebuch und Bibel Beispiele von Friedfertigkeit und Streitsucht, von Uneigennützigkeit und Eigennutz, von Ehrlichkeit und Betrug, von Prozessen und Vergleichen! Fr. P.

94. König Friedrich und sein Nachbar.

Joh. Peter Hebel. Sämtliche poetische Werke. Leipzig. Bd. IV 160.

Der König Friedrich von Preußen hatte acht Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre usw.

I. **Vorbereitung.** Der Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen war das Schloß Sanssouci, ein stilles, weltfernes Heim auf einem 20 m hohen Hügel bei Potsdam, das 1745—47 erbaut wurde. Es ist von herrlichen Parkanlagen umgeben, in denen viele Standbilder von Marmor stehen. Überall öffnen sich herrliche Fernsichten nach Potsdam und den umgebenden Havelseen und Wäldern. Vor der Schloßterrasse steigt der Wasserstrahl eines Springbrunnens 37 m hoch. Westlich von dem einstöckigen Schlosse liegt etwas höher eine alte Windmühle. Nahe bei dem Schlosse liegt eine Gruft, die ein Stein bedeckt, auf dem sich eine Bildsäule der Blumengöttin Flora erhebt. Darauf deutend, sagte einst der große König französisch zu einem seiner Freunde: „Wenn ich dort

erst bin, werde ich ohne Sorgen (sans souci) sein." Seitdem nannte man das Schloß Sanssouci, d. h. Sorgenfrei.

Friedrich II. war nicht nur ein großer Kriegsheld, sondern auch ein Vater seiner Untertanen und ein gerechter Fürst. Aufs strengste wies er die Richter an, „allen Menschen ohne Ansehen der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen, gleiche und unparteiische Gerechtigkeit zu gewähren, so wie sie gedächten, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Witwen und Waisen und anderer Bedrängten nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen möchten". Ja der König schärfte ihnen sogar ein, „sich durch keine Verordnungen, und wenn sie aus dem königlichen Kabinett herrührten, im geringsten beeinflussen zu lassen". Die letzte Entscheidung in Streitfragen hatte damals als oberster Gerichtshof das Kammergericht in Berlin. Joachim I. hatte es gegründet, um auch die vornehmen Stände, die bis dahin keinem Gerichte unterstanden, unter die staatliche Gerichtsbarkeit zu stellen.

Wie nun der große König sich selbst dem Gesetze unterwarf, nicht aber wie Ahab (bei Naboths Weinberg) das Recht willkürlich beugte, das zeigt die nachstehende Erzählung!

II. **Vertiefung.** 1. Erläuterungs- und Beziehungsfragen. Wer ist der König, und wer der Nachbar? Warum heißt die Mühle unruhig? Warum passen Mühle und Königsschloß zusammen, und warum nicht? Welcher Unterschied ist zwischen dem Räderwerk der Mühle und den Gedanken des Königs? Warum will der König die Mühle kaufen, der Müller aber sie nicht hergeben? Welche Mittel wendet der König an, um zum Ziele zu kommen? (Freundliches Zureden, drei Geldgebote, Drohungen.) Warum wirkte weder Güte noch Geld noch Drohung? Wie zeigte sich das Vertrauen des Müllers in die Rechtspflege des großen Königs? Wie zeigte sich die Gerechtigkeit und Güte des Königs?

2. Charakter. Weiset die Wahrheit folgender Sätze aus der Erzählung nach: Friedrich liebt die Einsamkeit und stilles, fleißiges Nachsinnen. Er ist leutselig. Fortgesetzter Widerspruch erbittert ihn. Sein Gerechtigkeitssinn siegt über den Unwillen, seine Güte über den Zorn. Er liebt freimütige Rede. Er ist der erste Diener des Gesetzes. — Wie zeigt der Müller seinen Fleiß, seine Einfalt, seine Höflichkeit, seinen Eigensinn, seinen frommen Familiensinn, seinen Mut, sein Vertrauen in den Schutz des Gesetzes?

3. Gedankengang. Friedrich II. weilt gern in Sanssouci. Das Klappern der nahen Mühle stört seine Gedanken. Er will dem Müller die Mühle abkaufen. Diesem ist sie als Erbe seiner Väter nicht feil Der König droht mit gewaltsamem Abbruch. Der Müller beruft sich auf das Kammergericht in Berlin. Der König freut sich über den Mut und das Vertrauen des Müllers auf die Rechtspflege. Er läßt ihn hinfort unangetastet.

4. Eigentümlichkeiten in der Form. Was ist scherzhaft in der Erzählung? Die Gegensätze Schloß und Mühle, Mehl und Gebäck, Räderwerk und Königsgedanken, Nachbar und Herr Nachbar die Gegenfrage des Müllers: Wie hoch haltet ihr euer Schlößlein? —, das Lächeln des Müllers und sein: Gut gesagt!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. 9. Gebot:

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus. — Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. — Folge nicht deinen bösen Lüsten, sondern brich deinen Willen! — Wohl dem Lande und Volke, wo Gerechtigkeit und Friede sich küssen! — Sich selbst bekämpfen —.

2. Verwandtes. Ahab und Naboths Weinberg. — David und Urias Weib. — Geibels Gedicht „Sans souci". Curtmans: „Es wohnt' ein Müller sorgenfrei in seiner kleinen Mühle". — Friedrich Wilhelm III. half dem Müller aus schwerer Geldverlegenheit, „weil sich gute Nachbarn beistehen müßten".

3. Rede- und Stilübungen. Was ist an dem König und dem Müller zu loben und was zu tadeln? Der Müller erzählt sein Gespräch mit dem Könige daheim! — Vergleichung der Erzählung mit der biblischen Geschichte: „Naboths Weinberg" nach Zeit, Ort, Personen, Gegenstand, Verlauf, Ausgang!

Fr. P.

95. Der Maulwurf.

Joh. Peter Hebel, Sämtliche poetische Werke. Leipzig. Bd. III, 87.

Unter allen Tieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf oder die Schermaus das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht usw.

Vertiefung. Was bedeuten die Namen „Maulwurf", „Schermaus"? Maulwurf, ahd. multwurf, mhd. moltwerf oder mûlwerf, von ahd. molta = Staub, zermahlene Erde, also „der die zerkrümelte Erde Aufwerfende" (im Neuhochdeutschen Volksdeutung in Anlehnung an Maul). Schermaus, ahd. scëro, mhd. schër und schërmûs, also „der durch seine Gänge den Boden Zerschneidende" (von demselben Stamme unser „Schere"); der Schermauser = der die Schermäuse fängt.

1. Erläuterungs- und Beziehungsfragen. Warum wäre es an dem einen unterirdischen Wühler zu viel? Warum wird der Maulwurf heimtückisch genannt? Worin besteht das Gericht halten? (Anklagen hören, untersuchen und einen Spruch fällen.) Welche Anschuldigungen sind wahr? Wie ist diesen kleinen Übeln abzuhelfen? Welche Beschuldigung ist falsch? Womit will man sie beweisen? Warum hinkt dieser Beweis, ist ein Irrtum, wie der mit den Fröschen, die im Frühling das Laub herausquaken? (Die Ursache wird mit der Wirkung verwechselt.) Was ist Ursache und was Wirkung in den beiden Fällen? (Ursache: Warme Frühlingsluft treibt das Laub heraus. Wirkung: Da wachen die Frösche aus dem Winterschlafe auf und quaken. Ursache: Quatten oder Engerlinge fressen die Wurzeln ab und bringen die Pflanzen zum Absterben. Wirkung: Ihnen zieht der Maulwurf nach, darum findet er sich an solchen Stellen.) Wodurch ist der erfahrene Landwirt zum Advokaten oder Verteidiger des Maulwurfs geworden? (Durch Erfahrung und Beobachtung.) Warum kann der Maulwurf nicht der Missetäter sein, der die Pflanzenwurzeln frißt? a) Er hat das Gebiß eines Fleischfressers und nicht eines Pflanzenfressers; b) in seinem Magen finden sich nicht Pflanzen, sondern allerlei Insekten und Gewürm. Wem nützt und wem schadet die Verfolgung des Maulwurfs, und was für Folgen hat sie? Was ist des Kuckucks Dank? (Spott und Schädigung.) Warum? (Er legt seine Eier in fremde Nester und läßt sie ausbrüten. Die eigenen Kinder der Brutvögel werden vernichtet.) Wie sieht's jetzt aus? (Den Maulwurf verfolgen, heißt uns schädigen; ihn schonen, heißt uns nützen.)

2. Charakter. Weiset nach, daß der Maulwurf ein Säugetier, ein Raubtier, ein unterirdischer Garten- und Wiesenhüter, kein Feind, sondern ein Wohltäter, ein unschuldig verklagtes und jetzt gerechtfertigtes Tier ist!

3. Gedankengang. a) Wo findet sich der Maulwurf? b) Wodurch wird er lästig? c) Was gibt man ihm schuld? d) Was behauptet sein Advokat? e) Wie beweist er's? f) Was folgt daraus für uns?

4. Eigentümlichkeit der Form. Die fesselnde Beschreibung des Maulwurfs ist in die Form einer Gerichtsverhandlung gekleidet. Angeklagter ist der Maulwurf. Verkläger sind urteilslose Gärtner und Landwirte. Verteidiger ist ein erfahrener Landwirt oder Naturforscher. Der Beweis wird durch den Augenschein geführt. Es erfolgt Freisprechung.

5. Aufgaben. Sucht andere verkannte Freunde der Landwirtschaft! — Zeigt, wie der Schein trügt! — Wie hat die Natur überall Wächter bestellt, damit stets ein Ausgleich zwischen den zerstörenden und den schaffenden Kräften herbeigeführt wird? (Insekten — Singvögel. Mäuse — Katzen. Insektenbrut — Spechte usw.) Haltet eine kurze Verteidigungsrede des Maulwurfs! Fr. P.

96. Der Wunschring.

Leander (Richard von Volkmann), Träumereien an französischen Kaminen. Leipzig 1912. S. 36.

Ein junger Bauer, mit dem es in der Wirtschaft nicht recht vorwärts gehen wollte, saß auf seinem Pfluge und ruhte einen Augenblick aus, um sich den Schweiß vom Angesicht zu wischen usw.

I. **Gedankengang und Erläuterungen.** 1. Der junge Bauer gewann einen Wunschring. Warum kam der junge Bauer in seiner Wirtschaft nicht vorwärts? Einen Wink geben uns die Worte der Frau in Abschn. 4: „Früher hast du immer geklagt und gebarmt und dir alles Mögliche gewünscht"; der Bauer war also mit seinem Lose unzufrieden gewesen, so gelang ihm manches nicht. — Meinte es die Hexe (ahd. hagzussa, hagzus, mhd. hecse, also wohl Waldfrau, dann böse Frau) gut mit dem Bauer, als sie ihm ihren Rat gab? Warum befolgte er den Rat? Er wollte schnell sein Glück machen — war also ein törichter Mann. — Was ist ein Wunschring? Welche bedeutsame Mahnung gab der Adler dem Bauer mit auf den Weg?

2. Er verlor den Wunschring wieder, ohne es zu wissen, durch eigene Schuld.

Pappenstiel (auch Pappelstiel, Birnstiel) bezeichnet „eine nichtswerte Kleinigkeit". feil = käuflich, feil halten = zum Verkaufe ausstellen. ränkevoll: Ränke gehört zu ringen = urspr. sich hin- und herbewegen, drehen; der Rank = Kehre oder Krümmung eines Weges; er ist voller Ränke (oder böser Anschläge) = „er geht Umwege, Krümmungen". Kleinod, mhd. kleinôt — mit der Nachsilbe — ot oder — at (vgl. Zier — at), also urspr. zierliches Ding, Kostbarkeit.

Worin bestand die Torheit des Bauern? Er verriet ohne Not dem wildfremden Manne das wertvolle Geheimnis seines Ringes und begab sich in große Gefahr, als er bei dem Goldschmied über Nacht blieb.

3. Der Goldschmied erhielt den Lohn seiner Habgier und Untreue. „Als wenn es mit Mulden gösse": sprichwörtlich vom Regen, wenn das Wasser gleichsam mit Mulden oder Wannen vom Himmel herunter gegossen wird. —

Diele urspr. = „Brett, dann der aus Brettern gefertigte Zimmerboden". — knüppeldick bezeichnet in der Volkssprache ein starkes „dick".

Worin zeigt sich die waltende Gerechtigkeit des Schicksals? Der Ring, den er sich durch ein Verbrechen angeeignet hat, wird ihm zum Verderben, und mit dem, was er sich törichterweise gewünscht hat, wird er gestraft. — Was zeigt uns das Schicksal des Goldschmieds im Hinblick auf den Bauer? So wäre es diesem ergangen, wenn er einen ebenso törichten Wunsch geäußert hätte.

4. Über die Wirtschaft des Bauern kam reicher Segen. Zwickel = „Keil, keilförmiges Stück Land". Es hat geschüttet (schütten = gießen) = es hat reichlich Körner gegeben. barmen = „kläglich tun".

Was für Wünsche äußerte die Frau? Ein Zwickel Land, eine Kuh und ein Pferd — lauter kleinliche Wünsche! — Zeige, daß der Bauer Klugheit gelernt hat! Er war ein Tor, als er möglichst schnell und mühelos zu Reichtum kommen wollte; töricht handelte er auch, als er dem Goldschmied das Geheimnis seines Ringes verriet. Aber er beherzigte die letzte Mahnung des erlösten Adlers: „Überlege dir wohl, was du dir wünschest, auf daß es dich nicht nachher gereue!" Darum wies er die kleinlichen Wünsche seiner Frau zurück, darum sparte er sich den einen Wunsch, den er tun durfte, für eine äußerste Not auf. Das war weise gehandelt. — Wie wurde der unechte Ring dem Bauer zum Segen? Er steckte sich bescheidene Ziele, die ihm und seiner Frau erreichbar waren, arbeitete unverdrossen und war in dem Bewußtsein, immer noch den einen großen Wunsch tun zu können, mit dem bescheideneren Wachstum seiner Habe zufrieden; das durch fleißige Arbeit erworbene Gut machte ihm mehr Freude und gedieh besser als mühelos erworbener Reichtum.

5. Der Bauer und seine Frau starben, ohne die Kraft des unechten Ringes erprobt zu haben.

Vesper = das Abendläuten auf dem Dorfe. Heimlichkeit = Geheimnis, geheimnisvolles Tun.

Warum hat der Bauer nicht das Geheimnis des Ringes seinen Kindern mitgeteilt? Dann wäre in ihnen vielleicht die Begierde erwacht, die Kraft des Ringes zu erproben; über den Besitz des Ringes wäre es zu Neid und Streit unter den Geschwistern gekommen. Vor alledem wollte der Vater sie bewahren.

Grundgedanke. „Es ist eine eigene Sache mit dem, was richtig und was falsch ist, — und schlecht Ding in guter Hand ist immer noch viel mehr wert als gut Ding in schlechter." Beweise rückblickend die Wahrheit dieser Worte aus unserer Geschichte!

II. **Aufgaben.** Welcher Vorteil und welcher Nachteil liegt darin, daß der Wunschring nur einen Wunsch gestattete, nicht mehrere? — Zeige, wie die Torheit, mit der der Bauer anfangs sein Glück möglichst schnell machen wollte, sich in Weisheit wandelte, und wie ihm daraus der Segen erwuchs! — Vergleiche das Märchen vom Wunschring mit anderen Märchen vom Wünschen, z. B. von dem „Fischer und syner Fru"!

Dr. P.

97. Der Rabe und der Fuchs.

Gotthold Ephraim Leſſing, Werke. Leipzig, Bibl. Inſt. Bd. I, 191.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleiſch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen ſeines Nachbars hingeworfen hatte, in ſeinen Klauen fort uſw.

Herausſtellung des Hauptgedankens und Erläuterungen. Weshalb war der Gärtner auf die Katzen zornig? Sie zerkratzten und verunreinigten ihm die zubereiteten Beete und zerwühlten die Blumenbeete. Wie ſuchte er ſich ihrer zu erwehren?

Der Fuchs hätte gern das ſaftige Stück Fleiſch gehabt. Aber wie? Konnte er es mit Gewalt wegnehmen? So blieb nur der andere Weg, den Raben dahin zu bringen, daß er das Fleiſch freiwillig abgab. Welche Liſt wandte er an? Er ſtellte ſich als arm und hilfsbedürftig dar und gab vor, in dem Raben den Vogel des Jupiter (oder des Zeus, d. h. des höchſten Gottes der Römer und Griechen), alſo den gewaltigen Adler zu ſehen, der ihm täglich im Auftrage des Gottes ſeine Nahrung brächte. — Wie urteilt ihr über dieſe Angaben? Sie ſind erlogen. Welche Abſicht verfolgte aber der Fuchs damit? Er wollte dem Raben mit dieſen Lügen etwas Angenehmes ſagen, damit ihm dieſer das Fleiſch überließe. Wie nennt man ein ſolches Tun? Der Fuchs ſchmeichelt dem Raben; er iſt ein Schmeichler. Wie verhält ſich der Rabe gegenüber dieſen Schmeicheleien? Er ließ ſie ſich in ſeiner Dummheit wohlgefallen; um wirklich als der Adler des Jupiter zu erſcheinen, ſchenkte er großmütig dem Fuchſe das Fleiſch. — Wie bewies der Fuchs die Schlechtigkeit ſeiner Geſinnung? Er fraß das Fleiſch mit boshafter Freude über die Dummheit des Raben. Welchen Lohn erhielt er für ſeine Schmeicheleien?

Welchen Satz will der Dichter ſeinen Leſern einprägen? Der Schmeichler verdient die ſchwerſte Strafe. Warum? Er lügt und verführt dadurch auch andere zum Lügen; er verleitet andere, mehr von ſich zu halten, als ſie nach ihrem Können und Wollen dürfen. Wie hat ſich demgegenüber ein ehrlicher Menſch zu verhalten? Er darf weder ſchmeicheln noch ſich ſchmeicheln laſſen. Dr. P.

98. Der Beſitzer des Bogens.

Gotthold Ephraim Leſſing, Werke. Leipzig, Bibl. Inſt. Bd. I, 200.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz[1]), mit dem er ſehr weit und ſehr ſicher ſchoß, und den er ungemein wert hielt uſw.

I. **Herausſtellung des Hauptgedankens.** Inwiefern entſprach der Bogen allen Anforderungen, die der Beſitzer ſtellen konnte? Er ſchoß mit ihm ſehr weit und ſehr ſicher. Wie mußte er alſo beſchaffen ſein? Er beſaß das rechte Maß von Dicke und Elaſtizität: bei zu großer Dicke wäre er nicht elaſtiſch genug geweſen, bei zu geringer wäre er leicht zerbrochen. Woran nahm der Beſitzer nun Anſtoß? Der Bogen ſchien ihm ein wenig zu plump, nicht ſchön genug zu ſein. Und doch beſaß der Bogen die rechte innere Schönheit; worin beſtand ſie? In ſeiner vollendeten Zweckmäßigkeit; dazu kam noch die ſchöne ſchwarze Farbe und die Glätte, mit der er ſich bequem handhaben ließ. Wie gedachte er dem vermeint-

1) Ebenholz iſt ein Holz von ſchwarzer Farbe.

lichen Mangel abzuhelfen? Ein Künstler sollte ihn mit äußerem Zierat versehen Er schnitzte Bilder von der Jagd ein, z. B. den Jäger im Kampfe mit einem Löwen; sollten die Figuren des Jägers und des Löwen sichtbar hervortreten, so mußte er mit einem scharfen Messer ziemlich viel Holz wegnehmen. Wurde durch diesen äußeren Zierat der innere Wert des Bogens erhöht? Was stellte sich vielmehr heraus? Worin bestand der Irrtum des Bogenbesitzers? Er wollte durch äußeren Zierat den Wert des Bogens erhöhen und verdarb ihn dadurch völlig.

II. **Anwendung.** Gleich dem Besitzer des Bogens handelt der Bauer töricht, der sein für eine Bauernwirtschaft zweckmäßig eingerichtetes Haus äußerlich und innerlich mit städtischem Zierat aufputzen will. Dr. P.

99. Der Rangstreit der Tiere.

In vier Fabeln.

Gotthold Ephraim Lessing, Werke. Leipzig, Bibl. Inst. Bd. I, 209.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Tieren. „Ihn zu schlichten", sprach das Pferd, „lasset uns den Menschen zu Rate ziehen; er ist keiner von den streitenden Teilen und kann desto unparteiischer sein" usw.

I. **Lesen der Fabeln und Erläuterungen.** 1. Rang: zugrunde liegt unser Ring im Sinne von „kreisförmige Versammlung", das ins Altfranz. eingedrungen und dann als Lehnwort Rang = Reihe im 17. Jahrhundert nach Deutschland zurückgekommen ist; Rangstreit = Streit um den Rang, um den Platz in einer von unten nach oben aufsteigenden Reihe. — schlichten von schlecht in dem ursprünglichen Sinne von „gerade, eben", also = gerade, eben machen. — unparteiisch = der sich nicht zu einer der streitenden Parteien („Partei" Fremdwort = Teil) hält, sondern über ihnen steht. — weislich ist Umstandswort zu weise; erinnern hier = aufmerksam machen auf etwas. — am fertigsten: fertig = zur Fahrt gerüstet, dann allgemein = bereit.

2. majestätisch: zu lat. **maiestas**, vom lat. Neutrum **maius** = größer ursprünglich nur von Gott gebraucht, bezeichnet die höhere Würde, Erhabenheit.

3. nichtswürdig = nichts wert, unnütz, erbärmlich.

II. **Herausstellung der Hauptgedanken.**

1. Erste Schwierigkeit: Wer sollte in dem Rechtsstreite Schiedsrichter sein? Welche Eigenschaften mußte der Schiedsrichter besitzen?

Um was handelte es sich in dem Rangstreite der Tiere? Jedes wollte wissen, ob es in der Reihenfolge höher oder niedriger als das andere stünde. Wie ging es bei diesem Streite her? Keiner wollte dem anderen nachgeben, der Streit wurde hitzig und führte zu keinem Ergebnis. Was tun die Menschen, wenn zwei Parteien sich streiten und sich nicht einigen können? Sie wählen sich einen Richter, der die Sache entscheidet, einen Schiedsrichter, und unterwerfen sich seinem Urteilsspruch freiwillig. Den gleichen Vorschlag machte bei den Tieren das verständige Pferd. Aber da gab es gleich eine Schwierigkeit: wer sollte Schiedsrichter sein? Sprecht über den Vorschlag des Pferdes! Welche Eigenschaft muß also der Schiedsrichter in erster Linie besitzen? Er muß unparteiisch sein. Der Maulwurf forderte noch eine zweite Eigenschaft: der Schiedsrichter muß alle Vollkommenheiten der Tiere, auch die versteckteſten, zu erkennen fähig sein, um gerecht urteilen zu können. Wie verhält sich das Pferd gegenüber dieser For-

derung? Iſt aber die Anſicht des Maulwurfs, der von Hamſter und Igel unterſtützt wird, ſo ganz falſch? Der Dichter ſpottet hier über die „tiefverſteckten Vollkommenheiten" dieſes Dreigeſpanns. Jedes hat aber tatſächlich ſeine gewiſſen Vollkommenheiten — denk an den Maulwurf! —, nur waren ſie zu Leſſings Zeiten noch nicht oder nicht ſo allgemein bekannt.

Entſprach nun der Menſch den an einen Schiedsrichter zu ſtellenden Anforderungen? Unparteiiſch war er inſofern, als er keiner der ſtreitenden Parteien angehörte; immerhin aber ſtand ihm z. B. das Pferd ſicher näher als der Löwe; und eine ganz genaue Kenntnis aller Tiere beſaß er auch nicht. — Welche Schwierigkeit ergab ſich alſo hinſichtlich des Schiedsrichters?

2. Zweite Schwierigkeit: Welcher Maßſtab ſollte angelegt werden? Wenn die Menſchen drei oder vier Strecken meſſen und miteinander vergleichen wollen, ſo brauchen ſie dazu ein einheitliches Maß (Maßſtab), etwa das Metermaß. Was würde geſchehen, wenn ſie die eine Strecke mit dem Meter, die andere nach Fuß berechnen wollten? Sie könnten dann die Strecken nicht miteinander vergleichen und ſagen: „Dieſe iſt größer als die andere." Ein ſolches Maß — der Dichter nennt es „Regel" — forderte der Löwe mit Recht, damit die Tiere gerecht gemeſſen, beurteilt werden konnten. Urteile über den vom Menſchen gewählten Maßſtab! Über die Ablehnung durch den Löwen! Welchen Mangel hatte dieſer Maßſtab? Nenne andere Maßſtäbe! Schnelligkeit, Stärke, ſcharfes Gehör, Feinheit des Geruchſinns uſw. Was könnt ihr ſchon aus dieſer Vielzahl von Maßſtäben ſehen?

Welche Schwierigkeit ergab ſich hinſichtlich des Maßſtabes?

3. Dritte Schwierigkeit: Die Uneinigkeit der Tiere. Worin ſtimmten Maulwurf und Löwe überein? Weshalb waren ſie trotzdem nicht einig?

Was ergibt ſich aus allen dieſen Schwierigkeiten? Es war unmöglich, den Rangſtreit zur Zufriedenheit aller Tiere zu entſcheiden.

4. Das Törichte des ganzen Rangſtreites. Welche Erkenntnis ging dem Löwen auf? Der ganze Rangſtreit iſt töricht. Habe ich meinen eigenen Wert recht erkannt, ſo kann mir die Anſicht der anderen über meinen Wert ganz gleich ſein. Welche Tiere ſchloſſen ſich ihm an? Weshalb nicht auch der Affe, der ſich in alberner Nachahmung anderer gefällt, und der dumme Eſel?

Wie hat der Dichter die Eigenart der Tiere durch Wort und Handlungen gekennzeichnet?

III. **Anwendung.** Kommen auch im Menſchenleben Rangſtreitigkeiten vor? Wie ſteht es da mit dem Schiedsrichter, mit dem Maßſtabe (Abſtammung, Reichtum, Klugheit, Stärke uſw.)? Welche Mahnung der Fabel kann jeder Menſch beherzigen? Dr. P.

100. Die Geſchichte des alten Wolfs.

In ſieben Fabeln.

Gotthold Ephraim Leſſing, Werke. Leipzig, Bibl. Inſt. Bd. I. 204.

Der böſe Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entſchluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuße zu leben uſw.

I. **Leſen der Fabeln und Erläuterungen.** 1. zu Jahren gekommen = alt geworden. — gleißen = glänzen, hat ſich mit einem Worte ganz andern Ur-

sprungs vermischt, mit mhd. gelichsenen = sich einem andern gleichstellen, sich verstellen, gleißend also = heuchlerisch. — auf gütlichem Fuße leben = auf dem Wege der Güte — nicht der Gewalt — verkehren. — Horde hier = Hürde, Geflecht aus Reisig zum Schutze der Schafherde.

2. Pan war der Schutzgott der Hirten im alten Griechenland. — zinsbar = zu einer Abgabe verpflichtet, steuerpflichtig.

3. Montán(us), lateinischer Eigenname, von mons = Berg, also der Bergbewohner. — Isegrimm, ahd. Isangrim = der mit dem Eisenhelm, Name des Wolfs in der Tiersage. — ausgebissen = durch das Beißen ausgefallen. — gemächlich = bequem.

4. moralisieren = eine Sittenpredigt halten.

5. schicken bedeutet urspr. „einrichten, ordnen, fügen", dementsprechend sich schicken = sich einordnen, sich fügen, sich anbequemen. — deinesgleichen ist der erstarrte Genetiv eines noch im Mittelhochdeutschen vorkommenden Hauptwortes gelîche, hier also = Wesen, die dir gleich sind. — Mache auf meine Freundschaft keine Rechnung: entspricht unserem heutigen „rechnen auf etwas", kommt früher als dieses vor. — vermachen = „übermachen, in den Besitz jemandes übertragen, jetzt nur auf testamentarische Bestimmung bezogen". — der Schlich = das Schleichen, das heimliche Verfahren, etwas zu erreichen.

II. **Herausstellung der Hauptgedanken.** 1.—6. Was will der Dichter mit dem ersten Satze seiner „Geschichte des alten Wolfs" sagen? Der Wolf war alt geworden, hatte viel von seiner Stärke, Gewandtheit und Schnelligkeit verloren, manchen Zahn seines früher so furchtbaren Gebisses eingebüßt (Nr. 3), war aber seinem innersten Wesen nach derselbe geblieben an Raublust und Blutgier. — Zeige, daß die geplante Abkehr von seinem bisherigen Verhalten nur äußerlich und durch die äußeren Verhältnisse herbeigeführt (Nr. 7 „erzwungen"), nicht eine wirkliche Sinnesänderung war! Mit allerlei lügenhaften Ausreden (Nachweis!), aber auch mit einem Stück grimmigen Humors (Nr. 3 „Aller guten Dinge sind drei"; Nr. 5 „Ich muß mich leider in die Zeit schicken!") macht der Wolf die Runde bei den Schäfern, die bisher seine gefährlichsten Feinde waren. Wie lauteten seine verschiedenen Vorschläge betreffs einer gütlichen Vereinbarung? Wie verhielten sich die Schäfer ihm gegenüber? Einerseits trauten sie ihm nicht, indem sie an seine bisher bewiesenen Eigenschaften dachten, anderseits hatten sie im Hinblick auf sein Alter — der eine (Nr. 3) erinnerte ihn geradezu an seine ausgefallenen Zähne — alle Furcht vor ihm verloren und behandelten ihn verächtlich (Nachweis!).

Welche bittern Lehren erhielt also der Wolf? Seine Vergangenheit legte Zeugnis gegen ihn ab und hinderte ihn, seine guten Vorsätze zu verwirklichen; ein Feind, vor dem man sich bisher gefürchtet hat, wird, wenn er seine Macht einbüßt, verachtet.

7. Wie suchte und fand der Wolf einen seines bisherigen Lebens würdigen Tod? Inwiefern war das Verhalten der Schäfer dem alten Wolfe gegegenüber wohl verständlich? Welchen Fehler hatten sie aber doch dabei nach der Ansicht des Weisesten unter ihnen gemacht? Sie hätten die Absichten des Wolfes, sich zu bessern, mit Anwendung der nötigen Vorsicht ernst nehmen oder aber, wenn sie ihn mit Unbarmherzigkeit und Verachtung abwiesen, gegen einen etwaigen Ausbruch der

Verzweiflung, wie er nach seinem Charakter möglich war, Vorkehrungen treffen müssen.

III. Welche **Anwendung** auf das Menschenleben ergibt sich aus II? Dr. P.

101. Das brave Mütterchen.

Von Karl Müllenhoff.

Es war im Winter, und das Eis stand. Da beschlossen die Husumer, ein großes Fest zu feiern usw.

1. **Vorbereitung.** Husum ist eine Kreisstadt in Schleswig-Holstein, unweit der Nordsee. Bei strenger Kälte friert diese an der Küste zu. Durch Sturmfluten hat die Stadt oft schwer gelitten. Mächtige Deiche oder Dämme sollen sie gegen die anprallenden Wogen schützen.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung. a) Das fröhliche Eisfest. b) Das einsame, gebrechliche Mütterchen. c) Die drohende Gefahr. d) Die rettende Tat.

2. Gedankengang. a) Ein fröhliches Fest wird bei Husum auf der Eisfläche der Nordsee gefeiert. b) Eine alte, gelähmte Frau sieht in ihrem Häuschen auf dem Deiche durch das Fenster den Himmel und das Festgetümmel. c) Als Schifferwitwe erkennt sie an den Zeichen des Himmels die drohende Gefahr eines baldigen Eisbruches. d) Durch Anzünden ihres Hauses ruft sie die Festgäste vom Eise zurück und rettet sie dadurch vom Untergange.

3. Grundgedanken. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" — Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. — Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten! — Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen. — Heute rot, morgen tot.

4. Charakter des Mütterleins. a) Die arme, einsame Witwe. b) Die gelähmte Kranke. c) Die wetterkundige Schifferfrau. d) Das besorgte Mütterchen. e) Die mutige Retterin.

5. Aufgaben. a) Zeichne ein Bild des Eisfestes! b) Begründe die Gliederung! c) Beweise die Charakterzüge des Mütterchens aus der Erzählung! d) Suche verwandte Beispiele von Aufopferung für andere! Fr. P.

102. Als ich das erste Mal auf dem Dampfwagen saß.

Peter Rosegger. Waldheimat. Leipzig. S. 227.

Als ich schon hübsch zu Fuß war, wollte mich mein Pate Jochem nach der Wallfahrtskirche Maria-Schutz am Semmering mitnehmen usw.

I. **Einführung.** Jetzt will ich euch ins Alpenland führen, und zwar in die grüne Steiermark mit ihren Wäldern und Wiesen. Dort wurde der Dichter Peter Rosegger als Sohn eines Bauern 1843 geboren in einer Gemeinde, die aus 18 bis 20 auf Höhen und in Engtälern zerstreuten Bauernhäusern bestand. Durch stundenlange Wälder war die kleine Gemeinde von ihrem Pfarrdorfe Krieglach (an der Mürz) getrennt, und stundenlang war dann wieder die erste Stadt Mürzzuschlag (von Krieglach flußaufwärts an der Mürz) entfernt. In einem solchen waldeinsamen Bauerndorfe taucht nun plötzlich die Rede von der Eisenbahn, dem neumodischen Dampfwagen, auf. Was für Vorstellungen werden sich die einfachen Bauern oder so ein Bauernjunge von diesem Ungeheuer machen, und wie wird ihnen gar zu Mute sein, wenn sie zum erstenmal mit der Eisenbahn fahren?

II. **Gliederung und Erläuterungen.** A. 1. Die Furcht vor dem Teufelswagen. Der Semmering ist ein Berg mit Paßhöhe, zu dem von Nordosten die Straße und die Eisenbahn von Wiener Neustadt und Wien her emporsteigen und dann nach Südwesten abwärtsführen zur Mürz — nach Mürzzuschlag, Bruck und Graz. Die vielbefahrene und vielbegangene Semmeringstraße verödete, seitdem die Bahn gebaut war. Nach Nordosten zu liegt an der Straße der Wallfahrtsort Maria-Schutz. Spital ist die nächste Station nach dem Semmeringbahnhof im Tale vor Mürzzuschlag. Jochem = Joachim. — Blendwerk = Werk, das die Menschen blenden, blind machen, betrügen soll. — 2. Am Tunnel die blutroten Kugeln sind rote Signallaternen. baß ist Adverb zu besser, wird häufig in dem Sinne von sehr gebraucht. — 3. Der erste Eisenbahnzug. — 4. Der Entschluß mit der Eisenbahn zu fahren. Bübel ist die Verkleinerungsform zu dem süddeutschen Bube, Bub = Knabe, Junge.

Stelle die Namen zusammen, die die Eisenbahn in diesem Abschnitte bekommt! Blendwerk, Teufelswagen, brauner Wurm, kohlschwarzes Wesen, Ungeheuer, Dampfwagen. Was geht aus diesen Bezeichnungen hervor? Ein Eisenbahnzug mußte den Bauersleuten als etwas ganz Fremdartiges, Unverständliches, Unheimliches erscheinen; es lag ihnen nahe, dieses Fremdartige als eine Auswirkung des bösen Feindes, des Teufels, anzusehen. Und was flößte ihnen diese Furcht ein? Die Fortbewegung des Zuges ohne Tier- oder Menschenkraft, die außerordentliche Schnelligkeit dieser Bewegung, die Verwegenheit, mit der die Menschen Berge durchbohrt, Abgründe überbrückt und die Geleise an schwindelnden Hängen entlang gelegt hatten. Welche Stimmungen durchlief der Pate Jochem? Angst vor dem Teufelswagen, Neugierde angesichts des Tunnels, Furcht vor dem ersten Zuge („Meine Pate wischte sich den Schweiß vom Angesicht"), Mitleid mit den armen Reisenden, die selbst in ihr Grab gesprungen waren. Wie kam er dann aber doch zu dem Entschluß, mit der Eisenbahn zu fahren? Es siegten über alle Bedenken die Neugierde und die Eitelkeit („Da werden sie einmal schauen, wenn wir heimkommen und sagen, daß wir auf dem Dampfwagen gefahren sind!"). Warum war der Peter gleich bereit mitzufahren?

B. 1. Der Handel um die Fahrkarte. Ein Sechser = 6 Kreuzer alter österreichischer Währung. — Schlucker = einer, der viel ißt und trinkt, armer Schlucker = armer Tropf. Mit welchen Gründen sucht der Pate von dem Preise der Fahrkarte etwas abzuhandeln? — Die Einrichtung der Fahrkarte ist ihm wieder etwas ganz Unverständliches, er sucht abzuhandeln, wie er es sonst in den Läden gewohnt ist. — 2. Die angstvoll-vergnügliche Fahrt auf der Eisenbahn. Jetzt gebe ich mich in alles drein (darein) = ich ergebe mich in mein Schicksal, was auch kommen mag. — zehn Vaterunser lang als Zeitbestimmung = so viel Zeit, wie der fromme Katholik zum Beten von zehn Vaterunsern braucht. — Jegerl, Jerúm = Ausrufe der Verwunderung, in denen der Name Jesus verstümmelt enthalten ist. — Was erweckte von neuem Furcht beim Paten? Was war an der Fahrt vergnüglich? — 3. Das betrübliche Nachspiel. Wir schwindelten zur Tür hinaus = stiegen, schwindlig von der ungewohnten Fahrt, aus dem Wagen aus. mit umflorter Stimme = wie helle Farben des Anzugs durch den Trauerflor gedämpft werden, so klang seine Stimme durch den Schreck gedämpft. Habseligkeiten = geringe Habe (vom Adj. hab-

selig, das von einem Subst. Habsal — vgl. Labsal, Mühsal — abzuleiten wäre) — Worin bestand das Vergehen, dessen sich der Pate Jochem und Peter unbewußt schuldig gemacht hatten? Worin bestand ihre Strafe? — 4. Das Schlußurteil des Paten über die Eisenbahn. Stelle noch einmal kurz zusammen, was dem Paten an der Eisenbahn gefallen oder Furcht und Unbehagen eingeflößt hatte! Warum lautete sein Schlußurteil: „Beim Dampfwagen, da ist doch der Teufel dabei"? Haben sich die Heimkehrenden wohl ihrer Erlebnisse gerühmt? Sind sie daheim bewundert worden? Dr. P.

103. Meister Hämmerlein.

Joh. Ferdinand Schlez im „Denkfreund" 1817

Vor etlichen und dreißig Jahren starb in meinem Geburtsorte der Gemeindeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hämmerlein usw.

I. **Erläuterungs- und Beziehungsfragen.** Was sind etliche und dreißig Jahre? Wann hat sich also die Sache zugetragen? Was war ein Gemeindeschmied? (Nutznießer der Gemeindeschmiede, der allein das Recht hatte, die Schmiedearbeiten in der Gemeinde zu fertigen.) Warum hießen sie oft auch Kurschmiede? (Sie kurierten oder dokterten an dem kranken Vieh.) Was bedeutet der Name Hämmerlein gewöhnlich? Wie kam Jakob Horn zu dem Beinamen? Wo ging er, und wo stand er? In welcher Tasche steckten die Nägel und der Hammer? (In der Ledertasche am Schurzfell.) Was ist ergänzend hinter „ganz natürlich" zu setzen? Wer war der Vorsteher, und warum hieß er so? Welches Handwerk verstanden die vier Burschen? Was hatten sie den Wählern wohl versprochen? (Sie wollten ihnen die Arbeit billiger liefern; Söhne unentgeltlich in die Lehre nehmen; zu verdienen geben; sie im Wirtshaus frei halten usw.) Warum hießen sie wacker, da sie doch verwerfliche Mittel (Bestechung) zur Erlangung des Amtes anwenden? (Sie waren stark, fleißig, geschickt, aus guter Familie, bescheiden und mäßig usw.) Was ist ergänzend hinter „bloß für ein bißchen hämmern!" zu denken? Wie kam Jakob Horn in das Dorf? Was ist ein Felleisen? (Mantelsack, Tragsack für Handwerksburschen; volkstümliche Umdeutung aus dem Fremdworte velîs, franz. valise.) Wozu dient es? Wodurch war das Brett an der Gartentür losgegangen? (Böse Buben; Tiere; Wagen; Alter; Unwetter; verrostete Nägel usw.) Warum hing es wochenlang lose? Warum nagelte es der fremde Bursche fest? (Er konnte keine Unordnung sehen, diente gern andern, hatte Gemeinsinn.) Was ist ein Handwerksbursche, ein Dorfschulze, ein Nachbar, eine Schenke? Warum heißt der Bursche landfremd? Warum ging er in die Schenke, warum der Schulze, warum die Bauern? Wie fiel der Bursche dem Schulzen ins Gesicht? Worauf deuten die Begrüßungsworte des Schulzen? (Auf Bekanntschaft.) Warum stutzte der Bursche? Wen reden wir mit Du, Sie, Ihn, Er an? (Beispiele aus dem Leben und dem Lesebuche!) Wie machte der Schulze den Burschen mit dem Eigentümer des Gartens bekannt? Wie tat dieser seinen Dank kund? Worüber redeten die drei Männer? Warum lauschten alle Gäste auf das Gespräch? Was bedeuten die Ausdrücke Handwerk, Wanderung, Kundschaft? Wie zeigt sich eine gemeinnützige Denkart? (Sie denkt mehr auf das allgemeine Beste, den gemeinen Nutzen als auf den eigenen Vorteil.) Wann ist ein Wunsch einmütig? Warum hatten alle den

Wunsch, den fremden Burschen als Gemeindeschmied zu bekommen? Wie mußte Jakob Horn seine Befähigung für die Stelle nachweisen? Welches waren seine wichtigsten Pflichten? Warum wurde er gewählt? Was wurde in dem Vertrage festgesetzt? (Rechte und Pflichten der Gemeinde und des Schmiedes. Nennet einige!) Zeigt, daß Jakob Horn ungebeten zur Arbeit ging, aber nicht ungedankt davon! Worin bestand die Besoldung des Gemeindeschmieds? (Wohnung, Werkstätte, Garten, Feld, bestimmter Geldsatz für jede Arbeit.) Warum besserten die Bauern den schlechten Weg nicht, und warum Jakob Horn? Warum hätten erstere mehr Veranlassung dazu gehabt? Warum fiel es Jakob Horn schwerer und dauerte länger? Was bedeutet die Frage „Seht ihr's?" vollständig? Warum ist der Spitzname Meister Hämmerlein ein Ehrenname? Warum paßt er als Überschrift?

II. **Vertiefung.** 1. Bilder: a) Der landfremde Handwerksbursche bessert die schadhafte Gartentür aus. b) Unterhaltung in der Dorfschenke. c) Die Schmiedeprobe. d) Die Wegebesserung. (Auszuführen!)

2. Charakterzeichnung. Weist nach, daß Jakob Horn ein frischer, gewandter Handwerksbursche, ein geschickter Gemeindeschmied und ein gemeinnütziges Glied der Gemeinde war! Was tat er in jeder dieser drei Beziehungen? Wodurch erwarb er sich die Achtung der ganzen Gemeinde?

Wie bewies der Schulze, daß er sich zum Vorsteher des Dorfes eignete? (Er achtete auf alles, sah scharf, behandelte die Leute freundlich, war gerecht, sagte mutig die Wahrheit und sah auf das Wohl der Gemeinde.)

Wie zeigte Nachbar Hans seine Lässigkeit und Gutmütigkeit?

3. Gedankengang und Gliederung. A. Jakob Horns Beiname: a) was er bedeutet, und b) wie er dazu kam. B. Seine Wahl zum Gemeindeschmied: a) Er besserte die Gartentür aus, b) kehrte in der Schenke ein, c) unterhielt sich mit dem Schulzen, d) legte eine Probe ab und e) wurde gewählt. C. Sein gemeinnütziges Wirken: a) Er besserte den Weg, b) wies die Bauern zurecht.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Nicht immer sind Sprichwörter Wahrwörter, so in diesem Falle: Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon. Undank ist der Welt Lohn. — Tu nur das Rechte in deinen Sachen, das andre wird sich von selber machen. — 1. Petr. 4, 6: Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat —. Tu das Gute und wirf's ins Meer; sieht es der Fisch nicht, weiß es der Herr! — Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!

2. Verwandtes. Der freundliche Herr. — „Jockli, zieh das Käppli ab!" — Das verschonte Gerstenfeld: Es war nicht das meine! — Jakob half Rahel, Mose den Töchtern des Priesters, Rebekka dem Elieser die Kamele tränken. — Die Sunamitin nahm den Propheten Elisa gastlich auf.

3. Aufgaben. Jakob Horn berichtet seinen Eltern brieflich sein Glück. — Wie lautete wohl der Vertrag zwischen dem Schmiede und dem Ortsvorstande? — Vergleichung mit „Jockli, zieh das Käppli ab!" nach Ort, Zeit, Personen, Tatsachen, Schluß! — Wie wurde Jakob Horn zum Schmied, Handwerksburschen, Wirtsgast, Mittelpunkt der Unterhaltung, Gemeindeschmied, Meister Hämmerlein und Wohltäter des Dorfes? Fr. P.

104. Der Zwerg und die Gerstenähre.

Heinrich Seidel, Wintermärchen.

Ein wohlhabender Bauer stand in seiner Scheune und schaute behaglich den mächtigen Segen an, den ihm ein günstiger Sommer gebracht hatte usw.

I. **Gliederung und Erläuterungen.** 1. Die bescheidene Bitte des Zwergs und ihre Gewährung durch den Bauern. Fach = Abteilung in der Scheune. Schober (zu schieben) = der aufeinander geschobene Haufen Ähren. garaus = ganz aus, der Garaus = das Ende. fast (mhd. vaste, Adv. zu veste = nhd. fest) im Mittelhochdeutschen = sehr, so noch jetzt mundartlich. ein Etwas: hier ist etwas substantiviert und bezeichnet das zunächst Unbestimmbare. Wicht = unbedeutendes Ding, kleines Wesen; Verkleinerungsform Wichtlein; das kleine Volk = die Zwerge. Das Anliegen = das, was mir anliegt, mich angeht, hier Bitte (vgl. Angelegenheit = Gegenstand, der einem angelegen ist). trübselig (Adj. zu Trübsal = was Trübung bringt) = betrübt. wuchten (zu Wucht von wiegen) = eine schwere Last heben.

Wie benahm sich der Bauer dem Zwerge gegenüber? Er behandelte ihn höflich, erfüllte ihm sofort seine Bitte und lachte weder über seine Kleinheit noch über die Mühe, die er mit dem Wegschaffen der vollen, schweren Ähre hatte. – Wie lautete das Versprechen des Bauern? Warum bat der Zwerg den Bauer um die tägliche Ähre und nahm sie sich nicht einfach weg, was er leicht und unbemerkt hätte tun können? Er wollte den Bauer nicht bestehlen, vielleicht auch ihn auf die Probe stellen.

2. Der Wichtelsegen in der Wirtschaft. schaffen (schwach gebeugt) hier = arbeiten. Sie legten und legten: die Wiederholung des Zeitworts deutet das ununterbrochene Legen an. Glucke (den Ruf nachahmend) = Bruthenne. Staatsei: Staat lat. (status = Zustand) in der volkstümlichen Sprache = Pracht (Staat mit etwas machen, Sonntagsstaat), Staatsei = Prachtsei, besonders großes Ei. Der oder die Weih, Weihe ist ein großer Raubvogel, der Milan.

Wie erwies sich der Zwerg dankbar?

3. Die Verfehlung des Bauern und die Strafe des erzürnten Zwerges. Es fror Stein und Bein = Es fror, daß alles so hart wurde wie Stein und Knochen. vorwitzig von Vorwitz (ältere Form Fürwitz, zu Witz, einer Ableitung von wissen) = Neugierde, vorwitzig also = neugierig. Granne = stachelige Spitze an der Ähre. pusten = schnauben. Der Klabautermann ist nach dem Volksglauben ein kleiner Kobold, hier verächtlich das Klabauterding; wie es sich hat = sich benimmt (in der Volkssprache); Bindebaum oder Heubaum, mit dem ein hohes Fuder Heu auf dem Wagen zusammengepreßt wird. Er versuchte sein Heil = sein Glück. Es ging alles quer = anders, als es gehen sollte. Der Pips ist eine tödliche Hühnerkrankheit. Es ging alles hinter sich = rückwärts — anstatt vorwärts. Anwesen = Haus mit zugehörigem Grundbesitz. nach Rußland zu in dem Sinne von „sehr weit weg". Worin bestand die Schuld des Bauern? Er hatte zwar nicht ausdrücklich versprochen, jeden Tag die Ähre dem Zwerge persönlich zu überbringen, aber es verstand sich von selbst, daß er als Hausherr, dem aller Wichtelsegen zuteil wurde,

diese Pflicht der Höflichkeit und Dankbarkeit ausführte — er unterließ sie aus reiner Bequemlichkeit; er verriet einem Unbeteiligten das Geheimnis des Segens, ohne sich die Folgen recht zu überlegen; er betraute einen Knecht mit der Ausübung der ihm selbst zukommenden Pflicht, ohne sich zu vergewissern, ob dieser den Auftrag in der rechten Weise ausführte. — Wie führte der Knecht den Auftrag aus? Er lachte den Zwerg aus und verhöhnte ihn in Worten und Gebärden. Vergleiche damit das Benehmen des Bauern im ersten Abschnitte! — Wie verkehrte sich der bisherige Segen in Unsegen?

Wie versscherzte der Bauer sein Glück?

II. **Aufgabe.** Suche andere Erzählungen (in Poesie und Prosa), in denen Menschen ihr Glück durch eigene Schuld (Übermut, Ungehorsam, Neugierde usw.) vernichten! „Das Glück von Edenhall", „Belsazer", das Märchen vom Marienkind u. a. Vergleiche diese Stoffe mit dem Märchen vom Zwerg und von der Gerstenähre!

Dr. P.

105. Der kleine Friedensbote.

Karl Stöber, Erzählungen.

Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gelbe und die weiße Schürze vertrugen sich aufs beste usw.

I. **Gliederung und Erläuterungen.** 1. Gute Freunde und getreue Nachbarn. Die gelbe und die weiße Schürze: anschauliche Bezeichnung des Gerbers und des Bäckers nach ihrem Berufe. Durchgeführtes Bild vom Soldatenleben: der Invalide (lat. Wort = dienstunfähig) ist der ausgediente Soldat, der Rekrut (von einem französischen Worte, das „Nachwuchs" bedeutet) der neu eintretende; der Rekrut wird ausgehoben, nämlich aus seiner Familie und seinem bürgerlichen Berufe; der Soldat wird auf einen Posten gestellt, den er zu bewachen hat. Anwendung auf die Obststämmchen? Wortspiel mit „aus — heben": aus der Taufe heben, aus dem Boden ausheben. Martini = (Tag des heiligen) Martinus (11. November), der Bischof von Tours in Frankreich war, im Jahre 400 starb und in der katholischen Kirche als Heiliger verehrt wird; Märtel ist die süddeutsche Verkleinerungs- und Koseform zu Martin. Er ist der Vorbote des Christkindleins wie in Norddeutschland Sankt Nikolaus. Die kleinen Paten = Patenkinder, deren Patin sie war.

Wie erwiesen die befreundeten Familien sich als getreue Nachbarn?

2. Die Entzweiung der befreundeten Familien. Die beiden Hunde führen bezeichnende Namen: Feldmann, der als Jagdhund mit hinaus aufs Feld geht, Mordax (lat. = bissig) ein kleiner, bissiger Geselle. Dem Charakter des Mordax entspricht es, daß er seinen Knochen verteidigt und sich mit dem viel größeren Feldmann beißt. Der eingezogene Schweif ist das Zeichen des schlechten Gewissens. Von der Handgranate, der mit der Hand geworfenen Granate, haben die Grenadiere ihren Namen erhalten; im Weltkriege wurde die längst vergessene Handgranate wieder eine moderne Waffe. aufgestülpte Hemdärmel = H., die umgeschlagen und nach oben aufgekrempt sind. Der Satan bläst mit vollen Backen, also recht kräftig, in das Feuer des Zorns. Die Sonne ging unter: Keiner der beiden Männer beherzigte die apostolische Mahnung Epheſ. 4, 26 (Lasset die Sonne nicht über eurem Zorne untergehen); ist erst die Sonne unter-

gegangen, ohne daß zwei Zürnende sich versöhnt haben, dann frißt der Zorn sich in der Nacht immer tiefer ein. schäkern (aus dem Hebr.) gilt urspr. von hinterlistigem Benehmen, Schäker also = Heimtücker, tückischer Hund. Widerpart = Gegenpartei. Eine große Kluft war befestigt: geht zurück auf Luk. 16, 26 — die Kluft zwischen Himmel und Hölle. Kabinett (von franz. Kabine = Kajüte auf dem Schiffe) = kleines Gemach, Nebenzimmer; die Stube war im Gasthause zur Post (Süddeutschland) das allgemeine Gastzimmer, das Kabinett ein abgesondertes Nebenzimmer.

Wie war es möglich, daß über dem Beißen der beiden Hunde die Freundschaft der Familien in die Brüche ging? Die Liebe zu den Hunden, der Wurf in blindem Zorne, das Schimpfen von beiden Seiten, die Scham über diese Vorgänge und die Scheu, den ersten Schritt der Annäherung zu tun, die gerichtliche Klage des Bäckers, der Prozeß, bei dem alle Umstände aufs neue verhandelt wurden, der für alle beide Teile ungünstige Ausgang des Prozesses. — Wie litten alle Glieder der beiden Familien unter dieser Feindschaft?

3. Die Versöhnung der beiden Familien durch den kleinen Friedensboten. Der Wecken (urspr. = Keil) ist in Süddeutschland ein an beiden Seiten zugespitztes, also keilförmiges Gebäck (Brötchen) aus Weizenmehl. ein brocken (von Brocken, zu brechen = das, was gebrochen ist) = in Brocken in den Kaffee tun. Torbäcker = Bäcker, der am Tore wohnt. „Die anklopfende Gnadenhand des Herrn" geht zurück auf Off. Joh. 3, 20 („Ich stehe vor der Tür und klopfe an"): der Herr klopft an die Herzenstür an und mahnt zu Versöhnlichkeit. zum Tempel = zum Hause hinein. Das Ölblatt erinnert an 1. Mos. 8, 11: die zweite Taube, die Noah bei der Sintflut fliegen ließ, brachte ihm ein Ölblatt als Zeichen, daß das Gewässer auf Erden gefallen war. Eierring = ein ringförmiges Gebäck aus Mehl und Eiern. Leinwand, mhd. linwât, wobei wât (zu Wurzel we weben) = Kleidung ist; heute ist das Wort an Gewand angelehnt. Beim Spinnen des Flachses hatten die Frauen den Faden oft mit ihren Tränen anstatt mit Wasser genetzt, naß gemacht. lichte Augenblicke, helle A. = A., in denen sein Verstand klar, nicht durch das Fieber verwirrt war. Urständ altertümlich = das Auferstehen, die Auferstehung.

Warum wird Wilhelm (Helm, der zweite Teil des Namens, gilt als Abkürzung) Friedensbote genannt? Wie die Taube dem Noah das Ölblatt brachte als Zeichen, daß nach der Sintflut wieder Frieden über die Erde kommen solle, so brachte Wilhelm den Eierring, das Geschenk seines Paten, samt den Grüßen und der Einladung als Zeichen der Bereitwilligkeit, den Frieden zwischen den beiden Familien wieder herzustellen. Warum eignete sich der Knabe für dieses Amt so besonders? Er war an dem Streite unbeteiligt, stand unbefangen zwischen beiden Parteien, hatte seine Eltern und seinen Paten lieb. Wie kam die Versöhnung so schnell zustande? In den drei Jahren hatten die beiden Männer Zeit genug, über ihre Worte und Handlungen nachzudenken und Reue zu empfinden; sie sahen, wie die Frauen und Kinder unter der Feindschaft litten, empfanden die Unbequemlichkeiten dieser Feindschaft selbst immer stärker und sehnten sich nach dem Glück des früheren Zustandes zurück. So war auf beiden Seiten die Geneigtheit zur Versöhnung vorhanden; es bedurfte nur des ersten Schrittes auf diesem Wege, und den tat das Kind. Matth. 18, 3: Es sei denn, daß ihr euch umkehret und

werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Matth. 5, 9: Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen.

II. **Eigenart** der Erzählung. Kennzeichnend sind die zahlreichen biblischen Anklänge. Auf die süddeutsche Heimat des Erzählers — Karl Stöber ist 1786 zu Pappenheim an der Altmühl geboren und daselbst als Dekan 1865 gestorben — weisen die süddeutschen Wörter und Wortformen hin. Dr. P.

106. Die Kröte verteidigt sich.

Johannes Trojan.

Welchen Grund könnt ihr Menschen haben, mich zu hassen und zu verfolgen? usw.

I. **Einführung.** Unser neues Lesestück trägt die Überschrift „Die Kröte verteidigt sich", und zwar in einer Rede. Warum hat sie das nötig? Die Kröte wird von unverständigen Menschen, besonders von Kindern, gequält und getötet, wo sie sich sehen läßt. Hiergegen wendet sich die Kröte in ihrer Verteidigungsrede.

II. **Gliederung und Erläuterungen.** 1. Warum verfolgen die Menschen die Kröte? a) Wegen ihrer Häßlichkeit. Aber die Kröte hat sich nicht selbst geschaffen, und es gibt auch häßliche Blumen und häßliche Menschen. b) Wegen ihrer Giftigkeit. Aber sie führt kein Gift in sich und kann keinen Menschen verwunden; sie ist froh, wenn man sie am Leben läßt, und kann sich leider wegen ihrer Langsamkeit nicht schnell genug aus der Nachbarschaft des Menschen entfernen (unsereins = eins von uns, eins oder einer wie wir). — 2. Die Kröte ist aber dem Menschen nicht nur nicht schädlich oder gefährlich, sondern sogar seine beste Gehilfin im Garten: sie verzehrt die kleinen Nacktschnecken (feist ist die süddeutsche Form zu dem norddeutschen fett), die dem Gemüse und Salate gefährlich werden, in Massen. — 3. Die Kröte hofft, daß die Menschen das Gesagte sich merken und sie in Ruhe lassen.

III. **Aufgabe.** Vergleiche das Schicksal der Kröte mit dem des Maulwurfs (Nr. 95)! Dr. P.

107. Jockli, zieh das Käppli ab!

Heinrich Zschokke.

„Jockli, zieh das Käppli ab!" sagte allemal des Schneiders Balzer Witwe zu ihrem kleinen Sohne Jakob, wenn ein Fremder durchs Dorf ging usw.
(Die Erzählung findet sich in vielen Lesebüchern.)

I. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. a) Der höfliche Jockli und die groben Bauern. Jockli ist die süddeutsche Verkleinerungs- und Koseform von Jakob, Käppli die Verkleinerungsform von Kappe = Mütze. — Dienstfertig = fertig oder bereit zu allerlei Diensten und Arbeiten. — Grob wie Bohnenstroh: die Stengel und Blätter der Bohne, besonders der Saubohne, sind grob im Vergleich mit dem glatten Stroh des Getreides; mit dieser Grobheit des Bohnenstrohs vergleicht man die Grobheit des ungebildeten Menschen. — Flegel: der Dreschflegel ist das Handwerkszeug des Bauers; dann wird es Scheltwort für den Bauer, der den Flegel schwingt, und auch für andere ungebildete, grobe Menschen. — Sie standen wie die Baumpfähle (ursprüngl. Brunnenstöcke), also steif und unbeweglich. — Angepicht: als wären

die Kappen und Hüte mit Pech an den Kopf geklebt, so daß man sie nicht abnehmen konnte. — Almosen: milde Gaben an Arme. — Tagelohn = Lohn für die Arbeit eines Tages, hier tageweises Arbeiten.

b) Der gewalttätige Bauer und der hilfreiche Jockli. Trunkenbold = ein gewohnheitsmäßiger Trinker. (Die Wörter auf — bold wie Rauf-, Sauf-, Trunkenbold sind den Eigennamen auf — bold wie Diebold, Leopold usw. nachgebildet, bei denen — bold = bald, mhd. balt, d. i. kühn, steht.) — Karosse = Kutsche. — Der Oberherr ist der im Dorfe ansässige adelige Gutsherr. — Deckel = das, was den Kopf bedeckt; verächtliche Bezeichnung für Hut. — gaffen = den Mund aufsperren, neugierig schauen.

c) Der belohnte Jockli und die bekehrten Bauern. Grobian, Grobianus: im 15. Jahrh. scherzhaft mit lateinischer Endung gebildete Ableitung aus grob.

Grundgedanke: Sei höflich und dienstfertig, besonders gegen fremde und ältere Leute!

2. Charakteristik Jocklis. Er war höflich und dienstfertig; erst arm, später reich; ein guter Sohn, ein treuer Diener, ein sparsamer Haushalter.

3. Eigentümliches. Der Erzählung eigentümlich sind die vielen volkstümlichen Redensarten: Die Bauern waren grob wie Bohnenstroh. Sie standen da wie Baumpfähle und konnten die Kappen nicht vom Kopfe bringen, als wären sie angepicht. Sie machten alberne Gesichter, wie Gänse, wenn's donnert (vor Überraschung und Schrecken). Sie gafften aus der Ferne wie die Schafe, wenn ein fremder Hund kommt (den sie noch nicht kennen und daher neugierigdumm anstarren). Nutzt es nichts, so schadet es nichts.

II. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Mit der Mütze in der Hand kommt man durch das ganze Land. Höflich mit dem Munde, hurtig mit dem Hut kostet nicht viel und ist doch sehr gut. — Höflichkeit und Treue bringen nimmer Reue. (Weise das nach an dem Beispiele Jocklis!) — Hebels Mutter rief ihrem Sohne zu: „Peter, lang 's Chäppli abe, 's chunmt e Herre!"

2. Übungen im Sprechen und Schreiben. Weise die Eigenschaften Jocklis aus der Geschichte nach! — Wie zeigten sich die Bauern grob und ungeschliffen? — Wie kam es, daß die groben Bauern bekehrt wurden? — Wem und von wem ist in dieser Geschichte die Mahnung „Jockli, zieh usw." gesagt? (1. Dem Jockli von seiner Mutter; 2. den Kindern in Jocklis Dorfe von ihren Eltern; 3. allen Kindern, die die Geschichte lesen, von dem, der sie erzählt.) Dr. P.

Ein Führer durchs Lesebuch. Erläuterungen poetischer und prosaischer Lesestücke aus deutschen Volksschul-Lesebüchern von Schul-R. Fr. Polack und Geh. Reg.-R. u. Provinzialschul-R. Dr. P. Polack. I. Teil. Unterstufe. 5., verm. Aufl. Geh. M. 28.—, geb. M. 32.— II. Teil. Mittel- und Oberstufe. 6., verm. Aufl. 2. Hälfte geh. M. 28.—, geb. M. 40.—

„ . . . Das Werk zeichnet sich durch seine Reichhaltigkeit aus und ermöglicht die denkbar gründlichste und allseitigste Präparation des Lehrers, da es alles bietet, was man über ein Gedicht wissen muß. Es enthält eine Fülle feinsinniger Bemerkungen und trefflicher methodischer Winke." (Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht.)

Der Kunstschatz deutscher Dichtung: Die epische Dichtung. Von Oberstudien-Dir. Dr. E. Weber. 3. Aufl. Geh. M. 28.—, geb. M. 36.— Die lyrische Dichtung. Von Lyzeal- u. Oberlyzeallehrer W. Peper. 3. Aufl. [U. d. Pr. 21.]

Die dramatische Dichtung. Von Oberstudiendirektor A. Ludwig. [In Vorb. 21.]

Die dichterische Prosa. V. Lyzeal- u. Oberlyzeallehr. W. Peper. [In Vorb. 1921.]

„Was die Verfasser erstreben und in hohem Maße erreichen, ist die Kunst, den künstlerischen Goldschatz aus der Tiefe der Gedichte zu heben und für die Jugend auszuprägen. ‚Die Erläuterungen' bieten zumeist ganz vortreffliche Richtweisungen und sind von dichterischem Geiste durchweht. Diese beiden Werke gehören unzweifelhaft zu dem Gediegensten und Reifsten, das wir auf diesem Gebiete besitzen." (Alfred Biese in der Deutschen Literaturzeitung.)

Forderungen und Wege für den neuen Deutschunterricht. Herausgegeb. von Stud.-R. Dr. W. Hofstaetter. (17. Erg.-Heft d. Ztschr. f. Deutschkde.) Geh. M. 25.60

Das Buch enthält praktische Vorschläge und Anweisungen, wie die neuesten an den Deutschunterricht gestellten Forderungen zu verwirklichen sind, daß er der Deutschkunde dienen, für das Leben und das Verständnis der Gegenwart erziehen und dem Arbeitsgedanken Rechnung tragen soll.

Deutschkunde als Bildungsgrundgesetz und als Bildungsstoff. Von Lyzeal- u. Oberlyzeallehrer W. Peper. (13. Erg.-Heft der Ztschr. f. Deutschkunde.) Geh. M. 11.20

„Verfasser gewinnt besonders durch die klare, ruhige Beweisführung und die Wärme, womit er seine Sache vertritt." (Sächsische Schulzeitung.)

Neue Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte. Von Prof. Dr. phil. et jur. P. Merker. (16. Erg.-Heft d. Ztschr. f. Deutschkunde.) Geh. M. 20.—

Der Verfasser behandelt die wichtigsten Reformbestrebungen und inneren Wandlungen der bei der literarhistorischen Disziplin erörterten Probleme.

Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst. Herausgegeb. von Stud.-R. Dr. W. Hofstaetter. 3. Aufl. Mit 42 Tafeln und 2 Karten. Geb. M. 30.— Als Geschenkbd. a. unt. d. Titel: Von deutscher Art u. Kunst. Geb. M. 46.70

„Das deutsche Land nach Natur und Geschichte, der deutsche Mensch in seinem Aufstieg nach Sitte und öffentlichem Brauch, deutsche Kunst und Kultur: all das überblickt man nirgends so deutlich und übersichtlich in richtigem Zusammenhange wie hier." (Das Größere Deutschland.)

Zeitschrift für Deutschkunde. 35. Jahrgang der Ztschr. für den deutschen Unterricht. Begründet durch R. Hildebrand und O. Lyon. Herausgegeb. von Stud.-R. Dr. W. Hofstaetter und Geh. Reg.-R. Prof. Dr. Fr. Panzer. Vierteljährl. M. 16.—, Einzelheft M. 12.—

Volk und Vaterland. Schaffen und Schauen. Bd. I. 4. Aufl. Geb. M. 46.70 Auch in 2 Teilbänden erhältlich: I, 1. Das Deutsche Reich. M. 26.70 I, 2. Das Wirtschaftsleben. M. 33.40

„Niemals am Vaterland verzweifeln und fest daran glauben, daß das Vaterland, wenn die Zeiten auch noch so hart und drückend sind, aus allen Prüfungen herrlich hervorgehen wird."

Diesen Worten Schleiermachers folgend, möchte dies Buch vor allem unserer Jugend, den künftigen Führern unseres Volkes, die große Aufgabe zeigen, die sie zu lösen hat: unser Volk zur inneren Einheit zu führen. Dazu gibt es ein Bild alles dessen in seiner Vielgestaltigkeit, was sich zur großen Einheit des deutschen Vaterlandes zusammenschließt. Das Werk stellt eine lebensvolle, aber durchaus sachliche, unparteiische Bürgerkunde des neuen Deutschland dar, erfüllt vom Geiste tatkräftiger Vaterlandsliebe.

Des Menschen Sein und Werden. Schaffen und Schauen. Bd. II. 3. Aufl. Mit 4 Zeichnungen von A. Kolb. Geb. M. 46.70 Auch in 2 Teilbänden geb. erhältlich: II, 1 Menschenleben M. 20.—, II, 2 Geistesleben. M. 26.70

Das Buch führt in die tieferen Zusammenhänge der deutschen geistigen Welt der Gegenwart ein. Werden, Wesen und Aufgaben unserer Kultur, in Geistes- und Naturwissenschaft, Philosophie, Religion und Kunst, wie ihre Voraussetzungen im leiblichen und geistigen Dasein des Menschen aufzeigend und zu vertiefter Lebensführung anleitend.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Preisänderung vorbehalten

Meister des Stils über Sprach- und Stillehre. Beiträge zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller zur Erneuerung des Aufsatzunterrichts. Herausgegeben von Stud.-R. W. Schneider. Kart. M. 15.—

Das Buch enthält Beiträge von Herm. Bahr, R. H. Bartsch, P. Ernst, H. Eulenberg, O. Flake, G. Frenssen, C. A. v. Gleichen-Rußwurm, Friedr. Gundolf, Enrica v. Handel-Mazzetti, Ric. Huch, Rud. Huch, Bernh. Kellermann, Heinr. Mann, Thom. Mann, Fr. Mauthner, Walt. v. Molo, Jos. Ponten, Wilh. Schäfer, R. v. Schaukal, Wilh. Schmidtbonn, C. Sternheim, Cl. Viebig, J. Wassermann, Arn. Zweig, St. Zweig.

Erleben und Gestalten. Ein Aufsatzpraktikum für höhere Schulen von Prof. A. Schmieder. Geh. M. 6.40, geb. M. 11.20

„Schmieder gibt uns nicht Theorie — er führt uns in die Praxis seiner Schule, und das macht jedes pädagogische Buch doppelt wertvoll." (Zeitschr. f. Jugenderzieh. u. Jugendfürsorge.)

Geschichte der deutschen Dichtung. Von Studienrat Dr. H. Röhl. 3. bis auf die Gegenwart fortgeführte Aufl. Geb. M. 18.—

„Mit großem Geschick weiß der Verfasser in knappen Worten einen Zeitabschnitt, das Wirken einer Persönlichkeit trefflich zu charakterisieren, ein Dichtwerk zu analysieren oder die Beziehung zwischen Leben und Werken bei dem einzelnen Dichter hervorzuheben." (Südw. Schulbl.)

Abriß der deutschen Dichtung. Sprache und Verskunst. Nebst einer Einleitung vom Wesen der Dichtkunst u. einem Anhang über die griechische Tragödie u. Shakespeare. Von Studienrat Dr. H. Röhl. 2. Aufl. Entwicklungsgeschichtlich dargestellt. M. 13.40

„Dieser Abriß eignet sich vorzüglich dazu, einen Anhalt für das Zurechtfinden in der deutschen Dichtung zu bieten." (Die deutsche Schule.)

Wörterbuch zur deutschen Literatur. Von Studienrat Dr. H. Röhl. (Teubners kl. Fachwörterb. Bd. 14.) Geb. M. 25.—

Gibt in etwa 2000 Stichworten eine allgemeinverständliche Erklärung aller Fachausdrücke und Personennamen nicht nur rein literaturgeschichtlicher Bedeutung, sondern auch aus den Gebieten der Poetik, Metrik, Stilistik des Theater- und Buchwesens und aus der Sprachgeschichte. Fremdsprachliche Ausdrücke sind wortableitend erklärt. Die praktischsten und billigsten Textausgaben und die grundlegende Fachliteratur sind verzeichnet. Eine Bücherkunde und eine Zeittafel sind beigegeben.

Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing. Goethe. Novalis. Hölderlin. Von Geh. Reg.-R. Prof. Dr. W. Dilthey. 7. Aufl. Mit 1 Titelbild. M. 46.70, geb. M. 66.70

„Diese Charakteristiken gehören zu den auserlesenen Meisterstücken dieser Literaturgattung und ich glaube, alles darüber in das eine Wort zusammenfassen zu dürfen, daß sie nicht unwert sind, neben solche Essays wie Goethes ‚Winkelmann' gestellt zu werden." (Preuß. Jahrbücher.)

Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche. Von Prof. Dr. Ph. Witkop. 2. Aufl. Band I: Luther bis Hölderlin. Band II: Novalis bis Nietzsche. Geh. je M. 42.70, geb. je M. 50.70

„In einer Reihe meisterlicher Bilder voll eindringlichster Psychologie und feinstem, künstlerischen Verständnis läßt Witkop den gewaltigen und geheimnisvollen Bau der deutschen Lyrik vor uns emporwachsen." (Karlsruher Tageblatt.)

Das dichterische Kunstwerk. Grundbegriffe der Urteilsbildung in der Literaturgeschichte. Von Prof. Dr. E. Ermatinger. Geh. M. 40.—, geb. M. 48.—

Das vorliegende Buch will die Grundbegriffe literaturgeschichtlicher Urteilsbildung bestimmen, es sucht den Begriff des Erlebnisses aufzuhellen, eine Bestimmung des lyrischen, epischen, dramatischen Stiles zu geben und enthält so eine Fülle neuer Einsichten in den künstlerischen Prozeß und das Dichtwerk.

Aus Weimars Vermächtnis. „Nichts vom Vergänglichen, wie's auch geschah! Uns zu verewigen sind wir ja da." Im Sinne des Goetheschen Spruches soll in dieser Reihe zwanglos erscheinender Schriften versucht werden, das ewig Lebendige der größten Zeit deutschen Geisteslebens für Gegenwart und Zukunft fruchtbar zu machen. — Zunächst erschienen:

Schiller, Goethe und das deutsche Menschheitsideal. Von Prof. D. K. Bornhausen. (Bd. I.) Kart. M. 20.—

Lebensfragen in unserer klassischen Dichtung. Von Direktor Prof. H. Schurig. (Bd. II.) Kart. M. 30.—

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Acht Vorträge. Von Geh. Reg.-R. Prof. Dr. A. Riehl. 6. Aufl. Geh. M. 56.—, geb. M. 72.—

„Das ganze Buch ist in auffallend schöner und klarer Sprache geschrieben und fesselt auch dadurch ebensosehr wie durch die Klarheit und Faßlichkeit in der so schwierigen Darlegung der philosophischen Fragen selbst. Es ist eines jener noch immer seltenen, darum so empfehlenswerten Bücher deutscher Gelehrtheit, die begründetes Wissen in schöner Form bringen."
(Religion u. Geisteskultur.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Preisänderung vorbehalten

Begriff der Arbeitsschule. Von Oberstud.-Rat Prof. Dr. G. Kerschensteiner. 5. Aufl. Mit 5 Tafeln. Geh. M. 24.—, geb. M. 32.—

„Das gehaltvolle Buch behandelt mit der Klarheit und zwingenden Logik, die Kerschensteiners Gedankengängen eigen ist, die Aufgaben der öffentlichen Schule und den Arbeitsunterricht und bringt ein Organisationsbeispiel für die Volksschulklassen der Städte. Die Schrift gehört zu den grundlegenden Werken, die sich mit der Arbeitsschulidee beschäftigen." (**Die Arbeitsschule.**)

Didaktische Präludien. Von Oberstud.-Dir. Prof. Dr. H. Gaudig. 2. Aufl. Geh. M. 26.70, geb. M. 33.40

„Wer die packenden und geistvollen Schriften Gaudigs liest, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß wir es mit Arbeiten zu tun haben, die jede Frage von der hohen Warte einer vielseitigen, gründlichen wissenschaftlichen Bildung behandeln." (Ztschr. f. **Schulgesundheitspflege.**)

Didaktische Ketzereien. Von Oberstud.-Dir. Prof. Dr. H. Gaudig. 4. Aufl. Geh. M. 16.70, geb. M. 23.40

„Das ist eine erquickliche Lektüre. Eine Fülle von Stoff in aphoristischer Form lose aneinandergereiht, in allem des Verfassers geistvolle, lebenweckende Lehrerpersönlichkeit für jeden, der ihm nahegetreten, deutlich wieder erkennbar." (**Lehrproben und Lehrgänge.**)

Schaffensfreude. Anregungen z. Belebung d. Unterrichts. Von Lehrer F. Gansberg. 5. Aufl. Kart. M. 21.40

„Die Gansbergschen Anregungen geben sehr gelungene Beispiele für alle Fächer, wie der Lehrer selbst fernab liegende Stoffe durch Beziehung auf den Erfahrungskreis des Kindes lebensvoll und interessant gestalten kann." (**Lehrerzeitung für Ost- und Westpreußen.**)

Plauderstunden. Schilderungen für den ersten Unterricht. Von Lehrer F. Gansberg. 4. Aufl. Kart. M. 24.—

„Gansberg ist ein trefflicher Erzähler und zeigt in seinem Buch, wie man's anfangen muß, damit die Kinder mit Lust zuhören!" (**Lehrerzeitung für Ost- und Westpreußen.**)

Dortmunder Arbeitsschule. Ein Beitrag zur Reform des Volksschulunterrichts. Herausgegeben vom Kollegium der Augustaschule zu Dortmund. 2. Aufl. [Unter der Presse 1921.]

„Diese ‚Reformschule' bietet einen klaren Einblick in den praktischen Betrieb der Arbeitsschule . . . ." (**Pharus.**)

Selbstbetätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht. Mit besonderer Berücksichtigung des ersten Schuljahrs von Realgym.-Dir. Geh. Stud.-R. Prof. Dr. W. Wetekamp. 5. Aufl. Nebst einem Anhang: Wie ich die Idee der Selbstbetätigung in 3jähriger Schularbeit durchzuführen suchte. Von Vorsch.-Lehrer P. Borchert. Mit 20 Tafeln. [U. d. Pr. 21.]

„Aus dieser Schrift geht ein solcher Geist von Selbsttätigkeit und Anschaulichkeit, daß unser gesamtes Schulwesen reiche Anregung und Schaffenskraft daraus schöpfen kann. Liebe zur Schule und den Schülern ist das Leitmotiv, das auf jeder Seite wiederkehrt." (**Westdeutsche Lehrerztg.**)

Der erste Schulunterricht im Sinne einer entwicklungstreuen Erziehung und unter Berücksichtigung der Arbeitsbestrebungen. Herausgegeb. von Kreisschul-R. K. Eckhardt unter Mitwirkung von Lehrer A. Lüllwitz. 2. Aufl. Mit Bilderanhang. [U. d. Pr. 21.]

„Keine radikale Umgestaltung, sondern Ausbau der überkommenen Lernschule in organischer Entwicklung zu einer Pflegestätte selbständiger, schaffender Geistesbetätigung: das ist der leitende Gesichtspunkt für die Reformarbeit dieser Schrift." (**Pädagogischer Jahresbericht.**)

Heimatkunde und Arbeitsschule. Von Seminarlehrer R. Marquardt. Mit 40 Abb. i. Text. Geh. M. 12.—, geb. M. 20.—

„Der Lehrstoff ist geschickt gewählt und nach Sachgruppen eingeteilt, die die Verhältnisse der Heimat in geographischer, naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung behandeln und damit auch ein gut Stück staatsbürgerlicher Erziehungsarbeit leisten." (**Literar. Zentralblatt.**)

Die Schulgemeinde. Gedanken über ihr Wesen und Anregungen zu ihrem Aufbau. Unter Mitwirkung zahlreicher Schulmänner herausgegeb. von Dir. Dr. E. Neuendorff. Geh. M. 80.—, geb. M. 88.—

„Die meisten dieser Aufsätze wirken, jeder für sich genommen, wie ein Trunk frischen Quellwassers; doch sind sie nicht lose aneinandergereiht, sondern innerlich verbunden durch den Gedanken, der das ganze Werk durchdringt und erfüllt: unsere Jugend, indem man sie auf allen Gebieten des Schullebens unter eigener Verantwortlichkeit vor Aufgaben und Taten stellt, zum Volksführertum zu erziehen." (**Monatsschrift f. Turnen, Spiel und Sport.**)

Handwörterbuch des Volksschulwesens. Unter Mitwirkung zahlreicher Schulmänner herausgegeb. v. Sem.-Dir. Dr. E. Clausnitzer, Schuldir. Dr. L. Grimm, Geh. Reg.- und Schul.-Rat Dr. A. Sachse, Gew.-Schulrat Prof. Dr. R. Schubert. Geh. M. 64.—, geb. M. 80.—

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Preisänderung vorbehalten

Author Pietlein, Rudolf and others (eds.) 294076 LG.H D565d

Title Dichtungen in Poesie und Prosa für die Mittelstufe. Ed.9,rev. Vol.1.

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU